Z (40)
1393

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

340a
2

Mit 12 Lithographien

163

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

340a
2

Mit 12 Lithographien

163

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tutti Frutti

der

Neuesten Litteratur

des

Auslandes.

1839. April. Mai. Juni.

Berlin.
Verlag von Carl J. Klemann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Z 1393 (4°)
750

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

57. 3087

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der himmelblaue Domino.

Es war ein schöner Herbstabend; ich war mit einem Freund bis gegen die Dämmerung hin auf der Piazza grande, dem Hauptplatz der Stadt Lukka, spazieren gegangen. Wir hatten von England, unserem Vaterland gesprochen, aus welchem ich damals etwa vier Jahre entfernt war und meinen Wohnsitz in Italien aufgeschlagen hatte, um meine schwache Gesundheit zu stärken. Ich war aber viel länger geblieben, als die Sorge für meine Gesundheit erforderte, in Folge meiner Anhänglichkeit und Gewöhnung an den reinen Himmel dieses Landes und an das dolce far niente, welches in diesem reizenden Klima so viel Bestechendes hat. Wir hatten einander den Inhalt unserer beiderseitigen, mit der letzten Post angekommenen Briefe mitgetheilt; hatten über Politik, große Männer, Bekanntschaften, Freunde und Verwandte geplaudert, und waren endlich, des Gespräches müde, in eine angenehme Träumerei versunken, in der wir die über unserem Haupte funkelnden Sterne betrachteten, als mein Freund hastig aufsprang und mir gute Nacht sagte.

„Wohin geht Ihr, Alfred?" fragte ich. — „Ich hätte beinahe vergessen, daß ich für diesen Abend mich versagt. Ich versprach Jemand auf der Maskerade der Marchesa di Cesto zu treffen;" war seine Antwort. „Pah! sind Sie denn dieser Geschichten nicht satt?" versetzte ich, „dieses ewigen Gewühls von schwarzen Masken und von Dominos aller Farben? der schwerfälligen Harlekine, Narren und Rüpel von Natur, die dort die ihnen gebührende Tracht tragen, und die Maskerade spielen, nur wenn sie jene ablegen; Nonnen, welche ihre Liebesintriken für keine Sünde halten, Mönche ohne einen Funken von Religion, häßliche Venusse, Dianen ohne Keuschheit, und Hebe's, so alt wie Eure Großmutter!" — „Alles sehr wahr, Herbert; und das Leben selbst ist Maskerade genug; aber der Umstand ist der, daß ich eine Verabredung getroffen; sie ist wichtig und ich darf nicht fehlen." „Nun, ich wünsche Euch mehr Unterhaltung, als ich in der Regel bei diesen burlesken Gesellschaften gefunden habe," versetzte ich; „Adieu und mög' es Euch nach Wunsch gehen!" und mein Albert eilte fort.

Ich blieb noch eine halbe Stunde auf der Bank sitzen und ging dann heim nach meiner Wohnung. Mein Diener Antonio zündete das Licht an und entfernte sich. Auf dem Tisch lag ein Billet; es war eine Einladung von der Marchesa. Ich legte sie beiseite und nahm ein Buch zur Hand, eines das Nachdenken und ernste Aufmerksamkeit erforderte, aber das Rasseln der unter meinem Fenster dahinfliegenden Wagen ließ mich meine Aufmerksamkeit nicht sammeln. Ich warf das Buch weg, setzte einen Stuhl an das Fenster und sah den Wagen zu, welche dahinrollten, angefüllt von Masken, die voll Begierde nach Vergnügen zu sein schienen. Ich war in einer cynischen Laune. Welche Narren, dachte ich, und welche Menschenmassen werden dort sein! es werden ungeheuer viel Menschen sich zusammendrängen; und was mag wohl die Bestellung sein, welcher Albert eine so große Wichtigkeit zuschrieb? — dieß waren meine Gedanken während der nächsten zehn Minuten, während welcher wenigstens fünfzig Wagen verschiedener Art unter meinem Fenstes vorbei passirt waren. Und dann dachte ich an das fürstliche Vermögen der Marchesa, den prächtigen Palast, in welchem die Maskerade gegeben wurde und das glänzende Schauspiel, das dort stattfinden würde. „Der Großherzog soll hinkommen und Alles, was nur von ausgezeichneten Personen in Lukka ist. Ich habe gute Lust, selbst auch hinzugehen."

Einige Minuten verstrichen. Ich fühlte mich einsam und entschloß mich wirklich hinzugehen. Ich wandte mich vom Fenster ab und zog die Klingel. „Antonio, seht zu, ob Ihr mir einen Domino schaffen könnt, einen dunkelfarbigen wo möglich, und sagt Carlo, er solle sobald als möglich mit dem Wagen vorfahren." Antonio entfernte sich und blieb so lang aus, daß der Wagen vor der Thüre war, eh' er noch zurückkehrte. „Signor es thut mir leid, sehr, sehr leid, aber ich bin in allen Läden von Lukka herumgerannt und es war nichts mehr da, als ein himmelblauer Domino, den ich hier bringe." — „Himmelblau! ha! es werden nicht zwei himmelblaue Dominos auf der ganzen Maskerade sein; eben so gut könnte ich gleich meinen Namen sagen; Jedermann wird mich erkennen." — „Ihr seid so gut vermummt unter einem himmelblauen Domino, wie unter einem schwarzen, Signor, wenn Ihr nur sonst Euch nicht zu erkennen gebt," bemerkte mir Antonio. „Sehr wahr," versetzte ich, „gebt mir eine Maske." Und mich in den himmelblauen Domino hüllend, ging ich die Treppe hinunter, warf mich in meinen Wagen und hieß Carlo zum Palast der Marchesa fahren."

Nach einer halben Stunde kamen wir an dem Thore von der Marchesa prächtigem Landsitz an. Von diesem Thore bis zum Palast, eine Strecke von einigen hundert Schritten, waren die Bäume, unter welchen man hindurch fuhr, mit farbigen Lampen behängt, welche anmuthig an allen Zweigen guirlandenartig vertheilt waren, und die Töne der Musik von dem mächtigen Eintrittssaal des Palastes klangen durch die stille Luft. Als ich auf dem Platze, gegenüber der Flucht von Marmortreppen ankam, welcher den Eingang des Palastes bildete, staunte ich über die Pracht, den Geschmack und den keine Kosten scheuenden Aufwand. Der Palast selbst erschien wie der von den Genien der Lampe Aladdins erbaute Zauberpalast, so ganz war seine marmorne Vorderseite von einer Masse buntfarbiger Lampen bestrahlt, deren Widerschein, eine Milchstraße von Licht, die Umgebung auf etwa hundert Schritte tageshell machte; allerlei Transparente und Lustfeuer waren in den Gängen zunächst dem Palast angebracht, und weiterhin dann war Alles dunkel und wurde noch dunkler durch den Kontrast mit den Strömen von Licht, welche vom Mittelpunkt des Festes aus sich ergossen. Gruppen von Charaktermasken und Dominos bewegten sich in jeder Richtung hin und her, die meisten wieder umkehrend, wenn sie an die dunklen Gänge kamen, einige Paare aber ihre Schritte noch weiter fortsetzend, wo keine Zeugen und Horcher zu besorgen waren.

Das ist eine lebhafte Scene, dachte ich, als der Wagen hielt, und es thut mir nicht leid, daß ich an der Lustbarkeit Antheil nahm. Sobald ich ausgestiegen, schritt ich die breite Treppenflucht hinan, welche zu dem geräumigen Saal führte, worin der größere Theil der Gesellschaft versammelt war. Die Musik war für einen Augenblick verstummt und da mir der Geruch der den Saal dekorirenden erotischen Gewächse zu stark ward, stieg ich wieder die Marmorstufen hinab, als ich meine Hand von einer Person in violetfarbenem Domino gefaßt und warm gedrückt fühlte.

„Ich bin so sehr erfreut, daß Ihr kamet; wir fürchteten Ihr würdet nicht kommen. Ich spreche Euch sogleich wieder." sagte der Domino, und dann trat er zurück in das Getümmel und verschwand.

Im ersten Augenblick fiel mir ein, es werde mein Freund Albert gewesen sein, der mit mir gesprochen. „Recht ärgerlich," sagte ich bei mir, „daß er mich sogleich erkannt hat!" und wie-

TUTTI FRUTTI. I. Band. 1. Lieferung. Expedition: In der Buchdruckerei im Lindengässchen, u. d. Linden Nr. 34.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der kam mir die absurde Einbildung, weil ich einen auffallenden Domino trug, müßte ich ganz gewiß erkannt werden. „Was kann er denn von mir wollen? Er muß in einer unerwarteten Verlegenheit sich befinden, ganz zuverlässig.“ Das waren meine Gedanken, als ich langsam die Treppen hinabstieg, und manchmal eine Weile auf einer Stufe stillestand, in Muthmaßungen mich vertiefend — als ich wieder aufgehalten ward, durch einen leichten Schlag auf die Schulter. Ich sah mich um; es war eine Frau, und obgleich sie ihre Halbmaske trug, sah man doch deutlich, daß sie jung — und ich war überzeugt, daß sie schön war.

„Kein Wort!“ flüsterte sie, die Finger auf den Mund legend, „folgt mir.“ Natürlich folgte ich ihr; wer hätte einer solchen Aufforderung widerstanden?

„Ihr kommt spät,“ sagte die Unbekannte während wir so weit von dem Palast uns entfernten, daß Niemand mehr uns hören konnte. „Ich entschloß mich erst vor einer Stunde zu kommen,“ versetzte ich. „Ich fürchtete mich so sehr, Ihr möchtet nicht kommen. Albert aber nahm es als ganz gewiß an. Er hatte Recht. Er sagte mir so eben, daß er Euch gesprochen.“ — „Was! war das Albert in dem rosenfarbenen Domino?“ — „Ja, aber ich darf mich hier nicht aufhalten; mein Vater wird mich vermissen. Albert hat ihn in ein Gespräch verwickelt. In einer halben Stunde spreche ich Euch wieder. Hat er Euch erläutert was vorgefallen ist?“ — „Kein Wort!“ — „Wenn er keine Zeit findet — und ich fürchte sie wird ihm fehlen — da er für die Vorbereitungen sorgen muß, will ich einige Zeilen schreiben, wenn ich kann, und Euch Erklärungen geben, oder wenigstens sagen, was zu thun ist; aber ich bin so in Hast und Angst! Wir bedürfen in der That Eures Beistandes. Adieu!“ mit diesen Worten trippelte die schöne Unbekannte eilig fort.

„Was Henker ist denn dies Alles?“ murmelte ich, indem ich der verschwindenden Gestalt nachschaute. „Albert sagte mir, er habe eine Verabredung getroffen, aber er machte mich nicht zu seinem Vertrauten. Es scheint, etwas das heute Abend vorgefallen, veranlaßt ihn, meinen Beistand zu suchen. Nun, ich will mich ihm nicht entziehen!“

Ungefähr eine halbe Stunde schlenderte ich auf und ab zwischen den Reihen von Orangenbäumen, die mit vielfarbigen Papierlampen behängt waren und ihren gewaltigen Wohlgeruch in die Luft ausströmten; ich überlegte bei mir, was wohl meines Freundes Absichten und was die Folgen einer Intrigue sein könnten, gespielt in einem Lande, wo der Dolch dem Amor durch alle Windungen seines Labyrinths so auf dem Fuße folgt, als ich wieder von dem violetfarbenen Domino angeredet wurde. „Bscht!“ flüsterte er, sich ängstlich umsehend, indem er mir ein Papier in die Hand schob, „lest dies, wenn ich Euch verlassen. In einer Stunde von jetzt an findet Euch auf diesem Platz ein. Seid Ihr bewaffnet?“ „Nein,“ versetzte ich, „aber Albert — —“ — „Vielleicht ist es nicht nöthig; aber dessen ungeachtet, nehmt dies, ich kann mich nicht aufhalten; damit drückte er mir einen Dolch in die Hand und zog sich wieder eilig zurück.

Es war meine Absicht gewesen, Albert zu fragen, was denn sein Plan sei und weiter: wazum er nicht englisch statt italienisch spreche, in welchem Fall er dann weit weniger hätte besorgen müssen, von Lauschern behorcht zu werden; aber ein wenig Besinnen sagte mir, daß er ganz Recht habe, italienisch zu sprechen, da der Gebrauch des Englischen ihn sogleich verrathen oder wenigstens ihn als Ausländer bezeichnet hätte.

„Eine sehr geheimnißvolle Sache das!“ dachte ich, „aber dies Papier wird mir wenigstens die Angelegenheit aufklären. Daß eine Gefahr dabei ist, leuchtet ein, sonst hätte er mir nicht diese Waffe gegeben,“ und ich drehte den Dolch ein paar Male gegen das Licht der nächsten Lampe und prüfte die Klinge, als ich, aufsehend, einen schwarzen Domino erblickte, der vor mir stand.

„Er ist scharf genug, dafür steh' ich,“ sagte der Domino, „es bleibt Euch nur übrig, ihn recht zu führen. Ich habe Euch im nächsten Gang erwartet, wo, wie ich glaubte, unser Stelldichein sein sollte. Da ist ein Papier, das Ihr an seinen Anzug ankleben müßt. Ich will dafür sorgen, daß er unter dem Vorwand einer Botschaft in einer Stunde hier ist. Nach seinem Tode steckt Ihr ihm dies Packet in den Busen — Ihr versteht mich. Fehlt ihn nicht; denkt an die tausend Zechinen; und da ist mein Ring, den ich wieder einlösen will, sobald Euer Werk gethan ist. Die Andern werden bald hier sein. Das Losungswort ist Milano. Aber man darf mich nicht hier sehen. Warum ein himmelblauer Domino? er ist zu auffallend, um sich unbemerkt zurückziehen zu können;“ und nachdem ich von ihm das Packet und den Ring empfangen, zog sich der schwarze Domino durch den Orangenhain zurück, der uns umgab.

Ich war ganz in Stauuen verloren; da stand ich und hatte in meinen Händen zwei Papiere, ein Paket, einen Dolch und einen Diamantring. „Nun,“ dachte ich, „diesmal bin ich gewiß und wahrhaftig für einen Andern genommen worden, denn ein Bravo bin ich nicht. Es ist da etwas Schändliches im Werke, was ich vielleicht hintertreiben kann. Aber warum ein himmelblauer Domino? sagte er. Ich kann wohl dieselbe Frage aufwerfen; was Henkers kam ich hieher in einem himmelblauen Domino, oder warum in einem Domino überhaupt?“ Ich steckte den Ring an meinen Finger, den Dolch und das Paket in den Busen und eilte dann weg in den Garten auf der andern Seite des Palastes, um die räthselhafte Mittheilung zu lesen, welche mein Freund Albert in meine Hand gelegt, und wie ich so meines Weges ging, bemeisterte sich meine Vorliebe für das Seltsame und Wunderbare meiner in so hohem Grade, daß ich anfing Vergnügen zu empfinden an dem Geheimniß und der Gefahr dieses Abenteuers; und mich selbst gesichert fühlend, da ich ja in der Brust ein Stilet zu meiner Vertheidigung hatte, beschloß ich geradeaus weiter zu gehen, bis die ganze Sache entwickelt wäre.

Ich wandelte weiter, bis ich zur letzten Lampe auf der andern Seite des Palastes gekommen war. Ich hielt das geheimnißvolle Papier gegen das Licht; es war Italienisch und eine weibliche Handschrift.

„Wir haben uns zur Flucht entschlossen, da wir hier nicht hoffen dürfen sicher zu sein, von allen Seiten bedroht von Dolchen. Wir sind gewiß, Verzeihung zu erlangen, sobald die Papiere, welche Albert durch die heutige Post erhalten und die er Euch einhändigen wird, wenn Ihr wieder mit ihm zusammentrifft, in meines Vaters Hände gelangen. Wir bedürfen Eures Beistandes zur Fortbringung unsers Schatzes. Unsers Pferde sind alle bereit und wenige Stunden bringen uns in Sicherheit; aber wir müssen uns darauf verlassen dürfen, daß Ihr uns in Eurem Wagen folgt und mir das nachbringt, was für die unumgängliche Eile eine lästige Hemmung wäre. Wenn Albert Euch wieder sieht, wird er Euch sagen können, wo es verwahrt ist. Folgt uns rasch und seid immer versichert der Dankbarkeit

Viola's.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachschrift. Ich schreibe in großer Eile, da ich keinen Augenblick von meines Vaters Seite weichen kann, ohne daß er mich vermißt und aufsucht."

Was sollte dies Alles bedeuten? Albert sagte mir von keinen ihm durch die Post zugekommenen Papieren. Viola! ich hörte ihn nie diesen Namen nennen. Er sagte zu mir: 'Lest dies und Alles wird Euch klar sein. Ich will mich hängen lassen, wenn ich nicht so arg als je im Dunkel tappe! Ihnen folgen in meinem Wagen mit dem Schatz — Niemand sagt mir wohin? Ich denke, er steht im Begriff mit einer reichen Erbin davonzugehen. Verwünscht sei dieser himmelblaue Domino! Da steh' ich jetzt mit zwei Papieren, einem Packet, einem Dolch und einem Ring; ich soll noch ein zweites Packet bekommen und einen Schatz geleiten. Nun, es muß sich auflösen — ich will zurück auf meinen Posten; aber zuvor laß sehen, was in diesem Papier steht, das ich an das Kleid des Mannes heften soll, nachdem ich ihn getödtet." Er hielt es an das Licht und las, mit großen Buchstaben geschrieben: „der Lohn des Verräthers!" Kurz und bündig, murmelte ich, indem ich es wieder in die Tasche steckte; jetzt will ich zurück zu dem verabredeten Platz, denn die Stunde muß beinahe verflossen sein.

Während ich meine Schritte dorthin lenkte, kam ich wieder auf die Mittheilung Viola's zurück: „von allen Seiten bedroht von Dolchen!" Nun, Albert kann doch nicht die Person sein, welche aus der Welt zu fördern der schwarze Domino aufgetragen — und doch könnte es so sein — und Andere stoßen vielleicht hier zu mir, ehe die Stunde um ist. — Ein Gedanke fuhr mir durch die Seele: wer auch die Person sein mochte, der man nach dem Leben trachtete — Albert oder ein Anderer — ich konnte sie vielleicht retten.

Meine Träumerei ward wieder unterbrochen durch einen leichten Schlag auf die Schulter: „Bin ich recht? Was ist die Losung?" „Milano!" versetzte ich flüsternd. „Alles in der Ordnung also — Giacomo und Tomaso sind ganz in der Nähe — ich will sie holen." — Der Mann wandte sich ab und in einer Minute erschien er wieder mit zwei Andern, die sich beugten als sie unter den Orangenbäumen hervorkamen. „Da sind wir Alle, Felippo," flüsterte der Erste. „In wenigen Minuten muß er hier sein." — „Bscht!" versetzte ich mit flüsternder Stimme und hielt ihnen der Brillantring entgegen, der an meinem Finger funkelte. „Ach Signor, ich fleh' Euch um Verzeihung an," versetzte der Mann in leisem Tone, „ich glaubte es sey Felippo." — „Nicht so laut," sagte ich immer flüsternd, „Alles ist entdeckt und Felippo ist verhaftet. Ihr müßt im Augenblick fort. Morgen sollt Ihr von mir hören." — „Corpo di Bacco! Wo Signor? am alten Platz?" — „Ja — jetzt fort und rettet Euch!" In wenigen Minutrn verschwanden die tollkühnen Menschen unter den Bäumen und ich blieb allein.

Sklaven des Rings, Ihr habt diesmal meinen Befehlen durchaus Folge geleistet! dachte ich und betrachtete den Ring aufmerksam. Es war ein prächtiger Solitaire, mehrere hundert Kronen werth. Wirst du je wieder den Weg zu deinem rechtmäßigen Besitzer finden? Diese Frage schwebte meiner Seele vor, als Albert in seinem violetfarbenen Domino erschien. „Es war unklug von Euch, mir das Papier durch den schwarzen Domino zu schicken," sagte er hastig. „Sagte ich Euch nicht, in einer Stunde wollte ich hier sein? Wir haben keine Minute zu verlieren. Folgt mir rasch und schweigt." Ich folgte — das Papier auf welches Albert sich bezog, bedurfte keiner Erklärung: es war in der That das Einzige, was ich von der ganzen Sache begriff. Er ging vor mir her, etwa dreihundert Schritte weit auf dem Weg dem Walde zu. „Da," sagte er, „in dieser schmalen Allee findet Ihr meinen getreuen Neger mit dem ihm Anvertrauten. Er wird es nicht ausliefern, wenn Ihr ihm nicht diesen Ring zeigt." Und Albert steckte mir einen Ring an den Finger. — „Aber, Albert," — meine Seele ward von einer warnenden Ahnung ergriffen — Albert hatte meines Wissens nie einen treuen Neger gehabt; es mußte jemand Anders sein, der mich irrthümlich für seinen Freund hielt; „ich fürchte, —" — „Fürchten! laßt mich das nie aus Eurem Munde hören! Ihr habt noch nie die Furcht gekannt!" sagte er, mich unterbrechend. „Was habt Ihr zu fürchten zwischen hier und Pisa? Eure eigenen Pferde bringen Euch in drei Stunden dorthin. Aber da ist das Packet, das Ihr selbst in Person abliefern müßt. Nunmehr Ihr wißt, wo der Neger Eurer wartet, kehrt zum Palast zurück, übergebt es in seine eigene Hand und verlangt von ihm, daß er es unverzüglich lese. Dann verliert keinen Augenblick Zeit, sondern eilt hieher, Eure Aufgabe zu erfüllen. Während der Großherzog liest, entflieh' ich mit Viola."

„Ich verstehe wahrlich nichts von alle dem," sagte ich, daß Packet nehmend. „Alles wird sich aufklären, wenn wir uns in Pisa wieder finden. Jetzt fort, zu dem Großherzog — ich will zu dem Neger gehen und ihn benachrichtigen, daß Ihr kommt." — „Aber erlaubt doch — —" „Nicht ein Wort mehr, wenn Ihr mich lieb habt," versetzte der violetfarbene Domino, der, wie ich mich jetzt überzeugt hatte, nicht Albert war; es war nicht seine Stimme; hier fand ein Geheimniß und ein Mißgriff statt; aber ich war so tief in die Sache verwickelt, daß ich fühlte, ich konnte nicht zurücktreten, ohne die Betheiligten, wer sie immer sein mochten, aufzuopfern. Nun wohl, dachte ich, indem ich mich dem Palast zuwandte, ich muß jetzt hindurch; denn als Mann von Ehre, kann ich mich nicht entziehen. Ich will das Packet dem Großherzog einhändigen und will auch seinen Schatz nach Pisa geleiten. Verwünscht, dieser himmelblaue Domino! Wie ich zurück zu dem Palast ging ward ich von dem schwarzen Domino angeredet, „Milano!" versetzte ich. „Steht Alles gut, Felippo?" flüsterte er. „Alles gut, Signor!" war meine Antwort. „Wo ist er?" Ich deutete mit dem Finger auf eine Gruppe von Orangenbäumen. „Und das Papier und Packet?" Ich nickte mit dem Kopf. „Dann thätet Ihr am besten, Euch aus dem Staube zu machen; ich spreche Euch morgen." — „An dem alten Platz, Signor?" „Ja," antwortete der schwarze Domino, indem er in einen Seitenweg einlenkte und verschwand.

Ich erreichte den Palast, flieg die Treppen hinauf, drängte mich durch das Gewühl, und entdeckte den Großherzog in einem innern Saal, an seinen Arm die Dame gelehnt, die mich angeredet. Da fiel mir ein, daß der Großherzog eine einzige Tochter, mit Namen Viola, hatte. Ich schritt in den Saal, der nicht sehr voll war, und keck auf den Großherzog zu tretend, überreichte ich das Packet, mit der Bitte, Sr. Hoheit möchte demselben ohne Verzug seine Aufmerksamkeit widmen, dann verbeugte ich mich und eilte weg, drängte mich wieder durch den dichtgefüllten äußern Saal und gewann wieder die Marmortreppen des Palastes.

„Habt Ihr's übergeben?" sagte dicht neben mir eine leise Stimme. „Ich habe," war meine Antwort, „aber Signor" — „Kein Wort, Carlo: eilt zu dem Gehölz, wenn Ihr mich lieb habt!" Und der violetfarbene Domino mischte sich unter die den Vorsaal anfüllende Menschenmasse. — Jetzt an meine Reise nach Pisa, sagte ich bei mir. Da bin ich jetzt in Hochverrath verwickelt, in Folge davon, daß ich einen himmelblauen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Domino angelegt. Nun, das läßt sich jetzt nicht mehr ändern. — In wenigen Minuten hatte ich die schmale Allee gewonnen und nachdem ich etwa funfzig Schritte gemacht, funkelten mir die glänzenden Augen des geduckten Negers entgegen. Beim Sternenlicht konnte ich so viel sehen, daß er einen Korb oder so Etwas vor sich hatte. „Was führt Euch hieher, Signor?" sagte der Neger aufstehend. „Das, was Euch zur Bewahrung übergeben wurde. Hier ist der Ring Eures Herrn," der Neger betastete mit den Fingern den Ring, um sich von dessen Gestalt und Schnitt zu vergewissern. „Da ist es, Signor," sagte er, den Korb sanft aufhebend und ihn in meine Arme gebend. Er war nicht schwer, aber durch seinen Umfang etwas lästig. „Horch, Signor, im Palast wird es unruhig! Ihr müßt schnell machen und ich darf nicht bei Euch gesehen werden." Und wie ein Blitz verschwand der Neger im Gebüsch.

Ich meinestheils eilte auch mit dem Korbe davon, dessen Inhalt ich nicht kannte, denn mir schien, daß sich die Sachen einer Entscheidung näherten. Ich hörte Leute auf verschiedenen Wegen laufen, und Stimmen, die sich mir näherten. Als ich aus der schmalen Allee herauskam, entdeckte ich einige Gestalten, welche raschen Schritts den dunkeln Gang daher kamen, und von einer Art panischen Schreckens ergriffen, gab ich Fersengeld. Bald bemerkte ich, daß jene Leute in Verfolgung begriffen und ich verdoppelte meine Eile. Im Dunkel der Nacht stolperte ich unglücklicherweise über einen Stein und fiel mit dem Korbe zu Boden; und jetzt gab mir das Geschrei, das aus dem Korbe herausdrang, zu erkennen, daß der mir zur Rettung anvertraute Schatz ein Kind war. Voller Angst, es möchte beschädigt sein, und im Augenblick ganz der Gefahr, gefangen zu werden, vergessend, machte ich den Deckel auf besah das Kind, und suchte es zu beschwichtigen; und während ich so dasaß auf meinem himmelblauen Domino, beschäftigt ein Kind zufrieden zu stellen, ward ich an beiden Schultern gepackt nnd sah mich gefangen.

„Was soll dies plumpe Benehmen, Signori?" sagte ich, selbst nicht recht wissend was ich vorbringen sollte. „Ihr seid verhaftet auf Befehl des Großherzogs!" war die Antwort. „Ich verhaftet? warum? ich bin Engländer." — „Das ist einerlei. Der Befehl lautet, Alle zu verhaften, die man mit himmelblauen Dominos im Garten finde." — „Verwünscht der himmelblaue Domino!" dachte ich wenigstens zum zwanzigsten Male. „Nun, Signori, ich folge Euch! zuvor aber laßt mich suchen, dies arme erschrockene Kind zufrieden zu stellen." — „Sonderbar, daß man ihn trifft, wie er eben mit einem Kinde davonläuft, zur gleichen Zeit, wo Prinzessin Viola verschwindet!" bemerkte der Eine meiner Häscher. „Ihr habt Recht, Signori," versetzte ich, „es ist sehr seltsam; und was noch seltsamer: ich selbst weiß nicht mehr Auskunft darüber zu geben als Ihr. Jetzt bin ich bereit, Euch zu begleiten. Sei nur einer so gut und trage den Korb, während ich mich des Kindes annehme."

In wenigen Minuten hatten wir den Palast erreicht. Ich hatte meine Maske beibehalten, und ward durch die Menschenmasse in den Saal geführt, wo ich zuvor dem Großherzog das Packet überliefert hatte. „Da ist er! da ist er!" ertönte es von vielen Seiten in dem Saal. „Heilige Jungfrau: er hat ein Kind auf dem Arme. Bambino bellissimo!" Dies waren die Ausrufe des Staunens und der Verwunderung, während man mir Platz zum Durchschreiten machte und ich mich dem Großherzog gegenüber befand, welcher sehr aufgeregt schien.

„Es ist dieselbe Person!" rief der Herzog. „Bekennt, seid Ihr nicht der Mann, der mir ungefähr vor einer Stunde ein Packet einhändigte?" — „Ich bin der Mann, Ew. Hoheit," versetzte, ich, das erschrockene Kind tätschelnd und tröstend. „Wer gab es Euch?" — „Geruhen Ew. Hoheit — ich weiß nicht." — „Was ist dies für ein Kind?" — „Geruhen Ew. Hoheit — ich weiß nicht." — „Woher habt Ihr es?" — „Aus diesem Korb, Ew. Hoheit." — „Wer gab Euch den Korb?" — „Geruhen Ew. Hoheit, ich weiß nicht." — „Ihr treibt Eure Kurzweil mit mir. Man inquirire ihn." — Geruhen Ew. Hoheit, ich will den Leuten die Mühe ersparen, wenn nur eine der Damen das Kind nehmen mag. Ich habe diesen Abend eine Menge Geschenke erhalten, welche ich alle Ew. Hoheit darzulegen die Ehre haben werde." Eine der Damen streckte die Arme nach dem Kind aus, das augenblicklich nach ihr langte, vermöge eines natürlichen Instinctes, im andern Geschlecht freundliche Hülfe in der Noth suchend.

„Erstlich, Ew. Hoheit, habe ich diesen Abend erhalten diesen Ring," und damit zog ich vom Finger den Ring, den mir der violetfarbene Domino gegeben und reichte ihn dem Großherzog. „Und von wem?" fragte Sr. Hoheit, denselben augenblicklich erkennend. „Geruhen Ew, Hoheit, ich weiß nicht. Ich habe noch einen andern Ring bekommen, Ew. Hoheit," fuhr ich fort und zog den von dem schwarzen Domino mir gegebenen Ring ab. „Und wer gab Euch diesen?" fragte der Herzog, augenscheinlich auch diesen erkennend. „Geruhen Ew. Hoheit, ich weiß nicht. Auch diesen Dolch, aber von wem, muß ich wiederholen, weiß ich nicht. Auch dies Packet, mit dem Auftrag, es einem Todten in den Busen zu stecken." „Und wahrscheinlich wißt Ihr auch wieder nicht, wer es Euch gab?" — „Ebenso wenig, Ew. Hoheit; und nicht minder im Unklaren bin ich über die Person, welche mir auftrug, Ew. Hoheit das ausgelieferte Packet zu übergeben. Da ist auch ein Papier, das ich an die Kleider eines Mannes heften sollte, nachdem ich ihn gemeuchelmordet hätte." — „In der That! und auch in Bezug auf dies schützt Ihr völlige Unwissenheit vor?" — „Ich habe nur eine Antwort auf alle Fragen, Ew. Hoheit, und die ist: ich weiß nicht." — „Vielleicht Herr, wißt Ihr auch Euren Namen und Gewerbe nicht?" bemerkte Se. Hoheit mit höhnischem Lächeln. „O ja, Ew. Hoheit," versetzte ich meine Maske abnehmend, „darüber weiß ich Auskunft zu geben. Ich bin ein Engländer, und hoffe ich, ein Gentlemann und ein Mann von Ehre. Mein Name ist Herbert; und ich habe mehr als einmal die Ehre gehabt, bei Ew. Hoheit Gesellschaften als Gast anwesend zu sein." — „Ich erkenne Euch, Signor," erwiederte der Großherzog. „Man räume das Zimmer. Ich muß mit diesem Gentleman allein sprechen." Als die Gesellschaft den Saal verlassen, gab ich einen in alle Einzelnheiten eingehenden Bericht über die Vorfälle des Abends, wobei Se. Hoheit mit größter Aufmerksamkeit zuhörte, und nachdem ich zu Ende war, wurde mir von ihm das ganze Geheimniß gelöst, durch dessen Enthüllung ich jetzt die Neugierde meiner Leser befriedigen will.

Der Großherzog hatte eine Tochter, mit Namen Viola, welche er mit Rudolph, Grafen von Istria, zu vermählen gewünscht hatte; aber Viola hatte Albert, Marquis von Salerno, kennen gelernt und eine gegenseitige Zuneigung hatte sich angeknüpft. Obgleich der Großherzog seine Tochter nicht gegen ihren Wunsch zur Heirath mit dem Grafen Rudolph zwingen wollte, weigerte er sich doch, seine Einwilligung zu ihrer Vermählung mit dem Marquis von Salerno zu geben. Graf Rudolph hatte das Einverständniß zwischen Viola und dem Marquis von Salerno entdeckt und mehr als Einen mißlungenen Versuch gemacht, sich seines Nebenbuhlers durch Meuchelmord zu entledigen. Nach einiger Zeit hatte Viola in eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geheime Vermählung mit dem Marquis gewilligt; und ein Jahr darauf begab sich Prinzessin Viola aufs Land, und ohne das Wissen, ja ohne den Verdacht ihres Vaters, gebar sie einen Knaben, der für das Kind einer verheiratheten Hofdame ausgegeben wurde, die man zur Vertrauten des Geheimnisses gemacht hatte.

Um diese Zeit hatten sich die geheimen Gesellschaften, namentlich die Carbonari in Italien furchtbar gemacht, und die gekrönten Häupter und regierenden Fürsten boten alles auf, sie zu unterdrücken. Graf Rudolph stand an der Spitze dieser Gesellschaften, denen er beigetreten war, um seine Macht zu steigern und Mittel in seine Hände zu bekommen, sich seines Nebenbuhlers zu entledigen. Davon hatte der Marquis von Salerno Kunde bekommen und hatte sich längere Zeit Mühe gegeben, sich Beweise gegen den Grafen zu verschaffen; denn er wußte wohl, daß, sobald dieser Umstand bewiesen sein würde, Graf Rudolph sich nicht mehr im Staat Lukka würde zeigen dürfen. Andererseits hatte Graf Rudolph alle Vorkehrungen getroffen, seinen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, und beschlossen, daß es bei dieser Maskerade geschehen sollte.

Dem Marquis von Salerno war von diesem Plane Kunde zugekommen und zugleich hatte er an diesem Morgen die Beweise gegen Graf Rudolph erlangt, die er jetzt dem Großherzog vorzulegen beschloß; aber weil er wußte, daß der Meuchelmord von den Carbonari sollte versucht werden, und voraussah, daß der Zorn des Großherzogs furchtbar sein werde, wenn er von ihrer heimlichen Vermählung hören würde, beschloß er mit seiner Gemahlin nach Pisa zu fliehen, in der Ueberzeugung, daß die Beweise von des Grafen Rudolph Verbindung mit den Carbonari und eine kleine Zeitfrist den Zorn des Großherzogs besänftigen würden. Der Marquis hatte Anstalten getroffen, in der Nacht der Maskerade aus dem Gebiete des Herzogs zu fliehen, da es seiner Gemahlin von dem Palast der Marchesa aus weit eher möglich war zu entkommen, als aus dem wohlbewachten Palast des Großherzogs; aber es war nothwendig, daß sie zu Pferde reisten und da konnten sie ihr Kind nicht mit sich nehmen. Viola wollte nicht darein willigen, es zurück zu lassen; und deshalb hatte er an seinen Freund, den Grafen von Ossore geschrieben, er möchte zu ihrem Beistand auf die Maskerade kommen, und um kenntlich zu sein, einen gelben Domino anlegen, eine selten gebrauchte Farbe. Der Graf von Ossore hatte diesen Morgen einer Jagd wegen sein Haus in der Stadt verlassen und den Brief nicht erhalten, wovon der Marquis und Viola nichts wußten. Das war der Stand der Sachen, als ich den himmelblauen Domino anlegte, um auf die Maskerade zu gehen.

Mein erstes Zusammentreffen mit dem Marquis in seinem violetfarbenen Domino begreift sich leicht; weil ich einen himmelblauen Domino trug, wurde ich für den Grafen von Ossore genommen. Ich selbst ward getäuscht dadurch, daß der Marquis Albert denselben Taufnamen hatte, wie mein englischer Freund. Die zweite Begegnung mit dem Grafen Rudolph in dem schwarzen Domino war zufällig. Es war der nächste Gang der Allee als Sammelpunkt zwischen den Carbonari und Felippo verabredet worden; aber der Graf Rudolph, der mich bei dem Lampenlicht meinen Dolch untersuchen sah, nahm mich für Felippo und glaubte, ich hätte mich nur in dem falschen Gang eingefunden. Die mir von Graf Rudolph übergebenen Papiere waren Carbonari-Papiere, welche dem ermordeten Marquis sollten in den Busen gesteckt werden, um den Schein auf ihn zu laden, er habe dieser Gesellschaft angehört, und das Papier, das an seine Kleider geheftet werden sollte, hätte den Glauben erweckt, er sei von den Agenten der Gesellschaft als Verräther umgebracht worden. Die Papiere, welche ich im Auftrage des Marquis dem Großherzog zu übergeben hatte, enthielten die Beweise von Graf Rudolphs Theilnahme an der geheimen Gesellschaft, und in einem beigeschlossenen Brief an den Großherzog bekannten die beiden Vermählten ihre Verbindung. Und nunmehr wird hoffentlich der Leser die ganze mysteriöse Geschichte begreifen.

Nachdem Alles aufgeklärt war, erlaubte ich mir, Se. Hoheit zu bitten, mir zu gestatten, mein gegebenes Versprechen, daß ich das Kind zu seiner Mutter bringen wolle, zu erfüllen, da ich es als einen Ehrenpunkt ansah, meiner gegebenen Zusage nachzukommen, und um so mehr, als eine Verzögerung seine Tochter in die größte Angst versetzen mußte; ich setzte hinzu, ich hoffe, daß Se. Hoheit verzeihen werde, was nicht mehr zu ändern stehe und ich der Ueberbringer solcher froher Botschaft an seine Tochter und den Marquis werde sein dürfen.

Der Großherzog schritt eine Minute im Zimmer auf und ab und sagte dann: „Signor Herbert, ich empfinde einen solchen Verdruß über der Verrätherei und Niederträchtigkeit des Grafen Rudolph, daß ich kaum zu erklären brauche, er würde meine Tochter, wenn sie noch frei wäre, nie zur Gemahlin bekommen; er soll augenblicklich Befehl erhalten, meine Staaten zu verlassen. Ihr seid das Mittel der Rettung des Lebens vom Marquis von Salerno meinem Schwiegersohn, gewesen; und wie die Sachen jetzt stehen, bin ich Euch verpflichtet. Die Zerstreuung der Bravos, mittelst Vorzeigung von des Grafen Ring, war ein Meisterstreich. Ihr sollt die Freude haben, meiner Tochter und ihrem Gemahl meine Verzeihung zu überbringen; das Kind aber kann hier bleiben; sagt Viola, ich behalte es als Geisel und Pfand für die schleunige Rückkehr der Mutter."

Ich erfüllte meinen Auftrag, reiste nach Pisa und unterrichtete das ängstlich harrende Paar von allem Vorgefallenen. Es wäre schwer, ihr Erstaunen und ihre Freude über meine Erzählung zu schildern, und ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die Beweise von Dankbarkeit von Seiten des Marquis und seiner Gemahlin während meines weitern Aufenthalts in Italien mich keineswegs bereuen ließen, daß ich zu der Maskerade der Marchesa von Cesto gegangen war in einem himmelblauen Domino. Marryat.

Napoleon in Flandern.

Als der Kaiser im Jahre 1811 das ganze Küstenland von Frankreich, Belgien und Holland bereiste, wollte er auch in Flandern die großen Arbeiten besichtigen, die er in den sogenannten Polders zur Verhütung künftiger Ueberschwemmungen ausführen ließ. Diese Reise war sehr beschwerlich; man hatte nicht geglaubt, daß der Kaiser sich in die Sümpfe hineinwagen würde, und als er in Breskens des Abends angekündigt, daß er am anderen Morgen früh um sechs Uhr zu Pferde steigen wolle, um seinen Weg dahin zu nehmen, eilten sofort sämmtliche höhere Beamten, denen die Leitung der Arbeiten anvertraut war, von Breskens fort, wohin sie, ohne die geringste Ahnung von seiner Absicht, diese abschreckende Gegend zu besuchen, dem Kaiser entgegengekommen waren, um seine Befehle in Empfang zu nehmen. Dadurch waren Aufseher und Arbei-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ter, obwohl sein Besuch nicht vorher verkündigt worden, in Stand gesetzt in ihrem schönsten Sonntagsanzug auf ihren Posten den Kaiser zu erwarten. Unter den Arbeitern bildeten die gefangenen Spanier, die zu den härtesten Verrichtungen gebraucht wurden und in ihrem Aeußeren das furchtbarste Bild des Elends und Jammers darboten, einen ganz besonderen Haufen, der immer leicht von den Uebrigen unterschieden wurde. Napoleon's durchbohrender Blick durchlief rasch ihre Reihen und wandte sich eben so schnell von ihnen ab; sie schienen wie ein drohender Vorwurf für den dazustehen, der Urheber aller ihrer Leiden war. Diese Menschen hegten gegen Napoleon einen Haß, der, da ihm die Mittel genommen waren, sich in Rache zu verwandeln, durch alle Qualen, die das Unglück den Besiegten aufspart, nur stärker und unversöhnlicher wurde, und das Uebermaß dieses Unglücks erzeugte in ihnen jene bittere Resignation, die selbst das Klagen verschmäht, die, gleichgültig gegen das Leben, sich stolz und kühn vor den Unterdrückern aufrichtet und der Verfolgung trotzt.

Napoleon hatte sie aber auch auf eine unverantwortliche Weise behandelt. Zur Zeit als die Engländer, auf der Insel Walchern landend, Holland und Frankreich mit den Waaren, die ihre Flotte mitgebracht, überschwemmt, war die Gier, mit der man um jeden Preis diese englischen Produkte zu kaufen suchte, so groß, daß die Spekulanten beträchtliche Vorräthe davon anhäuften, um sie später mit ungeheurem Gewinn wieder loszuschlagen. Antwerpen barg eine große Menge heimlicher Depots, und die Sache wurde um so sorgfältiger geheim gehalten, als die Schuldigen lauter Belgier waren. Kaum hatte der Kaiser von der Landung der Engländer Nachricht bekommen, so ließ er sofort an die kompetenten Behörden die strengsten Befehle ergehen, die englischen Waaren überall zu konfisziren und auf öffentlichem Platze zu verbrennen: dies ward buchstäblich vollzogen, je nachdem man der Waaren habhaft ward. Indeß war es allgemein bekannt, daß der damalige Präfekt von Antwerpen, Voyer d'Argenson, dem Kaiser vorgetragen, die Tuche und Flanelle von der allgemeinen Execution retten zu lassen; man könnte sie zu Kleidern für die unglücklichen Spanier benutzen, die, nackt und vor Kälte umkommend, an den Bauten in Flandern arbeiteten. Die Antwort auf dieses Gesuch der Menschlichkeit war der unabänderliche Befehl, Alles in Feuer aufgehen zu lassen. Herr von Argenson, den die Einwohner wegen seiner Rechtschaffenheit und Milde liebten und schätzten, obwohl er Franzose war, mußte diese harte Maßregel ausführen, konnte aber sein Mißfallen darüber so wenig verbergen, daß es der Kaiser bemerkte und ihm schlechten Dank dafür wußte. Napoleon hatte offenbar Unrecht; es war dieser Akt nicht blos unpopulär und tyrannisch, sondern auch unmenschlich in Betracht der Leiden, die ein wenig Milde gelindert hätte. Als die schreckliche Ueberschwemmung von 1809, indem sie die Dämme zerstörte, ganze Dörfer verschlang, mußte man die Arbeiten aufs neue anfangen, und die spanischen Gefangenen, die man nach Belgien geschickt, wurden sehr zahlreich in die Polders vertheilt, wo jeden Winter die Einwohner regelmäßig von ansteckenden Fiebern dezimirt wurden und wo die unglücklichen Spanier, die Kinder eines heißen Himmels, gewaltsam in den Norden versetzt, kaum gehüllt in elende Lumpen, die ihnen das öffentliche Mitleid geschenkt, über die Knie im Moor watend, den ganzen Tag über einen Boden bearbeiten mußten, der von ihren Schmerzensthränen benetzt, durch die pestilenzialischen Ausdünstungen, die sie fortwährend einathmeten, ihnen selbst bald zum Grabe wurde.

Ich werde es nie vergessen, wie mir einmal an der Thür des Posthauses zu Ecloo ein Mensch, auf zwei Stöcke gestützt, im Vorübergehen ein offenes Billet hinreichte: es war dies ein Hospital-Billet. Es ist mir nicht möglich, ein entsprechendes Bild von dem Anblick dieses Unglücklichen zu geben, der, unter der Livree des Elends, in seinen Zügen ein auffallendes Gepräge des Adels bewahrte. Ohne mich anzusehen, hörte er meine Antwort, und als er sich weiter bewegen wollte, taumelte er und konnte keinen Schritt mehr thun. Von innigem Mitleid ergriffen, sprang ich ihm bei und brachte ihn auf eine Bank, die sich zum Glück in der Nähe befand. Er glitt nieder, und ein tiefer Seufzer entwand sich seiner keuchenden Brust. „Ich will Ihnen etwas holen", fing ich an; er ergriff mich rasch beim Kleid und machte ein Zeichen, daß er nichts verlange. Ich glaubte ihn zu errathen. — „Ich bitte Sie darum!" nahm ich das Wort, indem ich ihm etwas Geld reichte. Mit stolzer Geberde wies er meine Hand zurück und warf fast einen wüthenden Blick auf mich; große Thränen entstürzten seinen Augen und sein Haupt sank gebeugt zurück. — „Ich bitte Sie darum!" rief ich und brachte meine Hand dicht an die seinige. Er bot die letzte Kraft auf, sich zu erheben, aber er war zu schwach. „Nun", rief ich, „erlauben Sie uns wenigstens das, Sie zu stützen; wir selbst wollen Sie ins Hospital führen." Wie er dieses Wort hörte, fing er an zu zittern, eine plötzliche Röthe überzog sein blasses Gesicht, sein Mund zog sich in ein krampfhaftes Lächeln zusammen, das ich wohl verstand. Aus Mitleid und von Franzosen ins Hospital geführt zu werden, welche Demüthigung für den armen Verbannten! Ich springe ins Wirthshaus: „Rasch, rasch", rufe ich, „ein Zimmer, ein Bett für diesen armen kranken Spanier; ich werde Alles bezahlen, aber Sie, in Ihrem Namen, müssen es ihm anbieten, von Ihnen wird er's nicht ausschlagen." — „Jesus Christus", erwiederte die Wirthin entsetzt; „wenn Sie den Tisch mit Brabanter Kronen belegen, thu' ich's auch nicht. Dieser Mensch hat das Fieber der Polders: er steckt mein ganzes Haus an."

Weder Gründe noch Bitten konnten den Widerstand des Weibes überwinden. Ich ging unwillig hinaus, als mein Bruder mich beim Arm ergriff und zum Wagen führend mir zuflüsterte: „Der Unglückliche leidet nicht mehr.... Die Pferde sind angespannt, wir müssen fort, Charlotte. Der kranke Unglückliche war von Axel nach Ecloo geschickt worden und hatte in starkem Frost sieben Meilen zu Fuß gemacht, um einige Schritte vom Hospital auf einer steinernen Bank den Geist aufzugeben. Solche Scenen wiederholten sich fast jeden Tag, und es ist nur zu wahr, daß sie nicht danach eingerichtet waren, die Erbitterung zu beruhigen, die in Belgien jener gehässige spanische Krieg erregte, der in der Kette unserer Unfälle das erste Glied bildet.

So waren die Dinge beschaffen, als der Kaiser die Polders besuchte und sich im Angesicht derer befand, für die man vergeblich sein Mitleid angefleht. Auf der Höhe von Hulst ungefähr war er stehen geblieben, um einen Damm den man baute, zu untersuchen, als plötzlich aus der düsteren Gruppe der gefangenen Spanier hervor ein Mensch, den seine Gefährten umsonst zurückzuhalten suchen, sich mitten durch das Gefolge Bahn macht und unmittelbar vor den Kaiser hintritt. Mit aufgerichtetem Kopfe und alle Kraft, die Haß und Wuth eingeben können, in seinem Blicke konzentrirend, richtet er an Napoleon die Worte: „Das Kriegsrecht erlaubt nicht, gefangene Feinde in verpestete Orte zu werfen, um sie von Fieber und Elend hinraffen zu lassen." Eine gewaltsame Bewegung malte

sich auf dem Gesicht des Kaisers; überrascht, macht er eine Bewegung rückwärts, faßt sich aber bald: „Wer seid Ihr?“ fragt er in schrecklichem Tone. — „Ein Spanier“ antwortet der Mensch mit einem Accent, dessen stolze Betonung nicht darzustellen ist. „Was wollt Ihr? Was verlangt Ihr?“ — — „Wir wollen wie Geschöpfe behandelt werden, die nach Gottes Ebenbild geschaffen sind, und nicht wie schmutzige Bestien.“ — „He! wer hat Euch zum Advokaten Eurer Landsleute gemacht? Sagt Ihr in ihrem Namen diese kühnen Worte, die sie meinem ganzen Zorn aussetzen?“ — „Sie und ich fürchten nur den Zorn des Himmels“, unterbrach er mit festem Ton. — „Spanischen Gefangenen“, erwiederte der Kaiser mit donnernder Stimme, „steht es wohl an, über die Behandlung zu klagen, die ihnen in Frankreich wird. Meine Soldaten werden von Euren Räuberbanden auf die grausamste Weise verstümmelt und erdrosselt. Die machen erst gar keine Gefangenen!“ Sein versengender Blick schien den Menschen durchbohren zu wollen. Das war offenbar kein gemeiner Soldat; diese Lumpen bedeckten gewiß einen Bandenführer, der bis in die Gefangenschaft den Fanatismus und den Aufruhr unter den Seinigen unterhielt. „Mit welchem Recht beklagt Ihr Euch?“ fuhr der Kaiser in steigender Wuth heraus. — „Mit dem heiligen Recht desjenigen, der nur Gott für sein Leben Rechenschaft zu leisten hat!“ antwortete Jener mit der äußersten Heftigkeit; „lassen Sie uns über die Klinge springen; wir wollen lieber den Tod als Ihre Milde.“

Einige Personen des Gefolges warfen sich auf den Unglücklichen und stießen ihn gewaltsam zurück, aber der Kaiser rief rasch: „Es soll ihm nichts zu Leide geschehen; er ist toll! .... Dieser Mensch ist toll zum Binden! Man trenne ihn von seinen Kameraden und erkundige sich nach seinen Namen.“ Dann gab er seinem Pferd eine heftige Bewegung und entfernte sich, indem er ruhig mit dem Herzog von Vicenza in seiner Nähe zu plaudern schien.

Unter der Zahl von mehr als 200 Spaniern, die auf diesem Punkt versammelt waren, fand sich nicht Einer, der den wahren Stand des kühnen Gefangenen angeben wollte, welcher auf den Listen unter den bloßen Namen Pedro verzeichnet war. Auch hatten die Worte des Kaisers: „Es soll ihm nichts zu Leide geschehen“, die Wirkung, daß Keiner von denen, welche die Gefangenen zu beaufsichtigen hatten, durch neue Grausamkeit Pedro's Unglück vermehrte. Das Mitleid, das diese Unglücklichen einflößten, war allgemein. Napoleon aber, der nicht leicht eine Idee aufgab, wollte gern sichere Nachrichten über den Menschen haben, der ihm eben mit so viel Kühnheit getrotzt hatte, und so sehr er es auch zu verbergen suchte, diese Scene hatte ihn offenbar bewegt. In einiger Entfernung rief er einen Offizier aus seinem Gefolge heran: „Erkundigen Sie sich nach Namen und Stand dieses spanischen Gefangenen“, sagte er leise; „ich will genauen Bericht haben. Sie werden mir ihn persönlich abstatten. Mein Name darf nicht genannt werden. Gehen Sie.“ Eine Mission, die der Kaiser gab, machte es dem, der sie bekommen, zur Herzens- und Ehrenpflicht, seine ganze Thätigkeit, seinen ganzen Eifer zur Rechtfertigung dieses Vertrauens anzuwenden; da kamen keine Schwierigkeiten in Anschlag, da galt es nur, sie zu überwinden; Napoleons charakteristisches Wort: Nichts ist unmöglich, hatte in der Armee allgemeine Gültigkeit.

Der Offizier spornt sein Pferd, eilt zurück auf den Schauplatz des erzählten Vorfalls, befragt die Aufseher, die das spanische Kontingent unter sich haben: mehr kann man ihm nicht sagen, als daß der Mann Pedro heißt. Er setzt seine Forschungen fort bis in das Dorf des Depots, das er sich hatte bezeichnen lassen. Herr von M.... hatte in Spanien gedient, er kannte ein wenig die Sprache und hoffte, durch etwas Geld sich nähere Auskünft zu verschaffen. Am Eingang des Dorfes findet er ein armes Weib, von zwei kleinen Kindern begleitet, die er an ihrem herabgekommenen Aeußeren, an ihrem olivenartigen Teint für Spanier erkennt. Er steigt ab und fragt freundlich die unglückliche Mutter aus, indem er ihr eine kleine Summe Geldes schenkt. „Ist denn“, fragt er unter Anderem, „Keiner unter den Gefangenen, der seinen Unglücksgefährten beistehen kann?“ — „Nein, Senor, nein; Alle sind gleich unglücklich auf diesem verwünschten Boden! Die Franzosen haben uns jeden Verkehr mit unserem heiligen Vaterlande abgeschnitten. Allmächtiger Gott!“ ruft sie, ihre fleischlosen Arme zum Himmel streckend, „Rache! Rache!“

Oft genug hatte der französische Offizier in Spanien solche Verwünschungen und wilde Schmerzensäußerungen hören müssen. Er suchte die Unglückliche durch milde Worte zu trösten und ihr Hoffnung einzuflößen: „Nein, nein, Senor, wir verdienen hier den Himmel“, sagte sie mit ernster Miene; „der Gottesmann, der uns tröstet, verspricht ihn uns täglich!“ Diese Worte waren ein Lichtstrahl: Das ist Pedro! dachte er. — „Wer ist der Mann?“ fragte er. — „Ein Heiliger, ein Märtyrer, der zu Fuß mit uns in Ketten alle Länder durchwandelt hat, die uns von unserem gesegneten Spanien trennen.“ — „Wo wohnt er?“ — „In Maldeghem, nicht weit vom Hospital von Ecloo. Trotz der schrecklichen Wege, wo Mensch und Vieh verdirbt, vergeht nicht eine Woche, wo der Pater Franzisko nicht hierher kommt, um uns seinen heiligen Segen zu geben.“ Herr von M.... hatte genug gehört; er nahm seinen Weg nach Maldeghem; er war Pedro auf der Spur.

Souvenirs du Duc de Vicense.

Das Veilchen unter der Brust.

Ein schreckliches Ereigniß setzt ganz Madrid in Bewegung. Die Umstände, die dasselbe veranlaßt und begleitet haben, tragen im höchsten Grade das Gepräge und die Farbe des Dramatischen und Tragischen. Man glaubt eine Scene aus einem Romane zu lesen.

Herr Rodriguez, Mitglied der Cortes, war seit zwei Jahren an eine junge und reizende Frau verheirathet, die er aus Liebe während seines Aufenthaltes in Sevilla genommen hatte. Ein Mann von edlem Charakter und feurigem Patriotismus, war Herr Rodriguez, unglücklicherweise in der Leidenschaft von ungezügelter Heftigkeit. Gleich in den ersten Monaten nach seiner Heirath offenbarte sich seine Eifersucht durch die schrecklichsten Aufwallungen; ein Wort, ein Verdacht genügten, um diese mißtrauische Seele zu exaltiren und die arme junge Frau hatte oft grausame Auftritte auszuhalten. Inzwischen von Natur sanft und melancholisch, verstand Madame Rodriguez, die ihren Mann anbetete, so gut, ihn durch ihre Liebkosungen und die äußerste Zurückhaltung, die sie sich auflegte, zu besänftigen, daß niemand außerhalb die Eifersucht des Herrn Rodriguez ahnte; die Familie allein war im Geheimniß dieser unseligen Gewalthätigkeiten und mehr als einmal wurdem dem Manne von den Verwandten seiner Frau ernste Vorstellungen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gemacht. Unterdessen säumte Herr Rodriguez nicht, nach Madrid zurückzukehren, wohin ihn die Ereignisse dieser Hauptstadt riefen. Die Zuvorkommenheiten und Aufmerksamkeiten, wovon seine Frau der Gegenstand war, erweckten [illegible]ger als je seine einen Augenblick entschl[illegible]te Eifersu[illegible]s der Reinheit ihres Bewußtseins, fi[illegible]e Fr[illegible] zittern und mehrere fast öffentli[illegible] hat[illegible]ht so sehr erhöht, daß sie ganz darauf [illegible]erscheinen.

Inzwischen konnte sie vor einigen [illegible]hadung des Herrn von M... nicht abschlag[illegible] großes nächtliches Fest alle Notabilitäten v[illegible]te. Man weiß, daß in Spanien die B[illegible]r an der Tagesordnung sind und daß [illegible] jeder [illegible]ir- gend einer Feierlichkeit das Carneval wieder erwacht. Der Ball des Herrn von M... war daher ein bal masqué; Herr und Frau von Rodriguez gingen in schwarzem Domino dahin.

An demselben Tage war der Bruder der Frau von Rodriguez, Offizier in Espa[illegible]teros Armee, in Madrid angekommen. Dieser junge Mann, trostlos über die Traurigkeit seiner Schwester und die Ursache davon ahnend, be[illegible] seinem Schwager eine Lection zu geben. Ohne ihn davon zu benachrichtigen, ging er auf den Ball.

Um Mitternacht wird Herr von Rodriguez, der hinter einer Quadrille steht, wo seine Frau tanzte, plötzlich von einem maskirten Ritter angeredet. — So bist Du denn noch immer eifersüchtig, Rodriguez? sprach der Unbekannte. — Wenigstens nicht auf Dich, schöne Maske, antwortet der Mann. — Da hast Du Unrecht, denn Deine Frau ist schön und ich liebe sie. — Desto schlimmer für Dich. — Du bist sehr blödsinnig Rodriguez, und wenn ich Dir sagte — Kein Wort mehr, denn Du lügst, rief mit dumpfer Stimme der Mann, der nun den spöttischen Ton, welchen der Maskenball autorisirte, nicht länger halten konnte. — Ich lüge niemals, antwortete der Unbekannte. Ich liebe Deine Frau, bin geliebt und als Beweis — — — trägt sie ein Veilchen unter der rechten Brust. — Bei diesen Worten ergreift Rodriguez die Hand des Unbekannten mit krampfhaftem Zucken und ruft: In einer Viertelstunde bei mir! la tua vida, o la mia! (Dein Leben oder das meinige). Darauf reißt er seine Frau aus der Quadrille und zieht sie aus dem Saale. Das arme Weib, erschrocken und stumm, folgt wie ein ergebenes Opfer. Rodriguez sagt ihr nicht ein Wort, aber er eilt mit immer beschleunigten Schritten. Angekommen in seinem Hotel führt er sie, sie nicht von der Hand lassend, in sein Cabinet, reißt im [illegible] ein Pistol aus seinem Secretair, setzt, ehe die unglückliche Frau ihr schreckliches Schicksal ahnen kann, ihr den Lauf auf die B[illegible]st und drückt ab. Auf den Knall eilt die Dienerschaft mit [illegible]tern herbei un[illegible] ihnen der unselige Ritter des Balles. — [illegible]etzt wir b[illegible]de, [illegible]uft Rodriguez. Der Unbekannte stößt [illegible] reißt [illegible] Maske ab — es [illegible] der Bruder des Opfer[illegible]

Herr Rodriguez ist in einen furchtb[illegible] Wahnsinn ver[illegible]len, dem er, wie man fürchtet, wohl unterliegen dürfte. Was den Bruder betrifft, so wird man sich leicht denken, welche Gewissensbisse ihm dieses durch seinen unvorsichtigen und unzeitigen Scherz herbeigeführte Ereigniß verursacht.

Précurseur.

Murat's Tod.

.... In der Nacht des 28. September ging die kleine Expedition von Ajaccio ab. Der Himmel war klar, das Meer ruhig, der Wind günstig, das Gefolge des Königs voller Muth und Eifer, der König selber heiter und voller Hoffnung. Trügerische Vorspiegelungen des Glückes! Der Hof von Neapel war von den Bewegungen Joachims unterrichtet, und zwar in folgender Weise: so wie er wußte, daß derselbe auf Corsika war, suchte er jemand, um seine Schritte auszukundschaften, und es meldete sich zu diesem Schandgeschäfte bei den Behörden, oder wurde denselben empfohlen, ein gewisser Carabelli, ein Corse von Geburt, der vordem von Joachim, während seiner Regierung, als ein geschickter und verschmitzter Mann, zu allem bereit, aber auch ohne allen Sinn für Dankbarkeit, gebraucht worden war. Dieser Elende kam nach Corsika und fand bei Murat, der ihm nicht mißtraute, leichten Zutritt. Indeß, obschon von seinen Feinden ausgesandt, waren dennoch die Rathschläge, die er ihm gab, gut. Unter dem Schein einer großen Theilnahme für sein Wohl und Weh, suchte er, wie es ihm von [illegible] Regierung beider Sicilien, die sich die Gefahren nicht verh[illegible] welche eine Landung Joachims im Königreiche für sie haben könnte, vorgeschrieben war, ihm sein Vorhaben auszureden. Gleichzeitig setzte Carabelli den neapolitanischen Hof von den Plänen Murats, von seinen Hoffnungen, von seinen Vorrichtungen und von all seinen Schritten in Kenntniß; jener traf jedoch gar keine Gegenmaaßregeln, weil er nicht wußte, wo der Ex-König landen würde, und fürchten mußte, die Pläne Murats im Königreiche, wo er viele und entschlossene Anhänger hatte, während die der Bourbonen furchtsam und in der Minderzahl waren, und wo man auch schon von den Hoffnungen zurückzukommen begann, welche leichtgläubige und im Punct der Restaurationen unerfahrene Gemüther von der Wiederherstellung der alten Dynastie gefaßt hatten, zu verbreiten.

Murats kleine Flotte hatte sechs Tage lang eine glückliche Fahrt; dann wurde sie aber durch einen Sturm zerstreut, der drei Tage lang anhielt. Zwei Schiffe, auf denen einem sich der Ex-König befand, trieben aufs Gerathewohl im Meere [illegible]n von St. Euphemia umher, zwei andere befanden sich im [illegible]cht von Policastro, ein fünftes war in den Gewässern von [illegible]cilien, und das sechste war weit von den anderen entfernt. [illegible]ie Vorsehung wollte zum Heile Neapels daß die beabsichtigte Landung zu Salerno nicht möglich war. Es war [illegible] sicherlich ein großes Glück; denn die auf diesem Punct [illegible]melten Truppen, auf deren Uebertritt Joachim gerechnet hatte, waren nicht bedeutend genug, ihm einen bestimmten Erfolg zu sichern, und wieder zu stark, um dem ersten Anlaufe zu erliegen, demnach würde das Königreich den Gräueln der Zwietracht und eines Bürgerkrieges verfallen sein, der späterhin zu blutigen Reactionen geführt und viele Thränen gekostet hätte. [illegible]im stand eine Zeitlang in Bedenken, dann aber durch die Verzweiflung neu befeuert, faßte er den verwegenen Entschluß, am Strande von Pizzo zu landen und mit 28 Soldaten auf die Eroberung eines Königreiches auszugehen.

Es war am 8. October, an einem Festtage, wo die Stadtmilizen eben auf dem Platze versammelt waren, um sich in den Waffen zu üben, als Murat und die Seinigen mit fliegenden Fahnen eintrafen. So wie diese die Einwohner ansichtig wurden, riefen sie: „Es lebe der König Murat!“ Aber das Volk blieb stumm, weil es den üblen Ausgang dieses verwegnen Unternehmens ahnte. Die Kälte dieses Empfanges bestimmte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

UNVERHOFFTE STÖRUNG.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Murat, seinen Marsch auf Montoleone, eine große Stadt und die Hauptstadt der Provinz, die er sich freundlich und nicht undankbar zu finden hoffte, zu beschleunigen. Aber es befanden sich zu Pizzo ein Capitain Trentacapilli und ein Agent des Herzogs von Infantado, die beide dem Hause Bourbon anhingen, der Eine aus Ueberzeugung und Gefühl, der Andere wegen früherer Dienste und auf dessen Namen verübter Grausamkeiten. Sie sammelten in größter Eile alle ihre Anhänger, setzten Joachim nach, holten ihn ein, und griffen ihn mit Flintenschüssen an. Murat machte Halt; statt ihnen aber in derselben Weise zu antworten, grüßte er sie, um sie für sich zu gewinnen. Diese hochherzige Nachsicht diente aber nur, auch dem Feigsten Muth zu machen: ein abermaliges Feuern tödtete den Capitain Motedo und verwundete den Lieutenant Pernica. Die Uebrigen machten sich zum Kampfe bereit, aber der König wehrte dem und schob mit eigner Hand die Waffen bei Seite, die auf den Feind angeschlagen waren.

Inzwischen vermehrte sich die Zahl der Feinde; Bewaffnete bedeckten das offene Land und sperrten den Weg. Nur der Rückzug nach dem Meere war noch möglich, doch mußte man, um dahin zu gelangen, noch einen Gebirgsrücken passiren. Murat entschloß sich dazu, und erreichte auch das Gestade; aber das Schiff, das ihn hergebracht hatte, segelte davon. Er rief aus Leibeskräften: Barbara! Barbara! — so hieß der Schiffer —; dieser hörte auch sein Rufen, eilte aber um so mehr, fortzukommen, um im Besitz der großen Summen und sonstiger Reichthümer zu bleiben, die er für den Ex-König am Bord hatte. Es war dies zugleich ein Raub und eine Undankbarkeit. Als Joachim noch zu Neapel herrschte, hatte er diesen Elenden aus dem ehrlosen Stand eines Korsaren gezogen, ihn, obgleich ein Malteser, in seine Marine aufgenommen, und in kurzer Zeit zum Fregatten-Capitain gefördert, mit den successiven Titeln eines Ritters und Barons. Dieser Aussicht beraubt, und ohne Hoffnung hinsichtlich Barbara's, versuchte Murat nun, eine kleine Barke flott zu machen, die am Strande lag; aber auch das wollte ihm und seinen Gefährten nicht gelingen, und während er sich damit vergebens abmühte, erschien Trentacapilli wieder mit dem Haufen Bewaffneter, die ihm gefolgt waren. Sie umzingelten Murat, legten Hand an ihn, rissen ihm den Schmuck ab, den er am Hute und auf der Brust trug, verwundeten ihn im Gesicht und überhäuften ihn mit Hohn und schlechter Behandlung. Es war dies der grausamste Augenblick seines Lebens und die bitterste Prüfung; denn die Insulten des Pöbels sind ärger als der Tod. Man schleppte ihn und diejenigen seiner Gefährten, die man mit ihm gefangen genommen und eben so mißhandelt hatte, nun mit sich fort und kerkerte sie in dem kleinen Kastell von Pizzo ein.

Dies Ereigniß kam den Behörden der Provinz erst als Gerücht, dann durch Briefe von Pizzo zu Ohren, und sie wollten nicht daran glauben. Der General Nunziante, der den Befehl in Calabrien führte, schickte inzwischen sofort den Capitain Stratti und einige Soldaten nach Pizzo. Dort angekommen, begab Stratti sich nach dem Kastell, um ein Verzeichniß der Gefangenen aufzunehmen, noch immer es bezweifelnd, daß Joachim selbst mit darunter sei. Nachdem er zwei Namen aufgeschrieben hatte, wandte er sich an den dritten Gefangenen, um ihn nach dem seinigen zu fragen; dieser nun antwortete: „Joachim Murat, König von Neapel.“ Vor Erstaunen und Ehrerbietung ganz verdutzt, schlug der Capitain Stratti die Augen nieder und nöthigte den Ex-König in ein anderes, anständigeres Gemach, bewies sich auch sonst wohlwollend gegen ihn und gab ihn das Prädicat Majestät, die letzte Gunst oder auch die letzte Ironie des Glückes. Währenddem traf auch Nunziante, der gleich nach dem Capitain Stratti abgegangen war, ein: er begrüßte Joachim mit Ehrerbietung und ließ es ihm an nichts mangeln. Dieser General wußte (was eine schwierige Aufgabe ist) während der kurzen Gefangenschaft Joachims die Pflichten der Treue, die er dem Monarchen des Hauses Bourbon schuldig war, mit der Achtung in Einklang zu bringen, die das hohe Unglück des Königs Murat gebot.

Die Regierung erhielt durch den Telegraphen und durch einen Courier Kunde von dem, was sich zu Pizzo zugetragen hatte. Der König und seine Minister schauderten bei dem Gedanken an die Gefahr, die sie gelaufen waren, und triumphirten, ihr entgangen zu sein; doch blieb ihnen noch Argwohn und Besorgnisse. Zu diesen ersten Gefühlen gesellten sich bald ein wieder auflebender alter Haß, der Wunsch nach Rache, Gedanken der Grausamkeit. Man wollte die bekanntesten und bedeutendsten Anhänger Murats in den Kerker werfen; doch hatte man nicht den Muth es auszuführen. In den Provinzen setzten sich Soldaten in Bewegung und man schickte den Prinzen von Canosa, ein erprobtes Werkzeug der Tyrannei und grausamer Rache, nach Calabrien; auch wurden die Wachen des Pallastes verdoppelt und sonstige Vorsichtsmaßregeln jeglicher Art genommen. Die Besorgnisse, in welchen man lebte, hörten mit Murats Tode auf; das fühlte man, und so wurde beschlossen, daß er sterben sollte. Der Befehl dazu wurde durch den Telegraphen und Couriere übermacht. Ein Militairgericht sollte ihn als einen Feind des Staates richten. Während diese Befehle mit Blitzesschnelligkeit flogen, zeigte Murat im Kastell von Pizzo die größte Heiterkeit: er lebte und schlief so ruhig, wie die Beglückten der Erde, putzte sich, wie er es gewohnt war, aufs Beste heraus, unterhielt sich mit Nunziante, wie ein König mit einem fremden General, und sagte noch am Tage vor seinem Tode, ein Uebereinkommen zwischen Ferdinand und ihm sei so gar schwierig nicht; jener dürfte ihm nur das Königreich Neapel abstehen, und er würde ihm seine Rechte auf Sicilien überlassen. Murats Ansichten und Charakter gaben sich in diesen kecken und seiner augenblicklichen Lage nicht angemessenen Aeußerungen kund.

Aber der verhängnißvolle Befehl traf ein. Es war in der Nacht des 12. Octobers, wo man den Beschluß gefaßt hatte. Es wurden sieben Richter ernannt, unter welchen sich Drei befanden, die Murat, so wie auch den königlichen Anwald, zur Zeit seiner Regierung aus dem Staube gezogen und sie mit Gnadenbezeugungen und Ehren überhäuft hatte. Wenn sie das grausame Richteramt abgelehnt hätten, so wären sie vielleicht nach der Strenge der Gesetze mit Absetzung und dreimonatlichem Gefängniß bestraft worden, aber sie hätten sich um diesen billigen Preis einen glorreichen Namen in der Geschichte erworben. Sie zogen die Unehre vor, und nahmen insgesammt ihren Auftrag an, dem dankend, der sie ernannt hatte, weil er, wie sie sagten, ihnen die Gelegenheit gegeben, dem neuen Könige ihre Treue zu beweisen. Es war dies eine Grausamkeit in antiker Weise, und sie hofften unter der Maske einer einzigen Tugend den Abscheu vor ihrer Undankbarkeit zu verbergen. Dies heillose Tribunal versammelte sich in einem Saale des Kastells.

Joachim schlief in einem anderen Saale den letzten Schlaf seines Lebens. Es war schon heller Tag, als Nunziante bei ihm eintrat; aber aus Mitleid wollte er ihn nicht wecken und wartete an seinem Bette sein Erwachen ab. Murat schlug end-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich die Augen auf, und da sagte der General zu ihm mit trauriger Miene, daß die Regierung den Befehl gegeben habe, ihn durch ein Kriegsgericht richten zu lassen. „Nun denn, so bin ich verloren!“ antwortete Murat; „denn dieser Befehl ist so gut als ein Todesurtheil.“ Es trat ihm eine Thräne ins Auge, aber sich seiner Schwäche schämend, drängte er sie zurück und fragte, ob es ihm erlaubt sei, an seine Gemahlin zu schreiben. Zu sehr ergriffen, um ein Wort sprechen zu können, antwortete Nunziante durch ein bejahendes Zeichen, wornach Murat auf Französisch und mit fester Hand folgenden Brief aufsetzte.

„Theure Caroline, meine letzte Stunde hat geschlagen. In einigen Augenblicken werde ich nicht mehr sein; in einigen Augenblikken wirst Du keinen Gatten mehr haben. Vergiß mich nie. Ich sterbe unschuldig; mein Leben war von keiner Ungerechtigkeit befleckt. Lebe wohl, mein Achilles; lebe wohl, meine Läticia; lebe wohl mein Lucian; lebe wohl meine Louise! zeiget Euch in der Welt meiner würdig. Ich hinterlasse Euch ohne Königreich, ohne Güter, mitten unter meinen zahlreichen Feinden. . . . Bleibt immer einig; zeigt Euch erhaben über das Mißgeschick; denkt daran was Ihr seid und daran, was Ihr gewesen, und Gott wird Euch segnen. Verflucht mein Andenken nicht. Wisset, daß dasjenige, was mich in den letzten Augenblicken meines Lebens am meisten geschmerzt hat, ist, entfernt von meinen Kindern zu sterben. Empfanget den väterlichen Segen; empfanget meine Umarmungen uud meine Thränen. Behaltet stets Euren unglücklichen Vater in Andenken. Pizzo, den 13. October 1815.“

Nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, schnitt der König sich einige Haarlocken ab, die er in Papier wickelte und sie dem General Nunziante zur sicheren Beförderung empfahl.

Der Capitain Starace, den man zu seinem Defensor ernannt hatte, fand sich bei dem unglücklichen Gefangenen ein, um ihm das traurige Amt zu notificiren, das man ihm bei seinen Richtern gegeben. „Meine Richter?“ antwortete Murat, „das sind sie nicht; sie sind meine Unterthanen. Könige können nicht von bloßen Privatpersonen gerichtet werden; auch die anderen Könige können es nicht, weil alle Konige unter einander gleich sind. Die Könige haben keinen Richter als das Volk und Gott. Wenn man mich als einen Marschall Frankreichs nehmen will, so muß ein Conseil von Marschällen niedergesetzt werden, um mich zu richten: wenn als einen General, ein Conseil von Generalen. Ehe ich mich so weit erniedrigen sollte, in denen meine Richter zu erkennen, die man dazu gewählt hat, müßte manches Blatt aus der Geschichte von Europa gerissen werden. Dies Tribunal ist incompetent, ich erröthe davor!“

Als Starace aber darauf bestand, daß er sich vertheidigen lassen sollte, da erwiederte Joachim mit entschlossener Stimme; „Mein Leben können Sie nicht retten, sehen Sie aber mindestens zu, meine Ehre als König zu bergen. Es handelt sich nicht darum, mich zu richten, sondern mich zu verurtheilen. Diejenigen, die man meine Richter nennt, sind nur meine Henker. Sie sollen nichts zu meiner Vertheidigung sagen; ich will es nicht.“

Der Defensor zog sich traurig zurück und ließ den mit der Instruction des Processes beauftragten Richter eintreten. Dieser fragte, wie es der Brauch ist, nach dem Namen des Gefangenen und wollte noch etwas hinzusetzen; aber Murat unterbrach ihn schnell, indem er zu ihm sagte: „Ich bin Joachim Murat, König beider Sicilien und der Eurige. Fort aus meinen Augen!“ Als er sich wieder allein befand, hielt er, das Haupt gesenkt und die Arme über der Brust gekreuzt, den Blick auf die Bildnisse seiner Familie geheftet und konnte ihn nicht davon wegwenden. Aus seinem häufigen Aufseufzen, an seiner tiefen Traurigkeit sah man es, daß ihm etwas schwer auf dem Herzen lag. Der Capitain Stratti, sein wohlwollender Wächter, fand ihn in dieser Haltung und wagte es Anfangs nicht, ihn anzureden; aber Joachim sagte zu ihm: „Zu Pizzo freut man sich meines Unglücks (er wußte das oder er setzte es voraus); was habe ich denn aber den Neapolitanern gethan, daß sie meine Feinde sind? Ich habe zu ihrem Besten die ganze Frucht meiner Arbeiten und meiner langen Kriegsjahre aufgeopfert und hinterlasse eine arme Familie. Alles was in ihren Gesetzbüchern an Freiheit enthalten ist, das verdanken sie mir. Daß die neapolitanische Armee in Europa einen Namen erlangt hat, die Nation einen Rang unter den mächtigsten Nationen von Europa einnimmt, ist mein Werk. Der Neapolitaner wegen habe ich jeder anderen Zuneigung entsagt und bin ich undankbar gegen Frankreich gewesen, das mich auf den Thron erhoben hat, von dem ich nun ohne Furcht und ohne Gewissensbisse herabsteige. Ich habe keinen Theil gehabt an der Tragödie des Herzogs von Enghien, die der König Ferdinand nun durch eine andere Tragödie rächen will; ich hatte keinen Theil daran, das schwöre ich, Angesichts des Gottes, vor dem ich bald erscheinen werde.“ Nach diesen Worten schwieg er einige Augenblicke, und sagte dann: „Capitain Stratti, ich wünschte jetzt allein zu sein. Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie für mein Unglück zeigen; anders kann ich Ihnen meine Erkenntlichkeit nicht beweisen. Leben Sie glücklich!“ Joachim schwieg, und der Capitain Stratti entfernte sich mit Thränen in den Augen.

Murat kannte sein Urtheil noch nicht, als der Priester Masdea bald darauf in sein Gemach trat. „Sire,“ sagte dieser Geistliche zu ihm, „das ist das zweite Mal, daß ich Ew. Majestät spreche. Als Sie vor fünf Jahren nach Pizzo kamen, da ersuchte ich Sie um eine Beisteuer zur Beendigung unseres Kirchenbaues, und Ew. Maj. gaben mir mehr, als ich zu hoffen gewagt hatte. Meine Stimme hat also bei Ihnen einen guten Klang. Ich bin deshalb auch überzeugt, daß Sie gegenwärtig auf meine Gebete hören werden, die keinen anderen Zweck haben, als die ewige Ruhe Ihrer Seele.“ Joachim erfüllte mit philosophischer Ergebung alle Pflichten eines dem Tode entgegengehenden Christen und schrieb auf Masdea's Wunsch französisch die Worte nieder: „Ich erkläre, als ein guter Christ zu sterben.“

Wahrend diese rührenden Scenen in dem einen Gemache des Kastells vorgingen, erfüllte das Kriegsgericht in einem anderen seine traurige Aufgabe, indem es erklärte: „daß Joachim Murat, durch das Waffenglück in den Stand eines bloßen Privatmannes, in welchem er geboren worden, zurückversetzt, mit 28 Complicen ein gefährliches Unternehmen unternommen habe, wobei er nicht mehr auf den Krieg, sondern auf Aufruhr gerechnet; daß er das Volk zur Empörung gereizt, den rechtmäßigen Monarchen angegriffen, das Königreich und Italien umzuwälzen versucht habe, daß er deshalb als öffentlicher Feind zum Tode verurtheilt sei, einem Gesetze gemäß, das während der zehnjährigen Occupation erlassen worden und noch jetzt in Kraft stehe.“ Es schien, als wollte das Geschick der blutigen Ironie die Krone aufsetzen: Murat selbst hatte dies Gesetz, das nun gegen ihn Anwendung gebracht und das Werkzeug seines Todes werden sollte, vor sieben Jahren erlassen; doch hatte er es zu mehreren Malen aus Gnade suspendirt.

Der König hörte kalt und mit Geringschätzung die Verle-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sung seines Urtheils an. Darnach sogleich auf einen kleinen Hof des Kastells geführt, fand er dort eine Compagnie Soldaten in zwei Reihen aufgestellt. Man wollte ihm die Augen verbinden, er litt das aber nicht, sondern sah mit heiterm Blick den Zurüstungen zu seinem Tode zu, und nachdem er sich in Postur gestellt hatte, bot er seine Brust den Soldaten dar, mit den Worten: „Schont des Gesichts, zielt auf das Herz!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Feuer gegeben wurde und der, welcher ein König beider Sicilien gewesen war, todt zusammensank, die Bildnisse seiner Familie fest in Händen haltend. Diese wurden mit seinen unglücklichen Ueberresten begraben und dem Tempel nicht entrissen, den seine Liebe ihnen errichtet hatte. Diejenigen, die an Joachim Murats Tod glaubten, beweinten ihn bitterlich; aber die meisten Neapolitaner täuschten ihren Schmerz durch eitle Illusionen und überredeten sich, die Vorgänge zu Pizzo seien nur eine Lüge des Hofes.

So starb Joachim Murat im 48. Jahre seines Lebens und im siebenten seiner Regiernng.

Marschall Marmont.

Die Souverains des Nordens.

(Fragment aus dem Werke des Marquis von Londonderry: St. Petersburg und der russische Hof.)

....„Außer den Bällen, welche die Kaiserin giebt, werden am Hofe auch noch, wie man es im Kammerherrn-Style nennt, kleine Schauspiele aufgeführt. Die Actricen der Hauptstadt erscheinen abwechselnd, je nach ihren Rollen, aber auf glänzendere Weise, als auf den öffentlichen Theatern; ausgesuchte Costüme erheben noch ihr Talent, und für jede Vorstellung erhalten sie ein Geschenk, um die Kosten dieser außerordentlichen Toilette zu decken. Die Bals costumés (Maskenbälle) sind jetzt in St. Petersburg in der Mode. Während des Winters von 1837 gab die Kaiserin ein solches Fest, welches eine Aufnahme am chinesischen Hofe von Pekin vorstellte. Die ersten Staatsbeamten hatten nicht verschmäht, sich in Mandarinen erster Classe zu verkleiden; Herr von Nesselrode war, trotz seiner Brille, sehr glänzend in der Person des Confucius: Panurgus machte tausend Possen in der Haut eines Chargé d'Affaires eines deutschen Staates, den wir nicht nennen wollen, aus Achtung für den politischen Charakter, womit er bekleidet ist; und die Laternen-Insel, mit ihren farbigen Feuern, paßte recht gut zu der Temperatur, die dem Glanz der Laternen so günstig ist.

„Bei diesen Soirees von Anishkoff, welche das Ansehen von Familien-Vereinen haben, tanzt Nicolaus bisweilen oder marschirt eine Anglaise; aber am häufigsten geht er die ganze Nacht zwischen den Quadrillen umher, von einer zur andern voll Höflichkeit gegen die Damen, geistreich und heiter mit den Männern, die Honneurs machend wie ein großer Herr. Alexander spielte dieselbe Rolle mit eben so viel Grazie, nur verdarb er sie fast immer durch eine lächerliche Eigenheit. Man weiß, daß Georg IV. die Eitelkeit so weit trieb, daß er sich in seine Pantalons einnähen ließ, damit sie mehr anschließen und seine wahrhaft plastischen Formen mehr sehen lassen möchten; Alexander hatte immer seine Füße im Auge, deren Zartheit und Kleinheit für seine Einbildungskraft ein beständiger Gegenstand von Schrecken oder Eigenliebe war, je nachdem dabei etwas fehlte oder das Arrangement den Forderungen seiner Eitelkeit entsprach. Man sah ihn bisweilen mit zerstörter Miene während des Balles weggehen: und zwar weil er einen Fleck auf seinem Schuh zu entdecken glaubte. Bald darauf trat er mit neuer Chaussure und lächelndem Gesicht wieder ein. Die Wolke war vorübergezogen: der Schuh glänzte ꝛc.

„Der Kaiser Nicolaus zeigt mehr Größe und einen erhabeneren Charakter in seinen Neigungen und Geschmack, so wie in der Art, wie er sich öffentlich und unter Menschen benimmt. Die Prinzessinnen von Geblüt besuchen die Soirees, welche die fremden Gesandten in ihren Hôtels geben und gehen selbst in einige Häuser des vornehmsten Adels. Ueberall bezaubert ihre Freundlichkeit, ihr Geist und ihre Grazie. Aber am meisten glänzt bei denen dem diplomatischen Corps gegebenen Diners die Liebenswürdigkeit der kaiserlichen Famile. Wenn die bevollmächtigten Minister im Anishkoffschen Palais nicht tanzen, so essen sie dagegen um so besser. Ich habe nie auf dem Continent in dieser Art mehr Pracht und Geschmack gesehen. Die Zahl der Gäste ist nie unter fünf oder sechs Personen. Zwei Diener in Staats-Livree stehen fortdauernd hinter dem Armstuhl jedes Eingeladenen, ohne die Menge von Pagen zu rechnen, die den Dienst bei der Tafel haben. Tausend Kerzen erleuchten das Mahl. Die kostbarsten Schüsseln und ausgesuchtesten Weine werden den Gästen servirt. Aber das Prächtigste des Festes ist der Nachtisch. St. Petersburg erzeugt, in seinem eisigen Klima durch Kunst die Früchte aller Temperaturen von Europa, und die (in den Treibhäusern gezogenen) Blumen, die in den Gärten duften, stehen den schönsten der drei Königreiche nicht nach. —

— „Zwei interessante Epochen zu St. Petersburg sind die wo die Newa mit Eis bedeckt und wo sie davon frei wird Die Communication ist dann auf einige Tage zwischen den verschiedenen Inseln, welche dieser prächtige Fluß bildet und worans die stolze Stadt Peters des Großen besteht, unterbrochen. Jedermann bleibt dann zu Hause, in seinen zu Treibhäusern umgewandelten Zimmern, wo die Blumen und Früchte des Südens blühen und reifen und wo die schwächlichen Organisationen das Klima von Nizza und Lissabon wiederfinden; dann ist es für den Fremden gefährlich, auszugehen und die Kälte ist bisweilen heftig genug, um demjenigen, der sich noch nicht in Rußland acclimatisirt hat, einen plötzlichen Tod zuzuziehen. Es verdient hinsichtlich der Newa bemerkt zu werden, daß es nicht das Wasser dieses Flusses ist, was friert; trotz der Kälte hindert das seine schnelle Strömung. Die Eismassen kommen aus dem Ladoga-See, wo sie von den Winden abgerissen werden; sie schwimmen auf dem Flusse, bis sie, von den Meereswellen zurückgetrieben, sich an der Mündung festsetzen, und sich gleichsam von selbst ordnend, einen Boden von Eis bilden, der oft nur einiger Stunden bedarf, um sich fest zusammenzuschließen. Diese Eisblöcke von verschiedener Größe sind mehrere Fuß dick und bald sieht man die leichtesten Schlitten und die schwersten Wagen darüber hingleiten. Jede Londoner Dame würde bei dem Gedanken schaudern, in einem sechsspännigen Wagen über einen so breiten und tiefen Fluß zu fahren, aber in St. Petersburg erschrecken nur die Furchtsamsten davor.

„Wenn man von einem Souper, einem Ball oder einem Schauspiele während der Nacht zurückkehrt, in einem warmen Pelz gehüllt und in einer wohlverschlossenen Carosse sitzend, so vergißt man, daß man mehr als eine Viertelmeile weit über einem Abgrunde schwebt: wenn das Eis mit Schnee bedeckt ist und die Wege gebahnt sind, so würde man selbst nicht gewahr werden, daß man auf dem Wasser ist, wenn nicht ein gewisser Wiederhall daran erinnerte und wenn man nicht verwundert

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wäre, zwischen Linien von Schiffen zu passiren, die auf dem Schnee zu sitzen scheinen, und welche auf der Newa Straßen bilden, die das Ansehen einer Stadt von sonderbarer Bauart haben. Diese Schiffe überwintern im Eise, sind größtentheils bewohnt und dienen oft Räubern (?) zum Aufenthalt, welche die einsameren Gegenden des Eises unsicher machen. Wenn sie vereinzelte oder im Schnee verirrte Vorübergehende anfallen, so plündern sie sie aus und stürzen sie in die Löcher, die von Fischern, Wäscherinnen und Wasserträgern in dem Eise gemacht werden. In dieser Zeit versieht sich jeder mit seinem für den Sommer nöthigen Vorrath von Eis aus der Newa. Würfel von Eis von vier bis fünf Fuß, Massen von Kristall gleichend, werden ausgehauen und in die Eiskeller transportirt, womit jedes Haus versehen ist, und so für das Bedürfniß der heißen Jahreszeit gesorgt. —

„Katharine II. sah eines Tages dem Feste der Wasserweihe zu und bemerkte, daß ein Mädchen aus dem Volke durch das unter dem Pavillon des Patriarchen in das Eis gehauene Loch in den Fluß fiel. Die Kaiserin rief nach schleuniger Hülfe, man war so glücklich, das Mädchen zu retten und führte sie, naß und bestürzt wie sie war, zu ihr. Die Semiramis des Nordens ließ dem armen Kinde Kleider und einen Beutel voll Geld reichen und fragte sie, was für ein Gefühl sie von ihrem Falle behalten habe? „Mein Gott!“ antwortete das Mädchen zitternd, „ich habe hier mehr Furcht als im Wasser.“ Die Antwort, setzt der Marquis Londonderry in seinem aristokratischen Geiste hinzu, malt ganz naiv den heilsamen Schrecken, den die unumschränkte aber große Herrscherin, die Freundin Voltaires und Wohlthäterin Diderots einflößte.

„Die Epoche, wo die Newa zugefroren ist, ist die glänzendste für St. Petersburg und der Winter ist da die angenehmste Jahreszeit. —

„Im Frühjahr lösen sich die Eismassen der Newa plötzlich und man sieht in einem Augenblicke Barken schiffen, wo noch jüngst Schlitten hinglitten. Die Tage, wo diese Veränderung vor sich geht, sind in der Regel feucht, kalt und windig und die ungesundesten im Jahre. Es geht aus der so lange gefesselten Newa eine gefährliche Kälte hervor; aber das Volk drängt sich doch am Ufer, vergnügt, den schönen Fluß wieder in silbernen Wellen dahinströmen zu sehen. Das Auge ruht entzückt auf dieser azurnen Fläche, umgeben von prächtigen Palästen und begränzt von Quais von Granit von wunderbarem Baue. Die Aussicht von der Terrasse der Tuilerieen kann allein eine Idee von diesem prächtigen Gemälde geben. Die Newa ist viermal so breit als die Seine und bildet zwischen der Citadelle und dem Winterpalast, wo sie sich theilt, ein Bassin von mehr als einer Viertelstunde im Umfange. Sie hat nicht die Terrasse der Tuilerieen, noch das Louvre, noch die elyseeischen Felder, weniger noch die bezaubernde Aussicht von Sevres. Der kaiserliche Sommergarten kann nicht damit wetteifern; aber das herrliche Gitter und die Pfeiler, die ihn verschließen, haben nicht ihres Gleichen in Paris, noch selbst in London. Dieses Gitter ist ein so prächtiges Werk, daß ein mir befreundeter Engländer ausdrücklich kam, um es zu bewundern, und nach Großbritanien zurückkehrte, ohne irgend etwas anderes von Rußland kennen lernen zu wollen. Diese bizarre Huldigung ist gewiß eine der schmeichelhaftesten, die St. Petersburg gebracht worden sind.

— „Moskau ist immer das Idol der Russen, vorzüglich seit dem Brande von 1812. Ueberdies hatte Peter der Große, indem er St. Petersburg aus dem Baltischen Meere erstehen ließ, nur zum Zwecke, einen Stapelplatz, das wahrhafte Liverpool des moskowitischen Reiches, zu erbauen. Seine Nachfolger haben einen unermeßlichen Fehler begangen, indem sie die Residenz der russischen Regierung, wovon Moskau der wahre Mittelpunkt, der natürliche politische Feuerheerd ist, nach St. Petersburg verpflanzt haben. Wunderbar gelegen an den Gränzen Asiens und Europas hat diese Stadt die Sitten zweier Continente. Von den Thürmen des Kremlins herab bewacht man die Bewegungen beider Rußlands; man umfaßt sie von Archangel bis Tiflis und von Lublin nach Tobolsk. Es ist unmöglich, daß wenn die Eroberungen des Kaiserreiches weiter im Orient um sich gegriffen haben werden, der Sitz des Staates (der Staatsregierung) nicht wieder nach Moskau zurückkomme. Die Größe von St. Petersburg erklärt sich jetzt nur durch die Rolle, welche die russische Marine berufen ist, von einem Augenblicke zum andern in den allgemeinen Angelegenheiten Europas zu spielen. Nikolaus würdigt die moralische Stellung Moskaus so sehr, daß er keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, der alten Nationalität seiner Bewohner zu schmeicheln.

„Im November 1837 befand sich der Czar in dieser Stadt. Einst, bei einer Excursion, die er in die Umgegend machte, versagten ihm seine Pferde plötzlich den Dienst; Nikolaus stieg aus dem Wagen und setzte seinen Weg zu Fuße fort. Ein General, der hinter dem Kaiser denselben Weg in seinem Wagen daherkam, bot denselben ehrfurchtsvoll dem Monarchen an; dieser aber schlug ihn aus, um den Herrn desselben nicht zu belästigen und nahm ein elendes Mieth-Fuhrwerk. Der Kutscher war so überrascht, daß er anfänglich Bedenken trug, Nikolaus in seinen schlechten Karren aufzunehmen; aber der Kaiser bestand so darauf, daß er endlich gehorchen mußte. Angekommen im Pallast ließ Se. Majestät dem glücklichen Bauer zweihundert Rubel auszahlen. Das unverhoffte Glück dieses Kutschers blieb dabei nicht stehen. Man hatte den Kaiser mit diesem Menschen sprechen gesehen, man war neugierig zu wissen, was Nikolaus ihm hatte sagen können. Der gute Bauer wurde mit Besuchen und Geschenken von allen Personen, die ihn gern über sein Abenteuer fragen mochten, überhäuft; und da er Sorge trug, sich seine Erzählung gut bezahlen zu lassen und die Neugierde der Zuströmenden zu benutzen, so wuchs sein Beutel schnell von diesem Tribute. Das ist wohl das erstemal, daß man die Popularität eines Kaisers zum Handels-Artikel gemacht hat, aber man muß anerkennen, daß es ein gutes Geschäft war.

„Man sieht einen merkwürdigen Beweis der eigenthümlichen Verbindung, welche den Kaiser mit seinem Volke vereinigt, unter den schrecklichen Umständen der Cholera, von welcher St. Petersburg vor einigen Jahren verheert wurde. Auf dem Platze der Halle für das Heu ist ein prächtiges Hospital, das die Menge überschwemmt hatte und wo sie sich den äußersten Excessen überließ; wüthende Menschen sprengten die Thüren der Friedhöfe, öffneten die Särge der frisch begrabenen Opfer und zogen sie gewaltsam aus ihren Leichentüchern, behauptend, daß man sie lebendig begraben habe. In diesem gefährlichen Feuerheerde der Contagion erschien, trotz der erstickenden Hitze, der Kaiser zu Pferde unter dem wahrhaft wüthenden Pöbel. Bei seinem Anblicke legten sich die Wellen dieses stürmischen Meeres; Aller Blicke ruhten auf dem furchtbaren Gesichte des Monarchen und die Meuterer warfen sich auf die Kniee nieder:

„„Was wollt ihr denn, ihr ruchlosen und verbrecherischen Menschen,“ sprach der Czar mit fester Stimme; „ihr widersetzt euch dem Befehle eures Herrn, dem Dienste eurer Aerzte, der Liebe eures Kaisers! Auf die Kniee, Rebellen, auf die Kniee!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nur eine aufrichtige Reue kann mich euer Betragen vergessen machen und euch meine Verzeihung erwerben!"

„Ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen, dann alle Beweise der Reue und Bitten um Gnade folgten diesen imponirenden Worten. Bald kam die Geistlichkeit an, ein Te Deum wurde gesungen und die Meuterei endigte sich mit dem, dem russischen Volke so gewöhnlichen Rufe: „Langes Leben unserm Vater, unserm geliebten Kaiser!" — — —

Wir setzen zum Schlusse dieser Fragmente noch einige Worte des Marquis Londonderry hinzu, wozu ihm seine Reise durch Polen Gelegenheit giebt:

„Nicht ohne Gemüthsbewegung nahete ich mich Polen. Beim Eintritt in Warschau escortirte eine mir von dem Fürsten Paskewitsch entgegengeschickte Schwadron Husaren meine Wagen bis zum Brühlschen Palais, das mir vom Kaiser zur Wohnung angeboten worden war. Die Säle glänzten von Lichtern. Die Dienerschaft kam mir ehrfurchtsvoll entgegen; ein treffliches Mittagsmahl erwartete uns ꝛc. — —

„Polen hat mir unter mehr als einem Gesichtspunkte Irland zu gleichen geschienen. Dasselbe Ansehen von Armuth, Leiden und Apathie in den niedrigen Classen der Bevölkerung. Der Anblick der Juden macht einen unangenehmen Eindruck. Man kann eine völlige Verschmelzung der Polen mit den Moskowiten nicht genug wünschen; das ist das einzige Mittel diesem unglücklichen Lande ein wenig Leben, ein wenig Glück wiederzugeben. Uebrigens giebt es in dem ganzen politischen Europa wohl keinen schwierigern Beruf, als den des Fürsten Paskewitsch. Im Innern hat er mit dem Nationalhaß zu kämpfen, die strengen Befehle zu befolgen, die ihm von Außen kommen und außerden für die Angriffe der Liberalen, deren Gegenstand er auf dem Continente ist, keinen andern Trost, als das Bewußtseyn eines redlichen Mannes, der gewissenhaft den Pflichten seines Amtes gehorcht. Das Civil- und Militair-Gouvernement des Fürsten Paskewitsch in Polen nach den Ereignissen der letzten Revolution ist ein schönes Resultat in der modernen Geschichte der moralischen Eroberungen des Wiener Congresses (?). Eroberungen, wozu kriegerisch und diplomatisch mitgewirkt zu haben ich mir zur Ehre rechne."

Das Courier- und Postwesen in der Türkei.

In einem Lande, wo die europäische Civilisation unbekannt ist, mitten in Gegenden, wo es keine anderen Straßen giebt, als die Spuren der wiederholten Karawanenzüge, darf man keinen regelmäßigen Postendienst wie in den abendländischen Königreichen erwarten. Die Regierung und der Handel ermangeln in der That der werthvollen Hülfe, welche die gesicherten und periodischen Mittel der Correspondenz gewähren; inzwischen hat das Interesse der kaiserlichen Administration und das der Privatleute das Bedürfniß irgend einer Organisation Behufs der Beförderung von Depeschen, Briefen und Baarschaften fühlbar gemacht. Um dieser doppelten Nothwendigkeit zu genügen, hält die hohe Pforte ihre Tartaren, halten die bedeutenderen Städte des Reichs ihre Boten und Staffetten.

Es giebt zu Constantinopel ein von dem Staate unterhaltenes Corps Tartaren, das speciell dazu bestimmt ist, die politischen und administrativen Depeschen in dem ganzen Umfang der Besitzungen des Großherrn zu besorgen. Diese Cabinetscouriere halten sich in der Regel an die großen Heerstraßen, wo es Stationen giebt und man frische Pferde findet, um die gewöhnlich ziemlich langen Strecken zwischen denselben zurückzulegen. Sie reisen Tag und Nacht und machen ungefähr zwei Lieues in einer Stunde.

In wichtigen Angelegenheiten, wo eine schnelle Förderung der Correspondenz vonnöthen ist, erhalten die Kaufleute von der Regierung die Erlaubniß, sich der Tartaren zu bedienen, mit welchen sie sich dann wegen der Kosten vergleichen. Auch nehmen die Europäer oft von diesen Tartaren mit sich, um den Firmans der Pforte in den Dörfern im Innern, wo eine solche Autorität fast immer gut zu Statten kommt, mehr Gewicht zu geben. Schon ihre bloße Gegenwart ist ein sichtliches Zeugniß des kaiserlichen Schutzes und sichert den Reisenden vor einer Menge von Hindernissen und Widerwärtigkeiten.

Wenn die Schnelligkeit der Tataren nicht erforderlich ist, so macht der Handelsstand von seinen eigenen Boten Gebrauch. Zu Aleppo, wie in vielen anderen Städten, gehören diese Boten einem organisirten Corps an, das aus einer gewissen Anzahl von Männern gebildet ist, die unter dem Befehle eines Oberhauptes stehen, das Cheikh-es-seâ genannt wird, und das für die Rechtlichkeit und Genauigkeit seiner Untergebenen bürgt. Einige derselben machen nur die Tour durch die Wüste, die anderen nur die durch das bewohnte Land. Die letzteren sind als vortreffliche Fußgänger bekannt und legen auch die weitesten Reisen nur zu Fuß zurück.

Wenn man nicht Zeit hat, zur Förderung von Briefen oder Baarschaften den Aufbruch einer Karawane abzuwarten, so wendet man sich an diese Art von Privat-Administration. Man läßt deren Chef kommen, macht ihn mit dem was man wünscht bekannt, und handelt mit ihm um den Preis. Darüber kann es in einem Lande, wo die Sicherheit der Straßen sehr ungewiß und von mancherlei Zufälligkeiten abhängig ist, allerdings keine im Voraus bestimmte Ansätze geben. Diese richten sich auch nach den Jahreszeiten und nach der für die Reise gesetzten Frist. Man muß um so mehr bezahlen, als die Jahreszeit ungünstig ist und man eine größere Eile verlangt.

Der Cheikh-es-sea verpflichtet sich, die ihm vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen, und er übernimmt die ganze Verantwortlichkeit des eingegangenen Vertrags. Wenn alles abgemacht ist, wählt er selbst den Boten, der ihm am passendsten erscheint, um die übernommene Sache mit Verstand und Treue auszurichten. Er nimmt aus den Händen des Kaufmanns die Briefe oder Baarschaften, die befördert werden sollen, entgegen, übergiebt sie unter Mittheilung seiner Instructionen dem Boten und begleitet diesen, um sich von dessen Abreise zu überzeugen, bis ans Thor. Wenn Ruhe im Lande herrscht, so zieht dieser die gewöhnliche Straße; wenn er aber gefährliche Orte zu passiren hat, so muß er Nebenwege einschlagen und sich oft mitten durch Felsenpfade winden. Diese Fußboten haben eine vollständige Kenntniß von den Oertlichkeiten, die sie in der Regel frequentiren; alle Verbindungswege sind ihnen bekannt und sie wissen jeden Brunnen, jede Quelle aufzufinden; haben sie große Eile, so folgen sie den Krümmungen des Weges nicht, sondern gehen queerfeldein und übersteigen die schroffsten Berge. Ihr Instinct, die rechte Richtung nicht zu verfehlen, und ihre lange Ausdauer bei den Strapazen des Marsches in einem Lande, wo so selten Häuser vorkommen und die Wege scheußlich sind, sind wahrhaft bewundernswürdig. Sie können auf einer Reise von hundert bis anderthalbhundert Lieues täglich bis funfzehn Stunden zurücklegen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Jeden Abend finden diese armen Boten ein Unterkommen in dem Dorfe, wo sie anhalten. Gastfreiheit wird ihnen nie versagt; es giebt kein Haus, dessen Thür ihnen nicht offen stände und wo sie nicht mit Güte aufgenommen würden. Sie theilen das Mahl der Familie, zu welcher der Zufall sie geführt hat; sie bringen die Nacht bei derselben zu, wie es ein Verwandter oder ein alter Freund thun würde, und ehe noch die Sonne aufgeht, nehmen sie von ihren Wirthen Abschied, um ihre Wanderung fortzusetzen.

Die Leute, die dies beschwerliche Geschäft treiben, sind fast alle höchst unglücklich. Ich habe deren oft auf meinen Reisen angetroffen, und mir ist immer ihr elendes Ansehen aufgefallen. Die äußere Aermlichkeit und eine gewisse eigenthümliche Haltung, war mir selbst ein Anzeichen geworden, woran ich sie unfehlbar erkennen konnte. Möglich, daß sie sich auch nur deshalb in Lumpen kleiden, um nicht geplündert zu werden; denn so entgehen sie am ersten dem Neide, oder verlieren doch nur wenig, wenn sie Räubern in die Hände fallen.

Die Boten, welche den Dienst zwischen Aleppo und Bagdad versehen, sind weit seltener als diejenigen, von welchen wir eben gesprochen haben, zuvörderst, weil man sich ihrer nur bei höchst wichtigen Anlässen bedient, und nächstdem, weil es schwer hält, Leute zu finden, die für eine solche Mission hinlängliche Intelligenz, Muth und Bekanntschaften mit den Gewohnheiten der Wüste haben. Es ist begreiflicherweise nicht leicht, bei einem und demselben Individuum alle die Eigenschaften anzutreffen, die unerläßlich sind, um die Hindernisse dieser Art von Reisen zu überwinden und den damit verknüpften Gefahren Trotz zu bieten.

Ein anderes ist es mit den Karawanen; bei diesen findet man die Hülfe, welche die Vereinigung gewährt, die Ressourcen der gegenseitigen Unterstützung; aber bei dem isolirten Gang der Boten, fallen diese Vortheile weg; da ist auf keine fremde Hülfe zu bauen, da kann man nur mit sich selbst zu Rathe gehen, nur auf eigenen Beistand rechnen.

Bei diesen schwierigen Fahrten ist eben so sehr die Stärke und die Mäßigkeit des Dromedars, als der Instinct des Herrn, der es leitet, zu bewundern. Die Reise von Aleppo bis Bagdad wird mit einem und demselben Thier gemacht, und wenn es mit den Depeschen Eile hat, so legt es diese Strecke in einer Woche zurück. Dann macht es täglich vier und zwanzig Lieues.

Bei diesem raschen Reisen ist es nicht genug, die feindlichen Stämme zu vermeiden, sondern man muß auch darauf bedacht sein, nicht von der geraden Linie abzuweichen, hauptsächlich nie die rechte Richtung zu verlieren. Man muß sein Thier zu rechter Zeit Halt machen und sich auf einem undankbaren Boden die Pflanzen suchen lassen, von welchen es sich nährt. Man muß wegen der Richtungen und Entfernungen ziemlich sicher sein, um zu rechter Zeit da einzutreffen, wo es Wasser giebt, wenn der Vorrath erschöpft ist. Es giebt eine Menge Schwierigkeiten zu überwinden, vielen Gefahren auszuweichen. Das kleinste Anzeichen, die leichteste Spur auf dem Sande muß als Wink oder als Leitfaden dienen. Der fernste Anblick eines Zeltes oder Kameels, der kleinste Punkt am Horizont haben ihre Bedeutung: es liegt dabei eine ganze Wissenschaft von zarten und feinen Beurtheilungen zum Grunde.

Ich habe einen dieser Boten gesehen, der von Bagdad zu Aleppo ankam. Sein Dromedar schien erschöpft zu sein; es hatte zierliche Formen und sehr schlanke Beine; sein Wuchs war minder groß als der eines Kameels. Der Araber trug das Costüm eines Beduinen; sein Teint war sehr braun, sein Blick lebhaft und eindringend, der Ausdruck seines Gesichts voller Geist und Adel. Wenn man diesen Mann betrachtete, der eine ganze große Wüste durchzogen war, dessen Kleidung noch der weiße Staub dieser schauerlichen Einöden bedeckte, wenn man sich die Hindernisse und Gefahren dachte, welchen er Trotz geboten hatte, so konnte man sich der Bewunderung nicht erwehren: es war ein Eindruck, wie ihn wohl der Anblick irgend einer berühmten Person hervorbringt.

Statt dieser geschickten Boten, machte man ehedem von der Taubenpost Gebrauch. Die luftigen Boten waren wohl weit schneller, aber auch sicher weit weniger zuverlässig als die jetzigen. Ich weiß, daß man die sinnreiche Benutzung dieser Vögel seit ungefähr einem Jahrhundert aufgegeben hat, doch habe ich nicht erfahren können weshalb.

Ich komme nun zur Beschreibung der Gewohnheiten der Karawanen, die durch die Wüste ziehen. Dabei werde ich angeben, wie diese Reisegesellschaften sich organisiren, welche Vorsichtsmaaßregeln sie auf ihrem Marsche durch diese öden Strekken beobachten, wie sie ihre reiche Ladung vor der Gier der Stämme schirmen, bei welchen der Raub beinahe für eine Tugend gilt, und endlich wie auf diesen langen Fahrten, fern von der Autorität der Paschas und ohne die Dazwischenkunft der Kadis die Ordnung erhalten wird.

Es führen drei Wege von Bagdad nach Aleppo; die Umstände und die Jahreszeiten bestimmen in der Regel die Wahl des einen oder des andern. Am meisten benutzt wird der, welcher über Hit und Ana führt; er entfernt sich wenig vom Laufe des Euphrats und bietet im Ganzen weniger Schwierigkeiten dar als die beiden andern. Wenn man ihn außerordentlicher Umstände halber nicht einschlagen kann, so durchschneidet man Mesopotamien, von den Arabern die Insel der Wüste genannt, und erreicht den Euphrat erst zu Bire. Zuweilen muß man sich nördlicher halten und Mardin und den Diarbekr passiren; es ist dies der gefährlichste und auch mit den meisten Kosten verknüpfte Weg.

Bagdad entsendet große Karawanen nach Aleppo oder nach Damascus. Wenn die Zeit der Abreise heranrückt, beschäftigt man sich zuvörderst mit der Wahl des Anführers, Cheikh-el-keruan genannt. Die Kaufleute und die Eigenthümer der Kameele, welche die Waaren tragen sollen, treten zusammen, um diese Ernennung zu machen, die darnach dem Pascha zur Genehmigung vorgelegt wird. So wie der Chef gewählt worden ist, kann nichts mehr ohne sein Zuthun geschehen; seine Autorität erstreckt sich über alles und stößt selten auf Widerstand. Zwischen das Interesse der Kameeleigenthümer und des Handelsstandes gestellt, hat seine Stellung ihre Schwierigkeiten; auch muß der, welcher auf die Würde eines Cheikh-el-keruan Anspruch macht, Geschicklichkeit besitzen und im Ansehen stehen, und die Wahl der Stimmgeber fällt in der Regel auf jemand, der schon Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hat. Dies Oberhaupt wird meistens aus den reichsten, ältesten und im besten Rufe stehenden Eigenthümern von Kameelen gewählt und gehört stets einem Stamme Agueli an. Diese Araber werden für besonders brav und rechtschaffen gehalten; ihr Vaterland ist die wegen ihrer guten Pferde so berühmte Provinz Redschid. Seit lange leben sie aber dort nicht mehr, denn sie haben die nomadischen Sitten und Lebensweise aufgegeben, um sich in Bagdad und zu Bossora niederzulassen. Die meisten Kameeleigenthümer, welche die Reisen nach Syrien machen, sind gleichen Ursprungs mit ihrem Oberhaupte. Diese edlen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stämme genießen auch des Vorrechts, den Paschas von Bagdad, die große Stücke auf sie halten, Soldaten zu liefern.

Ehe man sich zur Abreise rüstet, beginnt man damit, den Preis der Ladung eines Kameels festzusetzen, auch wird zugleich der Weg angegeben, der eingeschlagen werden soll. Wenn man hiermit im Reinen ist, so wird die nöthige Anzahl von Thieren zusammengebracht, es werden Ballen angefertigt, und der Tag bezeichnet, an welchem aufgebrochen werden soll. Es wird der zur Reise nöthige Proviant eingekauft, es werden die Zelte und und sonstigen Nothwendigkeiten in Ordnung gebracht. Bei diesem allen führt der Cheikh-el-keruan das Wort, und um überall in der Karawane die Organisation regelmäßiger, die Aufsicht wirksamer zu machen, theilt er die Kameeltreiber in mehrere Trupps, deren jeder seinen besonderen Chef hat, welcher den Titel Cheikh führt. Wenn alles bereit ist und der anberaumte Tag erscheint, so werden die Waaren aufgepackt und man versammelt sich unfern der Stadt, um sich wegen der Ordnung des Marsches und des Lagers zu verständigen. Dies Letztere geschieht in einem Rathe, zu welchem der oberste Chef alle Cheikhs beruft; auch werden alle zu nehmenden Sicherheitsmaaßregeln vorgeschrieben und jeder Trupp erhält eine Bedekkung zu seinem Schutze.

Im Verfolg der Reise wird jeden Morgen in der angegebenen Ordnung aufgebrochen; die Soldaten bleiben getreu auf ihren Posten und gehen neben denjenigen her, deren Schutz ihnen anvertraut ist. Diese Soldaten sind selber Aguelis, die der Karawane Kameele liefern deren Interesse also mit dem Interesse der Convoy verschwistert ist. Indem sie die Waaren gegen die Versuche der Araber schützen, deren Gebiet man passirt, vertheidigen sie zugleich ihr eigenes Eigenthum, ihr eignes Leben, so, daß wenn nicht schon das Ehrgefühl, welches diese Aguelis auszeichnet, es ihnen zur Pflicht machte, ihren Ruf der Bravheit zu erhalten, man noch eine Bürgschaft ihres Muthes in dem Interesse, das sie haben, Angriffe abzuschlagen, bei welchem ihre Existenz und ihre Habe bedroht sind, finden würde. An die Strapazen der Wüste gewöhnt, gehen diese Leute zu Fuß, mit einem schlichten Hemde angethan, daß durch einen ledernen, mit einer Agraffe geschmückten Gürtel um den Leib festgehalten wird, einher. Sie tragen fast immer über diese Art von Tunika eine Aba, die ihnen als Mantel dient. Auf dem Kopfe tragen sie den durch mehrere Gewinde des Aguel festgehaltenen Kafige. Diese Art von Turban wird es auch wohl sein, dem sie ihren Stammnamen verdanken. Sie scheeren sich nie den Bart, und zuweilen lassen sie ihr Haar wachsen, um es in schöne Flechten zu ordnen. Ihre Waffen bestehen aus einer Luntenflinte, Bendekiye genannt, und oft aus einem großen Dolche, den sie Khandjar nennen. Sie sind sehr mäßig und von exemplarischer Resignation; kurz diese Menschen scheinen ganz eigentlich geschaffen für die beschwerlichen Reisen in der Wüste: es ist, als ob die Natur sie vorbedächtig mit den Eigenschaften ausgesteuert hätte, die vonnöthen sind, um die Schwierigkeiten dieser langen und gefährlichen Reisen zu überwinden.

Wenn man auf dem Marsche ist, so ziehen die Cheikhs, die fast sämmtlich Pferde oder Dromedare reiten, mit dem Cheikh-el-keruan den Kameeltreibern vorauf und bilden so eine Art von Avantgarde, die sich nie über eine Stunde weit entfernt; in dieser Entfernung sitzen die Cheikhs ab und ruhen sich aus, bis die Karawane sie wieder eingeholt hat. Diese Zeit wird benutzt den Mokka-Liquor zu trinken und den Ghaliun oder das Narguile zu rauchen, während die Thiere in der Nähe grasen. Dieser Vortrab macht dergleichen Halte mehreremale des Tages und sucht beim letzten eine Station für die Nacht. Der Anführer schickt dann Reiter aus, um nach allen Seiten hin zu recognosciren, und wenn der Wahl einer passenden Oertlichkeit keine feindselige Nachbarschaft entgegensteht, so entfaltet der Bairaktar oder Fahnenträger seine Fahne, um den Kameeltreibern die Stelle anzuzeigen, wo sie anhalten sollen. Um diese Fahne her gruppiren sich alle die kleinen Trupps, aus welchen die Karawane besteht. Je nachdem die Kameele eintreffen, knieen sie auf die Aufforderung ihrer Herren, um sich ihre Lasten abnehmen zu lassen, wornach sie wieder aufstehen und sich um die Lagerstatt her zerstreuen, wo sie zuweilen eine ordentliche Weide, zuweilen auch nur einzelne magere Grasbüschel vorfinden. Eine gewisse Anzahl Soldaten wird zur Hut der Thiere beordert und versieht zugleich den Vorpostendienst.

Im Lager richtet sich ein Jeder nach den bestehenden Vorschriften; die Zelte werden nach den verabredeten Verfügungen aufgeschlagen, und überall herrscht eine vollständige Disciplin. Im Mittelpunkte weht die Fahne des Cheik-el-keruan, und die der verschiedenen anderen Häupter rangiren sich kreisförmig rechts und links, nach der Ordnung des Ranges und in einiger Symmetrie. Wenn ein Jeder seinen Platz eingenommen hat und die Ballen in verschiedenen Gruppen gesammelt worden sind, so treffen diejenigen, welche die Besorgung der Küche haben, die nöthigen Anstalten zur Bereitung des Abendessens. Währenddem sind die Kameeltreiber beschäftigt, die etwa nöthigen Reparaturen zu machen, wornach sie sich in dem beschirmenden Schatten ihrer Zelte ausruhen. Wenn die Essenszeit gekommen ist, so theilt man sich in kleine Gesellschaften ein und lagert sich an die Erde um die einzige Schüssel, aus welcher das frugale Mahl einer jeden dieser Gruppen besteht. Das lehmigte Wasser des Flusses oder das brackigte Wasser der Brunnen ist das alleinige Getränk der Aguelis; große plumpgeschnitzte hölzerne Vasen dienen ihnen als Becher und gehen am Ende der Mahlzeit von Hand zu Hand. Einige Augenblicke reichen hin, um diese bescheidene Nahrung zu sich zu nehmen, und dann nimmt ein Jeder seinen Platz neben den ihm anvertrauten Waaren an. Bei Sonnenuntergang werden die Zelte abgeschlagen, entweder aus Besorgniß, durch einen Ueberfall zu einer nächtlichen Räumung des Lagers gezwungen zu werden, oder auch um den nächsten Morgen eher zur Abreise bereit zu sein.

Des Abends versammeln sich alle Cheiks zu einem Rathe, in welchem der Chef der Karawane den Vorsitz führt. Dort werden alle Angelegenheiten besprochen: es wird der Marsch des anderen Tages geordnet, es werden die Abgaben festgesetzt, die an die arabischen Stämme zu entrichten sind, auch Gericht gehalten und die vorkommenden Beschwerden angehört. Diese Versammlung ist mit den bürgerlichen und den gerichtlichen Rechten belehnt; sie hat mit einem Worte über alles zu entscheiden, was in dem Schooße der reisenden Gesellschaft vorkommen kann. Alle ihre Entscheidungen werden mit Unterwürfigkeit aufgenommen und man fügt sich denselben, wie wenn sie von einem Pascha oder einem Kadi ausgegangen wären. Aber nicht allein haben die Gesetze ihre Ausleger inmitten dieser Karawane, sondern auch selbst die Religion hat dort ihre Diener, und es wird jeden Abend öffentlich Gebet gehalten. Ein Meadden stimmt den Gesang an, und auf diesen frommen Aufruf eilt ein Jeder, um an der allgemeinen Lobpreisung Gottes Theil zu nehmen.

Wenn sich der Tag zu Ende neigt, so kehren die Kameele zum Lagerplatz zurück und kauern sich neben ihren Herrn hin. Dann werden nach allen Richtungen Schildwachen ausgestellt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

um über die Sicherheit der Karawane zu wachen, und wenn alle Vorsichtsmaaßregeln getroffen worden sind, bilden sich zahlreiche Gruppen um Feuer, die von Distance zu Distance angezündet werden. Während ein Jeder das wohlriechende Blatt des Taton oder des Tumback raucht, lassen die Cheikhs unter ihren Trupps den duftenden Mokka austheilen. Oft werden die Mußestunden des Abends mit den poetischen Mährchen der Wüste, mit Heldengesängen, oder auch mit pantomimischen Tänzen ausgefüllt und beendigen so einen Tag der Strapazen in angenehmer Weise Wenn die Stunde der Ruhe gekommen ist, begiebt sich ein Jeder zu seinen Kameelen und Waaren. Man streckt sich auf einen groben Filz, Hebbad genannt, hin und schläft, durch wachsame Schildwachen beschützt, die um Mitternacht abgelöst werden, ohne Furcht unter freiem Himmel. So verstreicht ein Tag wie der andere, unter gleicher Last und gleicher Lust, bis man das Ziel erreicht hat.

Trifft es sich, daß eine Karawane mit einem Angriff bedroht ist, so schließen die Trupps sich mit Ordnung dichter an einander an, um dem Feinde keine Oeffnung zu lassen: zu einer compacten Masse vereint, und durch die escortirenden Soldaten flankirt, ziehen sie langsam und unter sorgfältiger Beachtung der Vertheidigungsregeln einher. Zuweilen sind schon diese einfachen Vorrichtungen und die ruhige Haltung der Aguelis bei Annäherung der Gefahr hinreichend, die Araber zum Rückzug zu vermögen. Es geschieht in der That selten, daß diese Piraten der Wüste sich zum Angriff entschließen, wenn sie nicht im voraus ihres Sieges gewiß sind. Wenn der Kampf unvermeidlich scheint, wird der Marsch eingestellt, die Ballen werden kunstmäßig als Brustwehren geordnet, um die Kameele dahinter zu schirmen. In einem Augenblick ist eine Armee formirt, die Anführer gehen mit einem guten Beispiel voran, und niemand sucht sich der Gefahr zu entziehen. Die Fahne wird entfaltet, um den Sammelplatz zu bezeichnen, und der Schall des Table, eine Art von Tambourin, ruft jeden auf seinen Posten. In dem Augenblick, wo das Treffen beginnen soll, ertönen heroische Gesänge und begeistern alle Herzen; voll edler Bravour werfen die Aguelis ihre Kopfbedeckung von sich und lassen ihr Haar frei auf die Schulten hernieder fallen. So leichter zum Kampfe gerüstet, entblößen sie sich noch die Brust, wie wenn sie den Streichen des Feindes Trotz bieten wollten. Nach ihren feuersprühenden Augen, nach ihrer energischen Haltung, nach dem Muthe, womit sie dem Tode trotzen, ist es, als ob sie sich von dem Gotte des Krieges begeistert fühlten: es ist die glänzende Tapferkeit der Ritterzeiten, mit derselben Todesverachtung und derselben Ruhmsucht.

Diese Kämpfe kosten immer einer ziemlichen Anzahl Krieger das Leben. Von beiden Seiten geht es auf Tod und Leben, bis der Sieg entschieden ist. Wenn die Aguelis die Oberhand behalten, so sprengen die Araber nach allen Seiten auseinander und suchen ihr Heil in der Flucht: die Ordnung ist bald hergestellt, und dem Weitermarsche ist nichts mehr im Wege. Ist das Waffenglück aber den wackeren Vertheidigern der Karawane ungünstig, so ziehen sie sich hinter ihre Brustwehren zurück, wo sie sich noch möglichst lange behaupten, so daß selbst ihre Niederlage nicht unrühmlich ist. Nach einem verlornen Treffen wird über die Auslösung der Waaren unterhandelt, und unter gewissen Umständen muß alles aufgeben werden. Dann können solche Verluste sich auf mehrere Millionen türkischer Piaster belaufen.

Die Karawanen gehen gewöhnlich im Frühjahr von Bagdad ab, um von den Weiden zu profitiren, und die Rückkunft erfolgt häufig im Sommer, in welcher Jahreszeit die Reise wegen der großen Hitze und der Seltenheit des Wassers viel beschwerlicher ist. Aber immer wissen die Aguelis die Schwierigkeiten dieser langen Reisen zu überwinden. Man kann sie mit Recht als die Seefahrer des Sandmeers betrachten. Als tüchtige Lootsen, bedürfen sie des Compasses nicht, um sich mitten in diesen bahnlosen Einöden zurecht zu finden; als vorsichtige Reisende führen sie alles mit sich in einem Lande, das keine Hülfsquellen darbietet; als Männer von Muth und Ergebung trotzen sie furchtlos den Gefahren und Entbehrungen der Wüste; erfahren in der Kunst eine Convoy zu führen, marschiren sie in Ordnung und wissen einer Ueberrumpelung auszuweichen; sie sind weder mit der Kunst, ein gutes Lager aufzuschlagen, noch mit den Mitteln für dessen Sicherheit zu sorgen, unbekannt, und an Tapferkeit fehlt es ihnen nie. Dieser Verein von natürlichen Talenten ist nicht blos den Aguelis eigen, ist kein ausschließliches Vorrecht eines oder des andern Stammes, sondern findet sich bei allen Bewohnern der Wüste. Ist es nicht bewunderungswürdig, solche edle Eigenschaften bei Menschen anzutreffen, die wir Barbaren nennen? Ich meinestheils halte es für unmöglich, bei einem Volke nur Barbarei zu sehen, das in hohem Grade Sinn für Poesie und Kriegsruhm, und Instinct für alles das hat, was die Wissenschaft ihm nicht gelehrt.

Camille Callier.

Reiters Abschied.

O mußt du denn scheiden, und mußt du denn reiten?
Und mußt du denn fort, und mußt mich verlassen?
Ich darf ja nicht mit und dich nicht geleiten,
Und darf dich nicht lieben und soll dich nur hassen.

Du liebliche Schenkin, du liebe, du lose,
Nun gieb mir zu trinken zur letzten Stunde,
Und gieb mir von deinem Busen die Rose
Und gieb mir den Kuß auch vom rosigen Munde.

Wohl reicht' auf das Roß ihm den Becher die Schenkin,
Er bat sie zu trinken, dann trank er mit Wonne.
Sie sprach: O wirst du auch mein so gedenken?
Da schien ihr ins weinende Antlitz die Sonne.

Sie gab ihm vom Busen die blühende Rose,
Sie nahm auch vom Halse das Tuch sich geschwinde,
Sie bog ihn hernieder, sie schlang es, die lose,
Ihm schnell um den Hals, ihn zu schützen im Winde.

Sie schaute sich um, ob es einer auch sähe,
Sie neigt' an das Roß sich, die Hand sie ihm drückte,
Sie bot ihn zum Kuß den Mund in die Höhe,
Doch konnt' er nicht reichen, wie sehr er sich bückte.

Da stieg sie hinan und stand in dem Bügel,
Er drückte sie heiß und hielt sie umschlungen;
Wohl fühlte das Roß da gerucket die Zügel,
Und hat sich so muthig von dannen geschwungen.

Hinauf, ja hinauf auf die luftigen Höhen,
Hinauf auf die sonnigen Höhen und weiter:
Man hat sie vor Sonn' und Staub nicht gesehen,
Die liebliche Schenkin, den glücklichen Reiter.

J. Gruppe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER HERZOG VON NEMOURS

bei der Belagerung vor Constantine.

Lith. Atelier v. Robert Winckelmann in Berlin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Historische Studien.

Esteban Murillo und Miguel Cervantes.

Placentia ist eines der anmuthigsten Städtchen Estremadura's, und nirgends haben die Mauren mehr staunenswerthe Monumente ihrer fantastischen Architektur hinterlassen. Noch heute durchwandelt der Reisende mit Entzücken seine krummen Straßen, aus hundert kleinen und freundlichen Palästen gebildet; denn unrecht wäre es, diese mit den artigsten und anmuthigsten Verzierungen bedeckten Gebäude mit dem platten Namen „Häuser" zu bezeichnen, die mehr das launenhafte Erzeugniß einer orientalischen Fee, als das Werk eines einfachen Sterblichen zu sein scheinen.

Wenn Placentia noch in unseren Tagen den Reisenden fesselt, welch einen entzückenden Anblick mußte es erst um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gewähren, welchen Eindruck mußte es auf die üppige und poetische Phantasie eines jungen Mannes hervorbringen, der nichts weiter gesehen hatte, als die niedrige Kirche eines kleinen Marktfleckens und die armseligen Strohhütten, die sie umgaben. Erstaunt, außer sich, bis zu Thränen bewegt, wanderte er von Porticus zu Porticus, faltete die Hände, hob sie zum Himmel, und ließ jene naiven Exclamationen hören, durch welche der Spanier bei allen Gemüthsbewegungen, sämmtliche Heilige des Paradieses zu seinem Schutze anruft.

Gebenedeite Jungfrau, heiliger Joseph, wie schön, o wie schön! Jesus, mein Heiland, das prächtige Haus! St. Esteban, mein Schutzpatron, das sind wahrlich Wunder des Paradieses!

Der, welcher sich so vernehmen ließ und auf den die Bauwerke Placentia's einen so gewaltigen Eindruck machten, war ein junger Bursche von funfzehn bis sechszehn Jahren, mit Zügen von jener gebräunten und männlichen Schönheit, welche die Bergbewohner Spaniens characterisirt. Groß, schlank und lebhaft, zeigten seine geringsten Bewegungen jene natürliche Anmuth, welche ein freimüthiges Herz, ein enthaltsames Leben und beständige Thätigkeit zu verleihen pflegen. Er trug die Kleidung der andalusischen Bauern, und ein magerer Quersack von dunklem Wollenzeug enthielt seine ganze Habe.

Endlich, als der junge Reisende Alles durchlaufen, Alles gesehen, Alles bewundert hatte, setzte er sich müde und hungrig auf die Stufen eines Klosters, hob den Quersack von seiner Schulter, stellte ihn zu seinen Füßen, und langte wohlgemuth ein Stück Roggenbrod hervor, dessen Kruste er mit einer groben Zwiebel bestrich, die das Lieblingsgericht des Spaniers ist. Dann brach er das Brod durch, und begann die eine Hälfte desselben mit einem ans Wunderbare grenzende Appetit zu bearbeiten, so daß ein Angriff auf die zweite Portion, die er wieder in den Sack gesteckt, leicht vorauszusehen war.

Ein anderer Reisender, anscheinend älter, in sehr dürftiger Kleidung, obwohl mit fröhlicher Miene, betrachtete staunend den gewaltigen Esser, und als er diesen auch die zweite Hälfte des Brodes hervorholen sah, schlug er ein helles Gelächter auf. Erzürnt blickte der Knabe auf, allein die Fröhlichkeit des neu Gekommenen war so freimüthig, so ansteckend, daß sie augenblicklich den kleinen Lucullus gewann. Er säumte nicht, das Gelächter, das ihn eben noch aufgebracht, durch gleich herzliches Lachen zu erwiedern, und endigte damit, den Unbekannten einzuladen, Theil an einem Mahle zu nehmen, das unter so glücklichen Auspicien begonnen habe.

Der Andere betrachtete mit komischem Ernste die Ueberreste des Brodes.

— Obwohl Ihr einen sehr gesegneten Appetit habt, mein junger Freund, scheint Ihr doch von dem Appetite Anderer wenig zu halten! Was sollten mir diese Brodtrümmer, auf die Ihr selbst noch so begehrliche und reuige Blicke werft?.... Aber Einladung für Einladung; Ihr habt Euer Mahl mit mir theilen wollen, seid mein Gast... Ich habe einigen Grund zu glauben, daß, ungeachtet des trefflichen Frühstücks, das Ihr so eben beendet, Euch noch so viel Appetit geblieben sein wird, diese Pastete gehörig zu würdigen.

So sprechend langte der Fremde aus seinem Quersack eine prächtige Pastete, deren Goldkruste allein das Wasser im Munde zusammenlaufen machte. Als er dieses gastronomische Wunderwerk auf seine Kniee gelegt hatte, löste er von seinem Gürtel einen kleinen Schlauch, gefüllt mit köstlichem Valdepennas, zerlegte die Pastete gewissenhaft in zwei gleiche Theile und die Beiden machten sich ans Werk: der ältere Reisende, als ob er in acht Tagen nichts gegessen, und seinem Gast war eben so wenig anzumerken, daß er kurz zuvor ein dreipfündiges Brod verschlungen hatte. Man glaube ja nicht, daß die Schmausenden den Schlauch vernachlässigten, vielmehr ward ihm häufiger Zuspruch. Bald rötheten sich die Gesichter der beiden neuen Freunde, ihre Blicke wurden glänzender, und sie schwatzten mit fröhlicher Ungezwungenheit, als plötzlich und mit Geräusch die Pforte des Klosters sich öffnete, um einem völlig betrunkenen Menschen Raum zu geben, den ein Mönch hinausschob oder vielmehr mit Gewalt hinauswarf.

— Hinweg von hier! schrie der Mönch, hinweg von hier Elender, der Du es wagst, toll und voll getrunken in dies Kloster zu kommen, ohne Achtung für die Heiligkeit des Orts und ohne Rücksicht auf die wichtigen Arbeiten, die man Dir anvertraut. Hinweg von hier und lasse Dich niemals wieder vor mir blicken, oder fürchte den Zorn des Bruders Arsenus. Ach wie sollen nun die Zurüstungen zu der morgenden Ceremonie beendigt werden... Und was thut Ihr hier, Ihr Prasser? Seit wann dienen die Stufen eines Mönchsklosters zum Speisesaal für Leute Eures Gelichters? setzte der Mönch hinzu, die üble Laune, in die der Trunkene ihn versetzt, an die beiden jungen Fremden auslassend.

— Zürnt nicht mein Vater, erwiederte der Knabe, während sein Gefährte bemüht war, die Trümmer der Pastete aufzuraffen, die durch die Füße des Mönchs bedroht waren, zürnet nicht! Wir glaubten, daß Mönche, die Barmherzigkeit predigen, es uns nicht zur Sünde anrechnen könnten, als wir uns vor ihre Pforte setzten, um ein wenig bequemer zu essen.

— Du sprichst sehr dreist, erwiederte der Mönch, dessen Zorn augenscheinlich vor der Freimüthigkeit und dem drolligen Wesen des jungen Bergbewohners zu schwinden begann: wie nennst Du Dich?

— Esteban. Und Ihr, mein Vater?

Bei dieser vertraulichen Frage, betrachtete ihn der Mönch mit überraschter Miene, dann aber, nach eines Augenblicks Pause, und als hätte er erst einen andern Namen sagen wollen, antwortete er: Bruder Arsenus. Aber Du hast mir nur Deinen Taufnamen gesagt: wie nennt sich Deine Familie?

— Das ist ein Geheimniß.

— Und warum?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

— Weil ich aus dem Hause meines Vaters entflohen bin, und weil Ihr, wenn ich Euch meinen Namen nennte, diejenigen, welche mich ohne Zweifel verfolgen, auf meine Spur leiten könntet.

— Aus dem Vaterhause entflohen! das ist sehr betrübend. Und was hat Dich zu einer so strafbaren Handlung bewogen?

— Der Wunsch, Velasquez aufzusuchen und unter seine Schüler aufgenommen zu werden.

— Du bist also ein Maler? fragte der Mönch lächelnd.

— Ja, erwiederte der durch dieses verächtliche Lächeln aufgebrachte Knabe, ja, ich bin Maler und der Schüler des Juan del Castello, meines Oheims. O, wäre dieser würdige Mann nicht gestorben, ich würde noch bei ihm und glücklich sein, und hätte nicht nöthig über Berg und Thal zu laufen, um mir einen andern Meister zu suchen. Nach seinem Tode mußte ich zu meinem Vater zurückkehren, der seit drei Jahren wieder an eine Frau verheirathet war, die gewiß die geizigste und unbarmherzigste in ganz Spanien ist.... Sie bestand darauf, mich zu einem Handwerker zu machen, ohne auf meinen Beruf zur Malerei zu achten, ohne von meinen Thränen, meinen Bitten, meiner Verzweiflung gerührt zu werden. Mein Vater, schwach obwohl gut, durfte sich diesem Plane nicht widersetzen, und so wurde ich einem Schuhflicker in die Lehre gegeben... Zwei Tage später aber wanderte ich auf der Heerstraße mit leichtem Bündel und noch leichterem Herzen — Madrid, wo Velasquez lebt, ist mein Ziel.

— Ich bin begierig, eine Probe Deines Talents zu sehen, sagte der Mönch, den das Geschwätz des Knaben zu vergnügen schien; ich bedarf eben eines Malers an der Stelle des Trunkenbolds, den ich aus dem Kloster gejagt. Wenn ich zufrieden mit Dir bin.... wenn Du wirklich im Stande bist, Wappenschilder und einige Ornamente zu malen... sollst Du ein Goldstück erhalten... bist Du's zufrieden?

— Vollkommen! Ein Goldstück!... es wird mir die Mittel gewähren, meine Reise fortzusetzen, denn ich muß Euch gestehen, daß meine letzten Maravedis diesen Morgen darauf gegangen, um mein Frühstück zu kaufen, als dieser treffliche junge Mann großmüthig seine Pastete und seinen Valdepennas-Wein mit mir theilte. Darum, frommer Vater, gestattet, daß er bei der Arbeit, die Ihr mir aufgetragen, mein Theilnehmer werde. Er soll mir die Farben reiben, aber auch die Hälfte des Geldes empfangen, das Ihr mir zahlen werdet.

Der Mönch blickte musternd auf den Gefährten Estebans, den er bisher nicht beachtet hatte.

— Wenn ich nicht irre, junger Mann, so tragt Ihr die Kleidung der durch die Väter der Dreieinigkeit losgekauften Christensclaven.

— Ich komme in der That aus Algier, wo ich während drei langer Jahre alle Leiden einer harten Gefangenschaft erduldet. Gott hat in seiner Gnade endlich meinem Unglück ein Ziel gesetzt; und jetzt wandere ich frei und glücklich auf dem edlen und geliebten Boden Spaniens.

— Welchem Stande gehörtet Ihr an, ehe Ihr in die Hände der Ungläubigen fielet?

— Ich war Soldat.

— Und wollt Ihr wieder Dienste nehmen?

— Eine Flintenkugel hat meinen Arm zerschmettert und mich für das fernere Führen der Waffen untüchtig gemacht.

— Was soll nun aus Euch werden?

— Ich bin Dichter und Romanenschreiber.

— Dichter und Romanenschreiber, wiederholte der Mönch erstaunt. Welch glücklicher Zufall, ein Dichter und ein Maler! Gut denn! Während Euer junger Freund die Wappenschilder malt, deren ich bedarf, sollt Ihr Devisen dazu dichten, und wie er ein Goldstück erhalten. Gefällt Euch der Handel?

— Ja.

— Ans Werk denn! Tretet ein, meine Meister und arbeitet fleißig; denn bis Morgen früh muß Alles vollendet sein.— So sprechend führte der Mönch Esteban und seinen Begleiter in das Chor der Kirche, wo alle Vorbereitungen zu einer Leichenfeier getroffen waren. Schwarze Behänge durch prächtige Goldrosetten gehalten, hingen an den Säulen herunter, Candelaber richteten nach allen Seiten ihre mit Wachskerzen überladenen Arme, und in der Mitte des Chors sah man einen Catafalk mit einem Leichentuche von Goldstoff bedeckt. Während die jungen Leute dies Schauspiel staunend betrachteten, schaute der Mönch selbstgefällig um sich, und zeigte ganz die zufriedene Miene eines Autors, welcher der ersten Probe eines von ihm verfaßten Stückes beiwohnt.

— Zu welcher Ceremonie sind alle diese großartigen Vorbereitungen getroffen? fragte der Gefährte Estebans.

— Zu den Begräbnißfeierlichkeiten Karls V, erwiederte der Mönch mit Emphasis.

— Wie! der Kaiser ist todt! der erhabenste und glorreichste Genius Spaniens ist nicht mehr! Verzeiht mein Vater, nur meine erst seit zweien Tagen erfolgte Rückkehr allein, konnte mich über ein so erschütterndes Ereigniß in Unwissenheit lassen. Oh! oh! Spanien hat einen großen Mann verloren!

— Beruhige Dich, junger Mann, noch hat Karl V seinen Geist nicht aufgegeben: nur für die Welt ist er gestorben. Angeekelt von irdischer Größe und Macht, enttäuscht vom Ruhm, ist er herabgestiegen von seinem Thron, hat von sich geworfen das kaiserliche Scepter, und auf seines Sohnes Stirn eine Krone gesetzt, deren Gewicht die seine nicht mehr zu tragen vermochte.

— Mein Vater, Ihr spottet meiner; einen solchen Fehlgriff kann Karl V nimmer begehen! Er verstand es zu gut in den Herzen anderer Menschen zu lesen, als daß er sein eigenes mißverstehen sollte. Karl, ohne Macht, ohne Thron, ohne Weltreich, das er durch einen Wink seines Fingers beherrschte, ach, mein Gott, er wäre ein Körper ohne Seele! Was würde aus diesem allmächtigen Willen, diesem kräftigen Geist, wäre er zur Unthätigkeit verdammt? Ich wiederhole es, Ihr spottet meiner, mein Vater.

— Alles, was ich gesagt, ist durchaus wahr... Karl hat freiwillig der Herrschaft entsagt; er hat Madrid verlassen; er hat sich in ein Kloster zurückgezogen; er ist Mönch geworden; und um seine Rechnung mit der Welt und ihre beweinenswerthen Nichtigkeiten zu schließen, wird man morgen, hier, in dieser Kirche zu St. Just, sein Begräbniß feiern... Dann wird man von dem fünften Karl und seine Thaten nicht mehr reden; er wird vergessen sein... Die Geschichte wird nichts von ihm aufbewahren, als einen eitlen Namen und dieses Kloster einen von Leiden gebeugten Körper, einen Körper, der halb dem Grabe angehört, und eine Seele, die mit Ungeduld den Augenblick erwartet, wo sie Gott in seinen Schooß zurückrufen wird.

— Ich kann nicht länger die Wahrheit Eurer Rede bezweifeln, mein Vater. Welch trauriges Beispiel menschlicher Nichtigkeit und der Schwäche unseres Geistes! Wer hätte jemals ein so erschütterndes Ereigniß voraussehen können. Kaiser Karl V sollte den Verstand verlieren... wahnsinnig werden!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Mönch erbleichte vor Zorn und erfaßte heftig den Arm des jungen Mannes.

— Was sprichst Du da, junger Thor? Karl V, ist bei gesunden Sinnen.

— Nein, mein Vater, das ist unmöglich. Wenn der Kaiser nicht von der Hand Gottes getroffen wäre, wenn er sich noch, wie Ihr sagt, seiner gesunden Sinne erfreute, würde er sich wohl dem Hohne Europas, ja der ganzen Welt preisgeben. Wollte er in Zukunft sein Leben Gott weihen und sich nur mit dem Heil seiner Seele beschäftigen, konnte er es nicht, ohne dem Thron zu entsagen?... Vorausgesetzt selbst, daß seine Abdankung nicht Folge des Wahnsinns wäre, geben diese vorzeitigen Begräbnißfeierlichkeiten, von denen Ihr sprecht, die lächerliche Ceremonie, die morgen, hier, in diesem Kloster zu St. Just begangen werden soll, nicht deutlich davon Zeugniß? Mußte Karl auf eine so lächerliche Weise endigen? und konnte er nicht bis ans Ende jenem großen Karl nachahmen, als dessen würdiger Nebenbuhler er sich gezeigt und dessen Krone er getragen?!

Man konnte leicht bemerken, daß die Rede des jungen Mannes bald dem Mönche schmeichelte, bald ihn verletzte; denn wechselsweise faltete sich seine Stirn oder erhellte ein Lächeln sein Antlitz.

Dein Bart ist noch nicht dicht genug, mein junger Poet, als daß Du Dir herausnehmen könntest, die Thaten Karls V zu richten; jetzt geh an's Werk und dichte die Devisen, welche ich Dir aufgetragen, während Dein Gefährte die Wappenschilder malt. Esteban, Du wirst in diesem Buche die Muster finden, deren Du bedürfen könntest; und vergiß keinen der Titel Karl V. Kaiser von Deutschland, König von Spanien und beider Indien, König der Niederlande, römischer Kaiser, König der Lombarden ꝛc. Auf den Abend kehre ich zurück, um mich zu überzeugen, ob Ihr Euch meines Vertrauens würdig gezeigt.

Der Mönch entfernte sich, und die beiden jungen Leute machten sich ans Werk. Esteban nahm Pallette und Pinsel zur Hand, sein Gefährte aber setzte sich nachdenkend auf das Fußgestell des Katafalks.

Ungefähr eine Stunde später fühlte der Dichter, der in Träumereien versunken war, eine schwere Hand sich auf seine Schulter legen; er schreckte zusammen und wandte das Haupt. Es war der Mönch, der in seiner Ungeduld nicht den Abend hatte erwarten können, um das Resultat der Arbeiten seiner beiden Schützlinge zu erfahren.

— Nun, mein Poet, sind die Devisen fertig?

— Nein, mein Vater, es ist mir unmöglich meine Arbeit zu beginnen. Der Gedanke, daß Karl V auf die Kaiserkrone verzichtet und daß er morgen, hier, eine so unwürdige Comödie spielen wird, erfüllt mich mit Traurigkeit und hat mich so verstimmt, daß ich nicht einen einzigen Reim finden kann.

— Ihr beurtheilt den Kaiser sehr hart, junger Mann. Wie, Ihr nennt das, was eine so gewaltige und schwere Prüfung, dem Ruhm und allen irdischen Dingen auf ewig zu entsagen, eine Comödie?... Kann es nach der Abdankung des Kaisers ein feierlicheres Schauspiel geben, als das morgende?

— Ihr habt Recht... aber es ist ein Schauspiel, wie Ihr es selbst nennt. Wenn der Kaiser keine Reue über seine freiwillige Entsagung fühlte, würde ihm dann wohl die Grille kommen, sich zum Gegenstande eines solchen zu machen. Wollte er durchaus, daß man ihm bei Lebzeiten das Todtenamt hielte, warum mußte es mit so großem Pomp geschehen, vor dem versammelten Hofe, der aus Madrid ganz besonders hierher gekommen

Der Mönch ging mit großen Schritten auf und ab, mißvergnügt, unruhig, nachdenkend; endlich mußte er sich setzen, denn er fühlte stechende Gichtschmerzen in seinem linken Bein. er machte jetzt dem jungen Maler ein Zeichen herbeizukommen.

— Dein Gefährte, der sich für einen Poeten ausgegeben, hat noch keinen einzigen Vers gemacht. Du, der Du ein Maler sein willst, laß mich sehen, wie weit Du gediehen. Oder hast Du Dich auch eines Talents gerühmt, das Du nicht besitzest?

— Esteban näherte sich furchtsam, eins der Wappenschilder in seiner Hand. Die Stirn des Mönchs entwölkte sich.

— Ganz vortrefflich! sehr gelungen!... Titian und Velasquez konnten gewiß in Deinem Alter nichts Besseres leisten. Ich habe Dir ein Goldstück versprochen, ich werde Dir zehn geben, denn Du sollst nicht unter der frostigen Umarmung des Elendes seufzen, es erkaltet das Genie und erstickt das Talent. Aber was ist dem Poeten; er schreibt emsig in seine Tafel, obgleich er seit einer Stunde nicht einige Devise dichten konnte?

— Es ist eine Satyre auf die morgende Ceremonie.

— Nun, leset vor.

Der junge Mann, noch ganz erfüllt von dichterischem Feuer, näherte sich dem Mönche und trug begeistert seine Verse vor. Das Gedicht war vortrefflich, beißend, voll Witz und meisterhafter Sprache. Der Mönch hörte ruhig bis zu Ende, lobte gewisse Stellen, tadelte Andere und zwei bis drei Mal runzelte er die Brauen voll tiefen Unwillens.

— Eure Satyre verdient alles Lob und Ihr seid ein Autor von Talent... aber habt Ihr Euch dabei wohl muthig und redlich gezeigt? Würdet Ihr diese Verse gedichtet haben, wenn Karl V noch regierte? Ihr thut nichts anderes, als, wie es in der Fabel heißt, dem sterbenden Löwen noch einen Fußstoß versetzen.

Der Poet zerbrach seine Tafel und weit von sich warf er die Fragmente.

— Gut, jetzt sind wir versöhnt. Aber die Vesper beginnt; Esteban hat seine Wappenschilder vollendet, und wir dürfen nicht länger in diesem Schiff verweilen. Geht jetzt, Euch ein Nachtquartier in eine der Posadas der Stadt zu suchen, und kehrt morgen hierher zurück, den Feierlichkeiten beizuwohnen. Esteban wird dann den Effect seiner Schilder studiren können und vielleicht das imposante und grauenhafte Schauspiel, von dem er Zeuge gewesen, durch ein Gemälde verewigen. Nach der Ceremonie will ich Euch vorstellen und empfehlen, Dich Esteban, dem Velasquez, Euch jungen Mann dem Könige Philipp II.

— Dem Könige Philipp, II. Ihr kennt ihn also, mein Vater!

— Ich kenne ihn genau, und hoffe noch etwas bei ihm zu gelten. Ehemals — setzte der Mönch mit leiserer Stimme hinzu — war mein Wunsch ihm Befehl. Nun, gute Nacht, und Gott schütze Euch.

Esteban und sein Gefährte gehorchten und schritten der Klosterpforte zu, als, nach einer kurzen, im Flüstertone geführten Besprechung, Esteban zum Mönch zurückkehrte, der mit zufriedener Miene die Trauerbehänge und den Katafalk betrachtete.

— Mein Vater...

— Was willst Du noch? Rede hurtig, denn schon höre ich die Mönche im Chor.

— Zürnet nicht, mein Vater, wir fürchteten, daß man uns in der Posada keinen Credit geben wird... wollt Ihr mir nicht das Goldstück geben, das Ihr mir für das Malen der Wappenschilde versprachet?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Es war nicht ein Goldstück, es waren zehn, die ich versprochen, erwiederte der Mönch und griff in die Tasche; aber er fand nur zwei oder drei kleine fast werthlose Münzen. Bei dieser Entdeckung überflog ein Lächeln sein Antlitz.

— Sieh mein Sohn, das ist Alles was ich in diesem Augenblick besitze, diese Begräbnißfeier hat mich ruinirt. Morgen indeß wird man mir das Viertheil einer Pension von 20000 Dukaten auszahlen, dann werde ich mich meiner Schuld gegen Dich entledigen. Nach dem Todtenamte, wenn Alles vorüber, verweile in der Kirche und erwarte mich.

Indeß begannen die Vigilien die Vesper; hastig eilte der Mönch auf das Chor und verließ die beiden jungen Freunde, welche mit spöttischem Lächeln ihm nachblickten.

— Der würdige Vater, der uns Hände voll Gold versprach, hat nicht einmal so viel in seiner Börse, um Abendessen und Nachtlager für zwei so arme Teufel als wir sind zu bezahlen, sagte der Poet und ließ die Geldstückchen in seiner Hand erklingen. Was thut's, noch bleibt uns ja der Rest der Pastete zum Abendbrod, und hoffentlich wird dies Geld hinreichen, meinen Schlauch füllen zu lassen; überdies geben die Stufen der Kirche ein vortreffliches Bett, denn die Nacht verspricht schön zu werden. Auf diese Weise sind wir morgen die Ersten bei der Ceremonie, welche den armen Mönch so sehr in Bewegung gesetzt und so vielen Verdruß bereitet hat.

Es war heller Tag, als die beiden Freunde sich aufrichteten, das Geräusch der weit sich öffnenden Kirchenpforten hatte sie erweckt. Schon brannten die Wachskerzen auf den Kandelabern und die Mönche in ihren Ordensgewändern erwarteten nur die Ankunft des Hofes, um sich in das Chor zu begeben. Esteban und sein Gefährte traten schnell in die Kirche, dort stellten sie sich in einen dunklen Winkel des Schiffs, von dem sie Alles genau beobachten konnten, ohne selbst gesehen zu werden.

— Wenn das Gedränge beginnt, kann uns hier Niemand bemerken, sagte der junge Maler, und ich werde ungestört eine Skizze dieses sonderbaren Schauspiels entwerfen können. Welch eine prächtige Gelegenheit, die uns hier der Zufall beut. Wir werden den König sehen, alle die Großen des Reichs, die Damen des Hofes und Karl V, Karl V, vor Allen. Wie verlangt mich danach, ganz nach Lust die erhabene und mächtige Stirn zu betrachten, von der so viele Entschlüsse ausgegangen, welche die Welt bewegt!... Wo er nur während dieser bizarren Begräbnißfeier verweilen wird?... Ah, sieh da, schon treten die Mönche in das Chor und wir sind noch allein in der Kirche! Wo ist der König, der Hof und all das Volk, von dem der Mönch uns gestern erzählte?.. Schon beginnt das Todtenamt, die Priester stehen am Altar und die Sänger stimmen den Weihgesang an!

In der That begann jetzt diese merkwürdige Leichenfeier, indeß das Schiff der Kirche blieb leer. Niemand erschien, den Thron einzunehmen, den man für Philipp II. hergerichtet, Niemand setzte sich auf die Prachtstühle, bestimmt für die Großen und Damen des Hofes! der Sohn wollte sich nicht erinnern, daß sein Vater ihn um Gebete angefleht, die Höflinge, die so lange um seine Gunst gebettelt, daß der Kaiser sie zu sich berufen. Es lag etwas Tieftragisches in dieser schrecklichen Verlassenheit, in diesem großartigen Undank, in diesem Vergessen aller Ehrfurcht und alles Mitleids gegen den Mann, der einst Karl V gewesen war. —

Das Todtenamt war vorüber, die Gesänge verhallt, Chor und Schiff verlassen; nur Esteban und sein Gefährte weilten noch: sie erwarteten den Bruder Arsenus. — Plötzlich drang tiefes Stöhnen an ihr Ohr, das Leichentuch bewegte sich, und von einer zitternden Hand gehoben, fiel es zurück und enthüllte ein bleiches Angesicht, ein Angesicht voll Schmerz und tiefer Verzweiflung... Es war der Mönch, der Tags zuvor die Zubereitungen zur Todtenmesse angeordnet; allein um ihn war eine solche Hoheit und Majestät, daß die beiden Freunde voll Schrecken und Ehrfurcht zurückwichen.

— Niemand! seufzte der Mönch, ohne die Beiden zu bemerken, Niemand!... Keiner erinnerte sich Kaiser Karls! O Nichtigkeit menschlicher Größe! Jesus, mein Heiland, gieb ein Ende dieser peinvollen und grausamen Prüfung! Nimm mich auf zu Dir!

Alsdann warf er das Leichentuch zurück, stieg vom Katafalk, warf sich vor dem Altare auf die Kniee, und betete inbrünstig unter Thränen und Schluchzen.

Unterdessen standen der Dichter und der Maler lautlos in ehrerbietiger Ferne; denn jetzt hatten sie erkannt, daß es Karl V selbst war, bei dem sie sich befanden. Nach einem langen und eifrigen Gebet blickte der Bruder Arsenus um sich; er bemerkte die beiden jungen Leute und machte ihnen ein Zeichen sich zu nähern. Zitternd gehorchten sie und fielen auf die Kniee vor dem Kaiser. Er aber reichte ihnen die Hand und hob sie auf.

— Laßt diese Zeichen der Ehrfurcht, meine Kinder, Ihr habt gesehen, daß ich vor Gott und der Welt nur der arme Bruder Arsenus bin; selbst die vague Erinnerung, die man den Todten bewilligt, indem man für das Heil ihrer Seele beten läßt, versagt man mir, nicht mal ein de profundis hat man mehr für mich... Esteban, nimm diese Uhr, sie ist Alles was mir von meinem ehemaligen Reichthume geblieben... Der Schatzmeister König Philipps hat mir noch immer nicht das Viertheil meiner Pension gesandt; vielleicht ist er nicht im Stande, mir 5000 Dukaten zu zahlen... doch jetzt laß mich Deinen Namen wissen, er ist mir durchaus nöthig, da ich an Velasquez schreiben und ihn bitten will, Dich unter seine Schüler aufzunehmen. Sei ohne Furcht vor Verrath, ich werde Dich Deinem Vater nicht angeben.

— Esteban Murillo, Sire.

— Und Ihr, mein Poet, worin kann ich Euch nützlich sein? Mein Kredit, wie Ihr seht, ist nichtig am Hofe, und meine Empfehlung, weit entfernt, Euch zu fördern, könnte Euch vielmehr ähnlichen Verfolgungen und Torturen aussetzen, wie sie mein Beichtvater Barthelemy Larranga hat erleiden müssen. Ja, selbst der Kaiser Karl der V und der Bruder Arsenus scheinen dem Könige Philipp und seiner Inquisition nicht rechtgläubig genug.

— Sire, entgegnete der junge Mann, ich habe zwiefache Gnade von Ihnen zu erflehen, zwiefache Gnade, die mich mit Stolz und Entzücken erfüllen würde.

— Sprich, ich gewähre sie dir.

— Zuerst verzeihen sie mir die unbedachten Worte, die ich gestern sprach.

— Ich erinnere mich ihrer nicht mehr.

— Dann vergönnen sie meinen Lippen, ihre glorreiche Hand berühren zu dürfen.

— Komm in meine Arme! wohl ist ein Krieger und Dichter würdig der Umarmung eines Kaisers. Nun, lebt wohl, Kinder! reiset glücklich; und mögen die Künste Euch einen weniger schmerzhaften Ruhm bereiten, als der einer Krone ist. Lebt wohl, und gedenket zuweilen des armen Bruders Arsenus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— Niemals wird Miguel Cervantes diesen Tag vergessen können, erwiederte der Dichter, sich vor den Kaiser niederwerfend. Esteban that ein Gleiches, Karl V legte seine Hände auf ihre Häupter, segnete sie, und, eine Thräne trocknend, schritt er langsam in seine Zelle. — —

Drei Jahre später wurden die Abenteuer des Don Quixote und die Auferstehung des heiligen Bonaventura in Spanien mit einstimmigem Rufe der Bewunderung begrüßt, der in ganz Europa wiederhallte.

Alle Gelehrten jener Zeit stimmen darin überein, daß der gewaltige und tiefe Eindruck des ersten Gemäldes Esteban Murillos weniger in der trefflichen Ausführung lag, als in der wunderbaren Aehnlichkeit des Anachoreten mit den so bekannten Zügen Karls V.

Lebhaft ergriffen von dem geisterhaften und erhabenen Anblick des Kaisers, als dieser sich aus dem Leichentuche in der Kirche zu St. Just erhob, faßte Murillo den Entwurf zu einem Gemälde: der heilige Bonaventura steigt aus dem Grabe, um die Begebnisse seines Lebens niederzuschreiben. Und diesen Gedanken auf der Leinwand verwirklichend, war es vielleicht ohne seinen Willen geschehen, daß der Heilige die Physiognomie des Mönchs-Kaisers trug.

Philipp II. ließ den Conventualen, welche dies Gemälde besaßen, streng verbieten, es öffentlich auszuhängen, und erst nach dem Tode von Karls V Sohne ward es aus der Sacristei hervorgeholt, wo man es bis dahin verborgen gehalten. — Jetzt befindet es sich in der spanischen Gallerie des Louvre.

Musée des Familles.

Eine spanische Diligence.

(Bruchstück aus dem neuen französischen Roman: „*Au Pied des Pyrénées.*")

Es war um die Mitte des Jahres 1838, als die Diligence, die von Madrid nach Saragossa geht, vor einer Posada des Dorfes Arcos, hart an der arragonischen Grenze, hielt. Eilf Reisende, neun Männer und zwei Frauen, hatten sich um eine lange und schmale Tafel gesetzt, die weniger durch die Schwärze ehrwürdigen Alters als in einer Kruste von Fett und Oel erglänzte. Ein kieselhartes schwarzes Brod, nebst einigen in der Asche gerösteten Zwiebeln lagen auf dem schmutzigen und ungedeckten Tische dem Appetit der Reisenden preisgegeben.

Während die Gesellschaft heißhungrig die in der Pfanne schmorenden Speckschnittchen erwartete und sehnsüchtige Blicke nach drei mageren Hühnern versandte, die noch am Bratspieße steckten, ward die Unterhaltung, die sich in den verschiedenen Abtheilungen des öffentlichen Fuhrwerks entsponnen, fortgesetzt. Die Politik war der Gegenstand aller ernsten, beißenden und oft mit Erbitterung geführten Debatten. Man sprach von der Tapferkeit und der Verrätherei der Generale der Königin, dem Vordringen der Carlisten, den Details eines Gefechts, wo sie geschlagen worden, den Mißgriffen der Regierung; besonders aber wurden die hohen Staatsbeamten getadelt, verdammt, oder mit beißendem Spott angegriffen, und das unumstößliche Urtheil aller Meinungsrepräsentanten war Tod, immer Tod, nichts als Tod, für Alles, was Feind ist.

— Man kann in Madrid nicht mehr wohnen, sagte Einer von ihnen, es ist in immerwährendem Belagerungszustande; täglich Proclamationen, Aufstände, Einkerkerungen, Füsilladen, Meuchelmorde! Geht man aus, ist man niemals der Heimkehr sicher, und das „Guten Morgen" eines Freundes ist oft sein Testament.

— Pah! erwiederte ein Anderer, der Prado trägt noch immer sein altes Gewand! Man läßt dort bald den Fächer, bald den Dolch spielen. Das Leben hängt zwar nur an einem Faden, aber an einem goldenen, und wenn es auch kurz ist, so ist es doch voll Reiz und Jugend!

Und der junge Exaltado stimmte den Refrain aus der Hymne Riego's an:

„Freudig und heiter, tapfre Brüder, wollen wir anstimmen den Schlachtgesang."

Ein Reisender, lang und hager wie Don Quixote und wie dieser in der Mancha geboren, der wenig sprach und an der Unterhaltung keinen Theil genommen, aber von seinem Platze aus, in der Nähe des Fensters, Alles genau beobachtete, fuhr in diesem Augenblick, um seinen Patriotismus zu zeigen, mit krächzender Stimme in der Hymne fort:

„Die Erde soll erzittern vor unserer Stummen Schall, und die Welt in uns bewundern die Söhne des Cid."

Plötzlich sich aber unterbrechend, schrie er:

— Eine Staubwolke am Eingange des Dorfes! Erwartet man Truppen der Königin? Jesus Maria! wenn es die Rebellen wären!?

Bei dem Worte „Rebellen" antwortete ein allgemeines Gelächter Don Cypriano, denn so nannte man den bestürzten Reisenden. Lachend drängten sich seine Gefährten an's Fenster; denn wenn sie auch keineswegs die alberne Furcht, die der hasenherzige Don seit der Abreise gezeigt, theilten, und seine immer wiederkehrenden erlogenen Ausrufe: Die Rebellen sind da! wo auch nicht ein Anschein von Gefahr vorhanden, sie amüsirten, so hatte doch der Gedanke an die Carlisten und ihr leicht mögliches Erscheinen in allen Gemüthern so sehr die Oberhand, daß sie es niemals unterließen, sich ungesäumt von der Wahrheit zu überzeugen. Ein Reisender öffnete das Fenster und brach abermals in Lachen aus.

— Wunderbar, rief er, daß alle Helden der Mancha eine Hammelheerde für eine Armee halten.

In der That erkannte man jetzt deutlich am Ende der Dorfstraße eine Heerde dieser friedlichen Thiere, die von der Weide heimgetrieben wurden.

Wieder begann der Exaltado seinen Gesang, und wendete sich zu Don Cypriano mit folgender Strophe:

„Niemals sah die Welt größere Kühnheit, niemals hat es edleren Muth gegeben!"

Die Wirthin rief jetzt die Reisenden zu Tische; das Mahl war aufgetragen, und daneben prangte ein stinkender Weinschlauch.

— Giebt's keine Eier, Sennora?

— Glaubt Ihr, daß meine Hühner Ruhe haben, Eier zu legen? Ein Glück wird's sein, wenn dies nützliche Thier nicht ganz ausstirbt!

— Doch scheint dieser Distrikt weniger verheert als Alt-Castilien.

— Ach, daß St. Hieronymus sich erbarme! sieht doch Alt-Castilien einer Wüste gleich, sagte die Wirthin. Wir haben darin gewohnt: jeden Tag eine Bande Carlisten oder ein Regiment der Königin; in dieser Stunde Brandschatzung, in der nächsten Contribution von Lebensmitteln. Wer kann da an Arbeit oder Feldbau denken? Alles liegt danieder, und der seiner Habe beraubte Bauer ist gezwungen, den Carabiner in der Hand, die Wanderer zu überfallen, um sich und die Seinen zu erhalten.

— Heiliger Geist! rief Don Cypriano, eine neue Plage für uns arme Reisende!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

— Mein Mann und ich — fuhr die Wirthin fort — wir haben das Dorf, wo wir geboren wurden, unsere Häuser standen, unsere Väter starben, verlassen müssen, und unsere Venta nach Arragon verlegt; hier fristet man doch sein Leben, und darf ungestraft einige Gebete für die armen Gefallenen an die heilige Jungfrau richten.

— Die Straßen sind also nicht sehr sicher? fragte Don Cypriano.

— Man spricht allerdings von Banden, die im Gebirge hausen sollen, erwiederte die Wirthin; bis jetzt jedoch haben sie uns in Ruhe gelassen.

— Ja, Euch! Aber die Reisenden!? sagte der Don.

— Freilich halten sie zuweilen die Couriere und die Diligencen an, und es heißt, daß El Contrabandista die Straße und Gebirgspässe beherrscht.

— Die Defileen, die wir passiren müssen? schrie Don Cypriano, bleich vor Schrecken.

Man bestürmte die Wirthin mit Fragen über die Entfernung und Ausdehnung jener Gebirgspässe und über das Schicksal der von den Carlisten überfallenen Posten. Sei es nun, daß sie die Wahrheit sprach, oder nach der Weise eifriger Erzähler in Uebertreibung verfiel, genug sie kramte so viele sonderbare und schauerliche Historien aus, daß das Haar ihrer Zuhörer sich zu sträuben begann.

— Bei unserer lieben Frau zum Pfeiler! rief endlich der Conducteur der Diligence, mit der Faust auf den Tisch schlagend, erzählt uns die Schwätzerin nicht alle Mordgeschichten, die sich seit dreißig Jahren in ganz Spanien begeben. Fürchten Sie nichts, Sennores, es wird Alles gut gehen. Und beim heiligen Dornbusch! trage ich nicht meinen Kopf gesund auf den Schultern, obgleich ich in jeder Woche von Madrid nach Saragossa und von Saragossa nach Madrid fahre?

— Also halten Sie die Straße für sicher, und dürfen wir hoffen, ungefährdet in Saragossa anzulangen, Sennor? fragte eine junge Dame, deren Gesicht ein Hut und dichter Schleier verbarg, der selbst während des Mahls nur wenig gehoben ward.

Mit lebhaftem Interesse wandten sich alle Reisende zu ihr, um einige ermuthigende Worte an sie zu richten. Schon seit Madrid hatte sie die Neugier und Bewunderung der Gesellschaft erregt, und war der Gegenstand zarter und achtungsvoller Aufmerksamkeit gewesen. Man wußte weder ihren Namen noch ihren Stand. Bei der Abfahrt der Diligence aus Madrid war sie in eine Ecke des Wagens geschlüpft, und, den Kopf auf die Brust gesenkt, verharrte sie den ganzen ersten Tag in hartnäkkigem Schweigen. Man hatte bemerkt, wie Thränen über ihr Gewand und Hände rollten; und das Taschentuch, das sie stets an den Augen hielt, die von tiefen Seufzern gehobene Brust, ihre leise, zitternde Stimme, wenn sie dankte, Alles verkündete eine Schmerzensreise. Sie war allein an den Wagen gekommen; Niemand hatte ihr zum Abschiede die Hand gedrückt, Niemand ein: „Gott schütze Dich!“ ihr nachgerufen. Man bemerkte, daß sie, wenn die Diligence plötzlich auf der Straße anhielt, jedesmal zusammenfuhr und ihr Haupt ängstlich forschend dem Schlage zuwandte. Wenn sie dann ihr Gesicht entschleierte, begegnete man zweien Augen von selbst in Spanien wunderbarer Schönheit, reizenden Zügen und einer Grazie, die alle Herzen bewegte. Auf diesem köstlichen Gesichte aber zeigten sich Schwermuth und Leidenschaft stets zugleich, und, in seltsamer Mischung, Seelenangst und zuckende Blitze der Freude. Wenn sie den Handschuh auszog, sah man eine kleine, weiße und aristokratische Hand, wohlgeformte und sorglich gehaltene Nägel, und in den feinen Fingern, deren einen ein kostbarer Brillant schmückte, lag etwas Markiges und Gebietendes. Man suchte jede Beschwerde von ihr abzuwenden und Jeder bemühte sich der Unbekannten einen Dienst zu leisten, um ihr jenes frische und liebliche Lächeln abzugewinnen, wie das der Blume ist, die den neuen Tag begrüßt. Das junge Mädchen war auf der Halbinsel geboren, man konnte sich nicht irren, und obwohl sie, wie alle Spanierinnen, in einem Feuerstrahl geschaffen zu sein schien, war doch jener Hauch der Jungfräulichkeit um sie, wie er die Madonnen Murillo's umweht. Dieses schöne Geschöpf war Jedem eine Tochter, eine angebetete Geliebte, und als sie ihre Hoffnung aussprach, glücklich nach Saragossa zu gelangen, riefen alle ihre Reisegefährten mit Enthusiasmus:

— Gewiß, gewiß; vertrauen Sie auf Gott und unsere Waffen!

— Stellen Sie unsere Sache Gott allein anheim, und lassen Sie Ihre Waffen ruhig in der Scheide, sagte der Conducteur, sich von der Tafel erhebend. Machen Sie sich fertig, Sennores und Sennoras, wir wollen aufbrechen. Wie lange ist der Courier vorüber? fragte er die Wirthin.

— Kaum zwei Stunden, erwiederte diese.

Es war zehn Uhr Morgens, als man das Dorf Arcos verließ. Die Diligence bog in ein Thal, das, mehr und mehr eingeengt, von zu beiden Seiten aufstrebenden Bergen, endlich in einen Hohlweg auslief. Zur Rechten der Straße erhob sich, majestätisch auf einem Berggipfel thronend, ein altes maurisches Castell, noch immer stolz den Menschen und der Zeit trotzend. Einer der Reisenden machte den Vorschlag, es zu besuchen.

— Seid Ihr närrisch? entgegnete rauh der Conducteur; leicht könnten Gesellen darin hausen, die wir mehr zu fürchten haben, als alle Mauren und selbst den Teufel!

Die Furcht des Don Cypriano mehrte sich mit jeder Minute, allein sie rief jetzt weder Lachen noch Bonmots hervor. Aus jeder Ritze des Wagens beobachtete man sorglich die Straße, und warf unruhige Blicke auf die Berge und das Defilee, denn Jeder fühlte das Heranziehen eines Ungewitters. Man sprach nur im Flüstertone, aus Furcht, daß die Luft verrätherisch die Stimmen zu den Carlisten tragen könnte. Auch der Arriero war verstummt und hatte die Schellen seiner Maulthiere gedämpft; ja, wäre es möglich gewesen, man hätte die Straße mit Sammet belegt, um jedes Geräusch zu ertödten. Als man das Ende des Thals erreicht, da wo es eine Brücke von dem Defilee schied, hielt die Diligence.

— Man hat den Courier angehalten und die Depeschen verbrannt, sagte der Conducteur, auf verbrannte Papierstreifen deutend, die mitten auf dem Wege lagen.

Aengstlich durchforschten die Blicke der Reisenden die Schluchten und Felsenwinkel.

Sie sehen, daß kein Blut vergossen worden, fuhr er fort. Augenscheinlich wollten sich die Carlisten nur der Papiere bemächtigen und haben sich dann wieder zurückgezogen.

Don Cypriano schüttelte den Kopf. — Glauben Sie denn, sagte er, daß, wenn sie von dem Courier die Ankunft der Diligence erfahren, sie es unterlassen werden, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen!

— Kann sein, Sennor! sagte die junge Dame, die nur diese beiden Male ohne besondere Aufforderung sprach. Allein in mir lebt die gewisse Hoffnung, daß wir Saragossa glücklich erreichen!

— Laßt traben! die Bergstraße darf uns nicht abhalten! sagte der Conducteur zum Maulthiertreiber.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man fuhr jetzt in das Defilee. Zur Rechten stürzte brausend ein Giesbach in den Abgrund, zur Linken zeigte sich, an einem steilen Felsen wie ein Schwalbennest hängend, ein verlassener Weiler. Angstvoll und starr hingen aller Reisenden Blicke an dem verfallenen Gebäude, dem zerrissenen Gemäuer, den klaffenden Thüren und öden Höfen. Sie waren plötzlich wie bezaubert vom Schrecken: in jeder Fensterhöhle sahen sie ein grinsendes Haupt, in jeder Mauernische einen lauernden Feind, und von Sekunde zu Sekunde erwarteten sie von einer Musketensalve niedergestreckt zu werden.

Mit der Gewißheit der Gefahr und ihrer offenbaren Nähe schwand endlich das beklemmende Angstgefühl. Ein Mann zeigte sich über dem Weiler, und ließ ein Signal ertönen, das von allen Seiten wiederholt ward; alsbald zeigte sich, scharf gegen den Horizont abgeschnitten, eine Reitergruppe auf dem Kamm des Gebirges.

— Die Carlisten! riefen die Reisenden.

— Galopp! rief der Conducteur.

— Kehrt um! schrie man aus dem Wagen.

— Unmöglich; wir wurden sicher abgeschnitten, antwortete der Conducteur. Galopp, Galopp! rief er dem Arriero zu; mögen die Thiere daraufgehen, nur fort, fort von hier!

Don Cypriano war verstummt, wie seine Gefährten, welche die Entfernung und die Möglichkeit des Entkommens berechneten. Man hörte nichts als das Rasseln und Knarren der Räder auf dem felsigen Boden. Indeß jagten die Carlisten mit dem Ungestüm einer Lawine bergunter, wendeten sich nach der Seite von Saragossa, und verfolgten mit verhängtem Zügel die pfeilschnell einen Abhang hinabrollende Diligence.

— Ergebt Euch! riefen sie.

Die Reisenden griffen zu den Waffen.

— Ruhig, Sennores, ruhig, sagte der Conducteur, das ist der einzige Weg zum Heil.

Endlich hatten die Reiter die Diligence eingeholt, und unter fortwährendem Geschrei: „Ergebt Euch!“ umringten sie dieselbe.

Vier von ihnen sperrten die Straße und befahlen dem Arriero zu halten. Er gehorchte; dann ergriffen sie die Zügel der Maulthiere, und zwangen sie durch wiederholte Stöße mit der Degenspitze, von der Heerstraße abzulenken und den Wagen in eine seitwärts sich zeigende, von zweien Bergen gebildete Schlucht zu ziehen, bis er unbeweglich zwischen Felstrümmer und Schiefergeröll stand, dann, die Zugriemen mit dem Säbel durchschneidend, spannten sie die mit Schweiß und Blut bedeckten Thiere ab.

Es war ein Streifcorps des Merino, vom El Contrabandista befehligt, der, nachdem er mehrere Tage marodirend das Gebirge durchstrichen, sich in Canta Viego mit seinem Chef wieder vereinigen wollte. Das Corps bestand aus vierundzwanzig Mann, alle wohlberitten und bewaffnet und in der Tracht der Basken, deren malerisches Costüm die Carlisten zu ihrer Uniform adoptirt. Ihre Physiognomieen waren wild, und ihr martialischer Ausdruck ward noch durch ihre buschigen Schnurrbärte erhöht, die, von einem Ohre zum andern sich hinziehend, ihr Gesicht genau in zwei Hälften theilten.

El Contrabandista befahl den Reisenden auszusteigen; niedergeschlagen verließen sie den Wagen, und auf ein Zeichen von ihm setzten sie sich einen Halbkreis nieder. Dann gebot er dem Conducteur, die Koffer und Felleisen zu öffnen, und Dank der Uebung der Reiter, welche dabei hülfreiche Hand leisteten, ward der Befehl schnell und pünktlich vollzogen. In wenig Augenblicken waren die Schlösser gesprengt, die Riemen durschnitten, sämmtliche Koffer erbrochen, durchsucht und der Inhalt auf den Boden umhergestreut. Indessen konnte man doch bemerken, daß die Plünderer nach einem gewissen Systeme, nach einer Art von Codex verfuhren, der unter ihnen gebräuchlich zu sein schien.

Wem gehört der Koffer? Wem das Felleisen? fragten sie. Ich gebrauche Hemden und Strümpfe; ich muß diesen Rock diese Stiefeln haben! sagten sie zum Eigenthümer. Das Uebrige mag Euch bleiben.

Ueberhaupt gaben sie Alles, was ihnen unnütz schien, zurück; Gold und Kleinodien aber machten eine strenge Ausnahme, und sie schienen Alle eines Sinnes in Bezug auf die Nützlichkeit von dergleichen Gegenständen zu sein. Indeß war die Beute der Carlisten nur gering; die Reisenden führten nur das Allernöthigste mit sich; die Meisten hatten den Platz im Voraus bezahlt, und Viele sogar die Vorsicht gebraucht, ihre Baarsummen gegen Wechsel auf Saragossa auszutauschen und diese mit mehr oder weniger Schlauheit zu verbergen.

— Jetzt, sagte der Contrabandista, zu unseren polizeilichen Obliegenheiten, Eure Pässe?

Er wandte sich zum Ersten im Halbkreise. Es war Don Cypriano, der, ehe er sich, seinen Paß zu überreichen, erhob, seinen langen Hals wie eine Taucherente senkte, um seinen Respekt zu bezeugen. Als aber seine dünnen langen, übers Kreuz gelegten Beine sich entwirrten, um ihn auf die Füße zu bringen, entwischte ihm einer seiner Schuhe, und zu des unvorsichtigen Reisenden Entsetzen rollten eine Menge Realen und französische Silbermünzen daraus hervor. Beim Anblick dieses Unfalls, der ihre Beute vermehrte, und der Jammermiene des armen Don, brachen die Carlisten in schallendes Gelächter aus, das die Felsenwände des einsamen Defilees weniger beunruhigte, als die Herzen der andern Reisenden, die bei dieser zweideutigen Fröhlichkeit von Schreck erzitterten.

— Zieht diesem Plattfuß die Schuhe und Strümpfe aus! Entkleidet ihn bis auf's Hemd! bis auf die Haut! Erbrecht seine Kinnbacken, schlitzt ihm den Bauch auf, und durchstöbert die Eingeweide dieses unsäglichen Schlaukopfs! rief der Commandeur.

Der Arme fiel auf die Kniee.

— Jesus mein Heiland! gebenedeite Mutter der Gnaden! Gestrenger Herr Carlist, seid barmherzig! Was nützt Euch mein Leben oder mein Tod? Ich bin ein Nichts, und ob ich lebe oder todt bin, ist dasselbe für die Welt, nur nicht für mich!

El Contrabandista durchlas jetzt den Paß des wimmernden Don Cypriano, der als Barbier und Haarkünstler aufgeführt war.

— Hast Du nicht die Hunde von Christinos und Liberalen frisirt, ihren hufeisenförmigen Schandbart gepflegt, he!? fragte der Anführer der Truppe, indem er den Haarkünstler scherzhaft, doch auf eine Weise, daß dieser entsetzliche Grimassen schnitt, am Barte zupfte.

— Ach! erwiederte der Don, meine geringe Baarschaft bezeigt deutlich, wie müssig mein Scheermesser und Haarkamm bleiben; jenes Geld war meine ganze Habe!

— Nun, so fordere Almosen; Deine Figur und Miene werden Dich dabei vortrefflich unterstützen, sagte der Chef. Fort mach' Deinem Nebenmann Platz!

Was ist das! schrie El Contrabandista, blutroth vor Zorn, den Paß von Don Cypriano's Nachbar lesend: Martinez, Oberst! ein Oberst der christinischen Armee!

Ein halb Dutzend Karlisten ergriffen Martinez am Kragen.

— Sachte, sachte Caballeros, rief der Conducteur; dieser

Mann hat niemals diese hohe Charge bekleidet, noch überhaupt die Waffen gegen Euch erhoben, wie sein Paß und seine Kleidung es bezeugen. Haben Sie nur die Güte weiter zu lesen, und sie werden finden, daß er ein Pächter aus der Umgegend von Madrid ist.

— Du kannst Dich setzen, sagte El Contrabandista finster; indeß will ich Dir rathen, leg' den Namen ab, er könnte Dir Unglück bringen.

— Es ist an Ihnen, Sennora!

Die zweite Dame, die in der Diligence sich befand, überreichte ihre Papiere mit zitternder Hand.

— Donna Therese C..., Gemahlin des Don Antonio C..., Chefs der Nationalgarde von Segovien. Das Weib eines Verräthers, den ich augenblicklich erschießen lassen würde, wäre er hier! Thut nichts! Sennora, Sie werden für ihn sterben! Erschießt sie!

Ein Schrei des Entsetzens ward ringsum gehört; der Conducteur und die Reisenden, ihre eigene gefährliche Lage vergessend, wandten sich für die Dame aus Segovien flehend an den Chef.

— Eine Frau! ach, Ihr könnt nicht so grausam sein, und Eure Hände mit dem Blute eines schwachen Weibes beflecken, das allen Beziehungen zum Kriege so fern steht!

— Und Ihr, habt Ihr anders gehandelt? habt Ihr Milde geübt? Wart Ihr es nicht, die in diesem Kriege zuerst das tödtliche Blei in einer Spanierin Brust gejagt! Habt Ihr nicht Cabrera's Mutter gemeuchelmordet!

— O! Sennor Commandeur, er hat sie furchtbar gerächt!

El Contrabandista galt für den einzigen Offizier in Merino's Bande, der noch zuweilen sein Herz vom Mitleid bewegen ließ, und als sein Zorn sich etwas gelegt, verzichtete er auf den Tod der Donna Theresa.

In diesem Augenblick hörte man aus einem unweit liegenden Dorfe eine Glocke das Mittags-Angelus läuten, und mitten in diesem Chaos von bittenden, schwörenden, drohenden Stimmen wurde der Schall schnell aufgefaßt. Die Carlisten entblößten das Haupt, die Reisenden warfen sich auf die Kniee, und Alle bekreuzten sich. Mit rauher Stimme sagte El Contrabandista das Angelus Domini her, und dreimal wiederholten die Uebrigen den herrlich schönen Engelsgruß. Alle Feindschaft hatte plötzlich aufgehört; man sah weder Christinos noch Carlisten, weder Banditen, noch Ueberfallene, sie waren alle Spanier.

Ein Mann allein hatte sich nicht erhoben und mit den Uebrigen gebetet. War es aus diesem Grunde, oder weil die Reihe an ihm war; der Chef fragte nach seinem Namen.

— William Smith.

— Engländer, nicht so? fragte der Carlist erröthend.

— Engländer, erwiederte dieser ruhig.

— Aus seinem Flachshaar und seiner Haut, roth wie ein blutender Ochse, habe ich das gleich erkannt, mehr aber noch aus der Gottlosigkeit, mit der er sich weigerte, das Angelus zu beten.

Oho! sagten die Reiter, gehörst Du nicht zu denen, die uns zwangen, die Belagerung von Bilbao, wo wir so viel Menschen und Geschütz eingebüßt, aufzuheben! Wer trug die Schuld, daß wir bei dieser unseligen Belagerung dem gräßlichsten Hunger und der Nacktheit mitten im Schnee preisgegeben waren, daß wir, um uns zu erwärmen, uns unter Leichen betten mußten!

— Oho! gehörst Du nicht zu denen, die bei Fuentarabia sich hinter die französischen Kanonen versteckten, um uns gemächlich durch Kartätschen niederzuschmettern, während wir Euch nicht antworten durften, weil die Franzosen jede Kugel, die auf ihr Territorium fiel, als eine Verletzung des Völkerrechts gerächt haben würden!

— Kaltblütig habt Ihr damals unsere Braven decimirt, Schurken und Memmen! Aber der Tag der Vergeltung wird kommen.

Aller Blicke hingen flammend an dem Engländer; sie verkündeten ihm gewissen Tod.

Kaltblütig und ohne diese Wuthausbrüche zu beachten, erwiederte der Brite, daß er weder bei der Belagerung von Bilbao noch bei der von Fuentarabia zugegen gewesen, daß seine Reise eine durchaus friedliche und nur in Handelsinteressen unternommen sei.

— Um das Mark des Landes auszusaugen! Vampyre Spaniens! Ist es nicht genug, daß Ihr alle Häfen uns entrissen, müßt Ihr auch noch das Herz des Landes benagen?

— Du bist Kaufmann, rief jetzt El Contrabandista, und seine wuthschnaubenden, brüllenden Genossen verstummten, darum wäre ein militairischer Tod zu viel Ehre für Dich: nicht erschossen, nein, gehängt sollst Du werden!

— Mit dem Strang seines Maulthieres.

Schnell war der verhängnißvolle Knoten geschlungen, der Strang ihm um den Hals gelegt.

— Ich weiß, sagte stolz sich aufrichtend, der Brite, daß ich von Euch weder Gerechtigkeit noch Gnade erwarten darf; auch flehe ich nicht um mein Leben, nur wenige Minuten laßt mich allein mit meinen Gedanken und Gott.

— Deine Seele fährt doch in die Hölle, ketzerischer Gottesleugner! Wozu beten?

Ich will zu demselben Gott beten, der uns Alle richten wird!... Ich habe ein Weib, ich habe Kinder; gestattet mir, Ihnen ein Andenken zu hinterlassen.

— Nein, nein! Waret denn Ihr barmherzig gegen unsre verwittweten Weiber, unsere verwaisten Kinder, unseren verwüsteten Boden und eingeäscherten Häuser? Von dem Verdeck Deines Schiffes aus, Krämer, und Deinen Thee schlürfend, hast Du behaglich dies Alles mitangesehen! Darum sollst Du fern von Deiner Heimath sterben, sterben in diesem fremden Lande, dem Du kein Leids gethan, in das Deine Landsleute aber Verderben und Elend gesäet! Spanien dürstet nach Deinem Blut, und die alte hassende Erde soll sich wieder einmal freuen! Aus Deinem Blute aber wird ein Gift aufschießen, in das man die Dolche tauchen soll, um Deine Enkel zu ermorden, wenn sie es sich einfallen lassen, wie Du, Spanien zu betreten.

Alle Dolche waren gezückt; man ließ sie vor den Augen des Engländers blinken.

— O mein Weib! o meine Kinder! rief er im tiefsten Schmerz. Sara! wird man Dir jemals meinen grausamen Tod erzählen, und wirst Du ihn so beweinen, wie er verdient beweint zu werden!

Die Passagiere der Diligence blieben während dieser Scene ziemlich theilnahmlos; die wenig verhehlte Abneigung gegen die Bundesgenossen der Königin einte in diesem Punkte ihre Ansichten und Gefühle mit denen der Carlisten. Und wenn sie sich auch in das Kriegsgericht, furchtbar wie die Menschenopfer der Druiden, nicht mischten, billigten sie doch schweigend den Spruch. Ueberdies hielten sie es für tollkühn, den Engländer zurückzufordern und seine Sache zu der ihrigen zu machen. Ein Franzose indeß, der sich unter den Reisegefährten des Unglücklichen befand, wandte sich edelmüthig und mit der Dreistigkeit einer sichern Stellung zu dem Verurtheilten.

Wollen Sie mir, mein Herr, Ihre letzten Wünsche anvertrauen? Getreulich will ich Ihrer Familie Ihr Lebewohl überbringen. Ich schwöre es auf meine Ehre!

Der Engländer hob eine Karte, die sich unter dem Gemisch der zerstreut umherliegenden Effecten zeigte, vom Boden auf: sein Name stand darauf. Er händigte sie dem Franzosen ein, dann rief er, ihm herzlich die Hand drückend: Sagt meinen Kindern, daß sie ihren Stolz darin setzen sollen, Briten zu sein, und daß sie sich immer ihres Vaterlandes würdig zeigen möchten! God save the Queen!

Man ließ ihm nicht Zeit, mehr zu sagen; der um einen Eichenzweig geschlungene Strick wurde angezogen und der Unglückliche schnell erdrosselt.

— Viva el lobo cano! (Es lebe der weiße Wolf!) riefen die Carlisten, denn so nannten sie ihren Fürsten, dessen Haar Wald- und Zeltleben gebleicht hatte.

L'auteur de Nathalie.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ABD-EL-KADER

Bey von Mascara.

Lith. Atelier v. Joh. Winterhalter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das rothe Siegel.

Ich befand mich im März 1815 allein, zu Pferd, auf der großen Straße nach Artois und Flandern, hatte einen guten Mantel, einen schwarzen Helm, Pistolen und einen großen Säbel; es regnete in Strömen, seit vier Tagen und vier Nächten, aber ich sang aus voller Brust. Ich war so jung. Meine Kameraden waren auf der Straße voraus, im Gefolge Louis XVIII; ich sah fern am Horizont ihre weißen Mäntel und rothen Röcke; die Lanziers Bonaparte's, die unsern Rückzug beobachteten, zeigten von Zeit zu Zeit den dreifarbigen Schimmer ihrer Lanzen auf der entgegengesetzten Seite. Der Verlust eines Hufeisens hatte mein Pferd aufgehalten; es war jung und kräftig; ich trieb es an, um wieder meine Eskadron zu erreichen; es lief in starkem Trab. Ich fühlte mit der Hand an meine Schärpe, sie war stark mit Gold besetzt; ich hörte die Scheide meines Säbels gegen die Steigbügel klirren, und ich fühlte mich sehr stolz und ganz glücklich.

Es regnete immerfort, und ich sang immerfort. Nach einiger Zeit schwieg ich, müde, nur mich selbst und den Hufschlag meines Pferdes zu hören. Das Pflaster der Straße ging aus; ich sank ein, mußte Schritt reiten. Meine großen Stiefel waren außen mit einer dichten Kruste gelben Koths, wie Ocker, überzogen, innen waren sie vom Regen gefüllt. Ich schaute auf meine ganz neuen goldenen Epauletten, meine Glückseligkeit und meinen Trost; sie waren vom Wasser fleckig, und das betrübte mich.

Mein Pferd ließ den Kopf sinken; ich machte es ebenso; ich dachte nach und befragte mich selbst, zum erstenmal wohin ich gehe? Ich wußte es durchaus nicht, aber das focht mich nicht lange an; ich wußte ja gewiß, daß, weil meine Eskadron hier marschirte, auch mich meine Pflicht hieher rief. Da ich in meinem Herzen eine tiefe, unveränderliche Ruhe fühlte, schrieb ich dieß auf Rechnung des unauslöschlichen Gefühls der Pflicht und suchte mir dies zu erklären. Wie ich so in der Nähe sah, wie ungewohnte Beschwerden munter erduldet wurden, von blonden und so weißen Häuptern, wie eine sichere Zukunft so keck aufs Spiel gesetzt wurde von so vielen Menschen, denen ein glückliches Leben in der Welt winkte, und selbst auch meinen Antheil hatte an der wunderbaren Zufriedenheit, welche in jedem Menschen erwächst aus der Ueberzeugung, daß er sich keiner der Verpflichtungen der Ehre entziehen könne: da begriff ich, daß es um die Selbstverläugnung etwas Leichteres und Allgemeineres ist, als man gewöhnlich glaubt.

Ich hing meinen Gedanken darüber auf dem schlechten Wege noch weiter nach, als ich in einiger Entfernung vor mir einen schwarzen Punkt sah, auf welchen ich zueilte, so schnell nur mein Pferd vermochte, das manchmal bis an den Bauch in den Koth sank. Auf hundert Schritte Entfernung sah ich endlich einen kleinen Karren von weißem Holz, bedeckt von drei Reifen und ein schwarzes Wachstuch darüber. Ein armes kleines Maulthier schleppte das Fuhrwerk mühsam weiter und ein Mann zu Fuß leitete es am Zügel. Ich näherte mich ihm und faßte ihn scharf ins Auge.

Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit weißem Schnurrbart, groß und stark mit gewölbtem Rücken. Er trug die Uniform der Infanterie-Offiziere und unter einem blauen, kurzen und abgeschabten Mantel sah man die Epaulette eines Bataillons-Chefs hervorragen. Er hatte ein abgehärtetes aber ein gutmüthiges Gesicht, wie man bei der Armee so viele findet. Er sah mich unter seinen großen schwarzen Brauen hervor von der Seite an, und zog rasch aus seinem Karren eine Flinte hervor, die er lud und dann auf die andere Seite des Maulthiers trat, um sich daraus ein Bollwerk zu machen. Da ich seine weiße Kokarde gesehen, begnügte ich mich, den Aermel meines rothen Rockes zu zeigen, worauf er seine Flinte wieder in den Karren legte, und sagte: Ah, das ist etwas Anderes! ich hielt Euch für Einen der Hasen, die hinter uns her sind. Wollt Ihr einen Tropfen trinken? — Er reichte mir eine Kokusnuß mit silbernem Hals, auf die er sich etwas einzubilden schien, und ich trank mit Lust von dem schlechten Wein. — Auf die Gesundheit des Königs, sagte er trinkend; er hat mich zum Offizier der Ehrenlegion gemacht; es ist billig, daß ich ihm an die Gränze folge. Da ich nur meine Epauletten habe, um zu leben, werde ich mein Bataillon wieder übernehmen, das ist meine Pflicht. — Einige Zeit setzten wir mit einander unsern Weg fort; ich machte nicht gern unbescheidene Fragen; ungefragt erfuhr ich von ihm, daß in dem Karren eine Frau war, ich bot ihm an, auf meinem Pferde zu reiten; das erweckte sein Vertrauen zu mir, aber er lehnte es ab, da er kein Reiter sei; ich erfuhr, daß er bei der Marine gedient, aber dann in die Linie getreten, und als ich Lust bezeugte seine Geschichte zu hören, erzählte er Folgendes:

Zuvörderst müßt ihr wissen, mein Kind, daß ich in Brest geboren bin; ich war zuerst Soldatenjunge und verdiente mir von meinem neunten Jahre an meine halbe Ration, während mein Vater Soldat unter der Garde war. Aber da ich das Meer gern hatte, verbarg ich mich einmal in einer schönen Nacht in einem Kauffartheischiff, das nach Indien segelte; man entdeckte mich erst auf offener See und der Kapitain machte mich zum Seemann. Bei Ausbruch der Revolution hatte ich schon meinen Weg gemacht und war selbst Kapitain eines hübschen kleinen Kauffahrers geworden. Da es der königlichen Marine plötzlich ganz an Offizieren fehlte, nahm man die Kapitaine von der Handelsmarine; mir gab man das Commando einer Kriegsbrigg Marat genannt.

Am 28. Fruktidor 1797 erhielt ich Befehl, mich zur Fahrt nach Cayenne zu rüsten. Ich sollte dahin 60 Soldaten führen und einen Deportirten, der noch zurück war von den 193, welche die Fregatte Dekade ein paar Tage vorher an Bord genommen. Ich hatte Befehl, dieß Individuum schonend zu behandeln; und der erste Brief des Direktoriums enthielt einen zweiten eingeschlossen, mit drei rothen Siegeln versiegelt, in deren Mitte noch ein unmäßig großes war. Ich durfte diesen Brief nicht früher öffnen als unter dem ersten nördlichen Breite-, dem 27. bis 28. Längegrade, das heißt beinahe unmittelbar an der Linie.

Dieser große Brief hatte eine ganz besondere Gestalt. Er war lang und so fest verschlossen, daß ich nichts durch den Umschlag hindurch lesen konnte. Ich bin nicht abergläubig, aber dieser Brief machte mir Angst. Ich nahm ihn in mein Gemach und befestigte ihn unter dem Glas einer schlechten kleinen englischen Pendeluhr, die über meinem Bett angenagelt war. Mein Gemach war so hübsch und ordentlich, wie das Zimmer einer Königin; Alles hatte seinen bestimmten Platz und war befestigt, so daß nichts sich verrücken konnte.

Wir hatten hübschen Nord-nord-west, und ich war beschäftigt, jenen Brief unter dem Glas meiner Pendeluhr zu befestigen, als mein Deportirter in mein Gemach trat; er führte an der Hand eine hübsche kleine Frau von etwa siebzehn Jahren; er selbst zählte, wie er mir sagte, neunzehn. Ein schöner Junge, obgleich etwas blaß, und zu weiß für einen Mann. Und doch war er ein Mann, und Einer, der sich im vorkommenden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Fall so gut zu benehmen wußte, als wohl wenige Alte gekonnt hätten; Ihr werdet es bald sehen. Er hielt seine kleine Frau unter dem Arm; sie war frisch und heiter wie ein Kind. Sie waren wie zwei Turteltauben. Mir machte es Freude, sie zu sehen, und ich sagte: Nun, meine Kinder, Ihr kommt dem alten Kapitain Besuch zu machen; das ist schön von Euch. Ich führe Euch etwas weit weg; aber um so besser, so haben wir Zeit, uns kennen zu lernen. Es thut mir leid, daß ich Madame ohne meinen Rock empfange; aber das ist, weil ich dort oben diesen verwünschten großen Brief festnageln muß. Wolltet Ihr mir ein wenig helfen.

Es waren gar gute Kinder. Der kleine Ehemann nahm den Hammer und die kleine Frau die Nägel und reichten sie mir, wie ich es verlangte. Sie rief mir zu: Rechts! Links! Kapitain! laut lachend, weil das Schwanken des Schiffs meine Pendeluhr herüber und hinüberwarf; ich höre sie noch rufen mit ihrer zarten Stimme: Rechts! Links! Kapitain! Sie machte sich lustig über mich. Ah, sagte ich, kleine Boshafte ich werde Sie von Ihrem Gemahl zanken lassen! — Da sprang sie ihm an den Hals und küßte ihn; sie waren sehr artig und die Bekanntschaft machte sich so von selbst. Wir wurden sofort gute Freunde.

Es war eine ganz artige Fahrt. Da ich immer nur schwarze Gesichter an Bord gehabt, ließ ich meine beiden kleinen Liebenden alle Tage an meinen Tisch kommen. Das erfreute mich. Wenn wir den Zwieback und Fisch gegessen, sahen die kleine Frau und ihr Mann einander an, als ob sie sich noch nie gesehen hätten. Dann lachte ich von ganzem Herzen und scherzte über sie, und sie lachten auch mit. Ihr hättet lachen müssen, wenn Ihr uns da gesehen hättet, wie drei Thoren, die selbst nicht wußten was sie hatten. Es war auch sehr ergötzlich, zu sehen wie sie sich lieb hatten. Sie befanden sich überall wohl; sie fanden Alles gut, was man ihnen gab. Und doch hatten sie eben dieselbe Ration, wie Alle; ich fügte nur etwas schwedischen Branntwein hinzu, wenn sie mit mir speisten. In einer Hängematte schliefen sie. Sie waren munter und zufrieden. Ich fragte sie nicht. Was brauchte ich, der Wasserpilger, ihren Namen und ihre Geschichte zu wissen? Ich brachte sie auf die jenseitige Küste des Meeres, wie ich mit zwei Paradiesvögeln gethan hätte.

Nach Verlauf eines Monats betrachtete ich sie wie meine Kinder. Jeden Tag, wenn ich sie zu mir rief, setzten sie sich neben mich. Der junge Mann schrieb auf meinem Tisch, und wenn ich es verlangte, half er mir in meinen Geschäften; die junge Frau setzte sich daneben auf einen Schemel und nähte.

Eines Tags sagte ich zu ihnen: wißt Ihr wohl meine Freunde, daß wir so ganz ein Familienbild darstellen. Ich will nicht fragen, aber wahrscheinlich habt Ihr nicht mehr Geld, als Ihr braucht, und Ihr seid beide zu fein und zart, um zu hacken und zu graben, wie die anderen Deportirten in Cayenne. Es ist ein elendes Land, das sage ich Euch von ganzem Herzen; aber ich, der ich ein alter, in der Sonne ausgetrockneter Seehund bin, könnte dort wie ein Herr leben. Wenn Ihr auch nur ein klein wenig Freundschaft für mich habt, wie mir dieß scheint, so würde ich gern meine alte Brigg verlassen, und mich dort mit Euch ansiedeln, wenn es Euch recht ist. Ich habe keine Familie, und das ist mir verdrießlich; Ihr würdet mir dort Gesellschaft leisten. Ich könnte Euch in Vielem beistehen, und ich habe mir ein artiges Sümmchen ehrlich erworben, wovon wir leben könnten, und daß ich Euch hinterließe, wenn ich die Augen zumache. — Sie sahen sich ganz verblüfft an, als ob sie nicht glaubten, daß es mir Ernst sei; und die Kleine lief, wie sie immer that, zu ihrem Gatten, warf sich an seinen Hals und setzte sich auf seine Kniee, ganz roth und in Thränen. Er drückte sie fest in seine Arme und ich sah Thränen auch in seinen Augen; er drückte mir die Hand und wurde noch bläßer als gewöhnlich. Sie redete leise mit ihm, und ihre langen, blonden Haare wallten ihr die Schultern herab; ihr Chignon war los gegangen, wie ein Thau, das plötzlich sich auflöst, weil sie so lebhaft war wie ein Aal; diese Haare — wenn Ihr sie gesehen hättet! — sie waren wie Gold. Als sie so lange miteinander leise redeten und der junge Mann von Zeit zu Zeit sie auf die Stirn küßte, und sie weinte, wurde ich ungeduldig und sagte endlich: Nun, ist Euch das recht? — Aber... aber Kapitain, Ihr seid sehr gut, sagte der Mann; aber.. Ihr könnt nicht leben mit Deportirten und... er schlug die Augen nieder. — Ich, sagte ich, weiß nicht, was Ihr gethan habt, wofür Ihr deportirt werdet, aber Ihr werdet mir das einmal erzählen oder auch gar nicht, wie Ihr wollt. Ihr seht mir nicht aus, als ob Ihr etwas Schweres auf dem Gewissen hättet. Zwar, so lange Ihr unter meiner Obhut steht, werde ich Euch nicht loslassen, darauf dürft Ihr nicht warten; eher würde ich Euch den Hals abschneiden wie zwei Tauben. Aber habe ich einmal die Epaulette von der Schulter, so frage ich nicht mehr nach dem Admiral und nach Nichts. — Er versetzte traurig, sein braunes, obwohl nach der Sitte der Zeit noch etwas bepudertes Haupt schüttelnd: Ich glaube es wäre für Euch, Kapitain gefährlich, wenn Ihr uns zu kennen schienet. Wir lachen, weil wir jung sind; wir sehen aus wie Glückliche, weil wir uns lieben; aber ich habe jammervolle Augenblicke, wenn ich an die Zukunft denke, und ich weiß nicht was aus meiner armen Laura werden wird,— Er drückte wieder das Haupt der jungen Frau an seine Brust. — Das ist es, was ich dem Kapitain sagen sollte? nicht wahr, mein Kind das hättest du auch gesagt?

Ich nahm meine Pfeife und stand auf, weil ich anfing zu spüren, daß mir die Augen ein wenig feucht wurden, und weil sich das nicht von mir schickte. Nun, wohlan! sagte ich, das wird sich in der Folge aufklären. Wenn der Taback Madame zuwieder ist, so ist ihre Entfernung nothwendig. Sie stand auf feuerroth im Gesicht und ganz von Thränen feucht, wie ein gescholtenes Kind. — Sie sah nach meiner Pendeluhr hinauf und sagte: Ha, und an was Ihr gar nicht denkt! der Brief! — Ich empfand etwas, das mich durchzuckte. Ich hatte wie einen Schmerz in den Haaren, als sie das sagte.

Bei Gott, ich dachte gar nicht mehr daran, sagte ich. Ha! das wäre eine schöne Geschichte! Hätten wir den ersten Grad nördlicher Breite passirt, es bliebe mir nichts übrig, als ins Wasser zu springen. Ich muß doch Glück haben, daß mich dies Kind da an den verdammten großen Brief mahnt! — Ich sah schnell auf meiner Seekarte nach, und als ich erkannte, daß wir wenigstens noch eine Woche Zeit hatten, fühlte ich mich im Kopf getröstet, aber nicht im Herzen, ohne zu wissen warum.

Das Direktorium spaßt nicht im Punkt des Gehorsams, sagte ich. Nun, ich bin für jetzt noch auf dem Laufenden. Die Zeit ist so schnell verflossen, daß ich das ganz vergessen hatte. — Nun, mein Herr, so standen wir denn Alle drei und gafften den Brief an, als ob er zu uns sprechen sollte. Was mich überraschte, war, daß die hereinscheinende Sonne das Glas der Pendeluhr beleuchtete, und das große rothe Siegel wie die Züge eines Gesichts inmitten von Feuer erscheinen ließ.

Sollte man nicht glauben, daß ihm die Augen aus dem Kopf herraustreten? sagte ich um sie zu belustigen. Oh! mein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Freund, sagte die junge Frau, das sieht aus wie Blutflecken. — Bah! bah! sagte ihr Gatte, indem er sie unter den Arm faßte, du täuschest dich, Laure; es sieht aus wie ein Einladungsbillet zu einer Hochzeit. Komm, begieb dich zur Ruhe? was beschäftigt dich dieser Brief so?

Sie gingen aufs Verdeck; ich blieb und sah den Brief unwillkührlich an, wobei mir immer unheimlicher wurde. Ich ging dann auch, um auf dem Verdeck meine Pfeife auszurauchen, und blieb dort bis Mitternacht.

Wir befanden uns damals auf der Höhe der Inseln des grünen Vorgebirgs. Der Marat legte mit Bequemlichkeit seine sechs Knoten zurück. Die Nacht war die schönste, die ich Zeit meines Lebens in der Nähe des Aequators gesehen. Der Mond erhob sich am Horizont, groß wie eine Sonne; das Meer schnitt ihn in zwei Theile und wurde ganz weiß, wie ein schneeweißes Tuch, bedeckt von kleinen Diamanten. Ich sah das, auf meiner Bank sitzend und rauchend. Der wachthabende Offizier und die Matrosen sprachen nichts, und beschauten, wie ich, den Schatten der Brigg im Wasser. Es war mir recht, daß ich nichts hörte; ich bin ein Freund von Stille und Ordnung, ich. Ich hatte allen Lärm und alles Feuer verboten. Doch sah ich unter meinen Füßen eine kleine rothe Linie. Ich hätte mich heftig erzürnt, wenn es nicht im Zimmer meiner Deportirten gewesen wäre; so aber wollte ich mich erst vergewissern, was es wäre, ehe ich mich erzürnte. Ich brauchte mich nur zu bücken, so sah ich durch den Spalt ganz gut in das Gemach.

Die junge Frau lag auf den Knieen und betete. Eine kleine Lampe gab Licht. Sie war halb entkleidet; ich sah von oben ihre nackten Schultern, ihre nackten kleinen Füße, und ihre großen aufgeschüttelten Locken. Ich dachte daran, mich zurückzuziehen, aber dann sagte ich bei mir: Bah! ein alter Soldat! was thut das? und so blieb ich.

Ihr Gatte saß auf einem kleinen Koffer, das Haupt auf die Hände gestützt, und sah ihr zu, wie sie betete. Sie hob den Kopf empor, wie gegen den Himmel, und ich sah ihre großen blauen Augen feucht, wie die einer Magdalene. Während sie betete, ergriff er das Ende ihrer langen Haare und küßte sie ganz leise. Als sie fertig war, machte sie das Zeichen des Kreuzes, lächelnd als ob sie ins Paradies ginge. Ich sah, daß auch er wie sie ein Kreuz schlug, aber als ob er sich dessen schämte. Wahrlich, für einen Mann ist das auch etwas Sonderbares.

Sie stand auf, küßte ihn und legte sich zuerst in die Hängematte, und schien bald einzuschlafen; nach einer Weile sagte sie halb schlummernd: Mein Freund hast du keinen Schlaf? es ist spät, weißt du? — Er hielt immer noch die Stirn gegen die Hände gestützt, ohne zu antworten. Das beunruhigte die schöne Kleine ein wenig; sie steckte ihr liebliches Köpfchen aus der Hängematte hervor wie ein Vogel aus seinem Nest, und betrachtete ihn mit offenem Munde, wagte aber nichts zu sprechen. Endlich sagte er zu ihr: Ach meine theure Laure, je mehr wir uns Amerika nähern, um so weniger kann ich mich der überhandnehmenden Traurigkeit erwehren. Ich weiß nicht warum, aber es ist mir, als ob die glücklichste Zeit unseres Lebens die der Ueberfahrt gewesen wäre. — So ist es mir auch, antwortete sie; ich möchte gern nie ankommen. — Er sah sie an, die Hände faltend, mit einem Ausdruck von Empfindung, den Ihr Euch nicht vorstellen könnt. — Und doch mein Engel, weinst du immer und betest zu Gott, sagte er; das thut mir sehr wehe, weil ich wohl weiß an wen du denkst, und weil ich glaube, es reue dich, was du gethan hast. — Mich reuen! sagte sie mit schmerzlicher Miene, mich, daß ich dir gefolgt bin, mein Freund! Meinst du, daß ich dich weniger liebe, weil ich dir erst so kurze Zeit angehöre? Ist man mit siebzehn Jahren keine Frau, kennt man seine Pflichten nicht? Haben nicht meine Mutter und Schwestern für meine Pflicht erklärt, daß ich dich nach Guiana begleite? Ich wundere mich nur, daß du darüber so gerührt warest, mein Freund; das ist ja Alles ganz natürlich. Und jetzt weiß ich nicht, wie du glauben kannst, ich bereue etwas, da ich bei dir bin, um dir beizustehen im Leben, oder mit dir zu sterben, wenn du stirbst. — Das Alles sagte sie mit einer so süßen Stimme, daß man es hätte für Musik halten können. Ich war ganz bewegt davon, und sagte: Gute kleine Frau, nur zu!

Der junge Mann seufzte, indem er mit dem Fuß stampfte und eine kleine Hand und nackten Arm küßte, die sie ihm reichte. Oh! Laurette, meine Laurette! sagte er, wenn ich bedenke, daß wenn wir unsere Heirath um vier Tage aufgeschoben hätten, man mich allein verhaftet hätte und ich jetzt allein reiste, so kann ich mir nicht verzeihen!

Da streckte die schöne Kleine ihre beiden nackten weißen Arme aus der Hängematte hervor, und liebkoste ihm Stirne Haare und Augen und ergriff seinen Kopf, wie um ihn an ihrer Brust zu verbergen. Sie lächelte wie ein Kind und sagte ihm tausend Zärtlichkeiten, wie ich noch nie etwas Aehnliches gehört hatte. Sie schloß ihm den Mund mit der Hand, um allein zu sprechen: Ist es nicht viel besser, sagte sie, daß du eine Frau bei dir hast, die dich liebt, sage mein Freund? Ich gehe ganz gern nach Cayenne; ich werde da Wilde sehen und Cokusbäume, wie Paul und Virginie, nicht wahr? Wir pflanzen Jedes seinen eignen. Wir wollen sehen, wer der beste Gärtner ist. Ich will den ganzen Tag und die ganze Nacht arbeiten, wenn du willst. Ich bin stark, da sieh nur meine Arme an; ich könnte dich fast aufheben. Lache nicht über mich; ich kann auch recht schön sticken; ich will Unterricht im Zeichnen und in der Musik geben, wenn man das haben will; und wenn man dort lesen kann, kannst du ja schreiben!

Ich erinnere mich, daß der arme Junge, als sie dieß sagte, in solche Verzweiflung gerieth, daß er einen lauten Schrei ausstieß; Schreiben, rief er, Schreiben! und er faßte die rechte Hand mit der Linken, und drückte sie krampfhaft zusammen; — ha, schreiben! warum hab' ich je schreiben gelernt! Schreiben! das ist das Handwerk eines Narren! ich habe an ihre Freiheit der Presse geglaubt! — Wo hatte ich auch meinen Verstand? Ha, warum that ich es? um fünf oder sechs ziemlich mittelmäßige Ideen drucken zu lassen, die nur von Solchen gelesen werden, die ihnen zugethan sind, und ins Feuer geworfen von denen, die sie hassen; die zu nichts dienen, als uns Verfolgung zuzuziehen! Bei mir — mag es sein; aber du, schöner Engel, kaum vier Tage verheirathet! Was hattest du gethan? Erkläre mir nur, ich bitte dich, wie ich dir habe gestatten können, die Güte so weit zu treiben, daß du mir hieher folgtest? Weißt du auch nur wo du bist, arme Kleine? Bald, mein Kind, wirst du **1600** Meilen von deiner Mutter und deinen Schwestern entfernt sein — und das Alles wegen meiner, meiner!...

Sie suchte ihn zu erheitern und stimmte einen scherzhaften Ton an; sie scherzte darüber, daß sie beide kein Geld hatten, und sagte: Man ist nie lustiger, als wenn man nichts hat. Und habe ich nicht für den Nothfall die zwei Diamantringe die mir meine Mutter gegeben hat? das ist überall gut und für alle Fälle, nicht wahr? Wenn du willst, verkaufen wir sie. Und am Ende glaube ich auch, daß der gute Mann, der Kapitän nicht all' die guten Absichten sagt, die er mit uns hat, und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

daß er wohl weiß, was in dem Brief steht. Gewiß ist es eine Empfehlung für uns an den Gouverneur von Cayenne. — Vielleicht, sagte er; Wer weiß? — Nicht wahr? versetzte die kleine Frau; du bist so gut, daß ich gewiß glaube, die Regierung hat dich nur für kurze Zeit verbannt, aber grollt dir nicht lange.

Sie hatte das so gut gesagt, sie hatte mich „den guten Mann, den Kapitain" genannt, daß ich ganz bewegt und gerührt war, und ich freute mich selbst innerlich darüber, daß sie vielleicht richtig vermuthet hatte. Sie fingen an sich zu küssen; ich stampfte lebhaft mit dem Fuß auf das Verdeck und rief: Heda! meine Freunde, man hat Befehl gegeben, alles Feuer auf dem Schiff zu löschen. Blast Eure Lampe aus, seid so gut. — Dies geschah.

Ich sagte bei mir selbst, die guten jungen Leute haben gewiß die Wahrheit vermuthet, und ich ward darüber wieder ganz freudig. Es war fast zu wetten, daß einer der fünf Direktoren sich besonnen hatte und sie mir empfahl. Ich stieg in mein Gemach hinab und sah nach dem Brief, über den ich, um ihn nicht sehen zu müssen, meine alte Uniform gehängt hatte. Er sah jetzt anders aus; es war mir, als ob er lächelte und die Siegel schienen mir rosenfarb. Ich zweifelte nicht mehr an seinem günstigen Inhalt und ich winkte ihm freundschaftlich zu. Dennoch hing ich wieder meine Kleider darüber; er machte mir die Zeit lang. Einige Tage dachten wir gar nicht mehr daran, ihn anzusehen, nnd waren munter; aber als wir uns dem ersten Breitegrad näherten, fingen wir an schweigsam zu werden.

An einem schönen Morgen beim Erwachen fand ich, daß wir den mir vorgeschriebenen Punkt erreicht hatten. Ich streckte die Nase aufs Verdeck: das Meer war ruhig und glatt; alle Segel sanken an den Masten herunter, eingesunken wie leere Ballons. Ich sagte: ich habe jetzt Zeit ihn zu lesen! und schielte nach dem Brief hinüber; aber ich wartete doch bis zum Abend, bis zum Sonnenuntergang. Nun mußte ich daran gehen; ich öffnete die Pendeluhr und nahm ihn heraus. Wohl eine Viertelstunde hielt ich ihn in der Hand, ohne ihn lesen zu können. Endlich sagte ich: das ist zu arg! und brach die drei Siegel auf einmal mit dem Daumen auf, und das große rothe Siegel zerrieb ich zu Staub. Nachdem ich gelesen, rieb ich mir die Augen, als hätte ich mich getäuscht. Ich laß den ganzen Brief von neuem; ich las ihn noch einmal; ich fing mit der letzten Zeile an und kam bis zur ersten. Ich konnte nicht daran glauben. Meine Beine wankten ein wenig unter mir; ich setzte mich; ich bekam ein Zittern in der Gesichtshaut; ich rieb mir die Wangen und die hohlen Hände mit Rum; ich jammerte mich selbst, daß ich so einfältig sei; aber das war die Sache eines Augenblicks; ich stieg hinauf um frische Luft zu schöpfen.

Laurette war jenen Tag so hübsch, daß ich mich ihr nicht nähern mochte; sie hatte ein ganz einfaches weißes Kleid an, und wusch ein anderes an einem Seil im Meer; sie hatte ihre Freude an einer Pflanzenart, welche Weintrauben gleichen und auf den Wassern des tropischen Meeres schwimmen.

Komm doch, komm, schnell, und sieh die Weintrauben! rief sie, und ihr Freund lehnte sich an sie und beugte sich vor, sah aber das Wasser nicht, weil er nur sie voll Zärtlichkeit ansah. Ich winkte dem jungen Mann, daß er kommen sollte, mit mir über das Hinterkastell herüber zu sprechen. Sie kehrte sich um. Ich weiß nicht, was ich für ein Gesicht hatte, aber sie ließ ihr Seil fallen; sie faßte ihn heftig beim Arm und sagte: O, geh nicht hin! er ist ganz blaß!

Das konnte wohl sein; es war Grund dazu vorhanden. Er kam indeß zu mir herüber; sie sah uns an, gelehnt an den großen Mast. Wir gingen lange ohne zu sprechen, auf und ab. Ich rauchte eine Cigarre, die mir bitter schmeckte und ich warf sie ins Wasser. Er folgte mir mit dem Auge; ich ergriff ihn am Arm, ich wollte ersticken, meiner Treu, auf meine Ehre, ich wollte ersticken.

Ey, sagte ich endlich zu ihm, erzählt mir doch, mein Freund, Eure Geschichte ein wenig. Was Teufels habt Ihr denn den Hunden von Advokaten gethan, die sich wie fünf Stücke eines Königs gebärden? es scheint, daß sie sehr erbittert über Euch sind. Das ist seltsam. — Er zog die Schultern hinauf, und senkte den Kopf (mit einem so sanften Ausdruck, der arme Junge!) und sagte: O mein Gott, Kapitain, nicht viel! drei Couplets in einem Vaudeville auf das Direktorium, das ist Alles! — Nicht möglich! sagte ich. — O mein Gott, ja doch! die Couplets waren nicht einmal gut. Ich bin am 15. Fruktidor verhaftet und ins Gefängniß geführt — am 16. gerichtet und erst zum Tod verurtheilt, dann aus Gnade zur Deportation verdammt worden. — Daß ist sonderbar, sagte ich. Die Direktoren sind sehr empfindliche Kameraden; denn jener bewußte Brief giebt mir Befehl, Euch erschießen zu lassen.

Er antwortete nicht und lächelte nur mit einem Gesicht, gut genug für einen jungen Mann von neunzehn Jahren. Er sah nur nach seiner Frau und trocknete sich die Stirne ab, von welcher die Schweißtropfen herunter rollten. Ich hatte wenigstens eben so viele im Gesicht und auch welche im Auge; ich fuhr fort: Es scheint, die Bürger haben Eure Sache nicht auf dem Land abmachen wollen, und haben gedacht, es würde hier weniger Aufsehen machen. Für mich aber ist das sehr traurig; denn Ihr mögt ein noch so guter Junge sein, ich kann mir's nicht ersparen; der Todesbefehl ist ganz in Ordnung, und die Ordre zur Vollziehung ist unterzeichnet und gesiegelt; es fehlt nichts daran.

Er verbeugte sich sehr höflich gegen mich und erröthete: Ich verlange nichts, Kapitain, sagte er mit einer Stimme, so sanft wie gewöhnlich; es thäte mir unendlich leid, Anlaß zu geben, daß Ihr Eure Pflicht verletztet. Ich möchte nur ein wenig mit Laure sprechen und Euch bitten, sie in Euern Schutz zu nehmen, im Fall sie mich überleben sollte, was ich nicht glaube.

Oh! was das betrifft, das ist billig, sagte ich zu ihm, mein armer Junge; wenn Euch das nicht unangenehm ist, führe ich sie nach meiner Rückkehr nach Frankreich zu ihrer Familie und verlasse sie nur, wenn sie mich nicht mehr sehen will. Aber meinem Gefühl nach dürft Ihr Euch schmeicheln, daß sie sich von diesem Schlag nicht erholen wird — die arme kleine Frau! — Er faßte meine beiden Hände, drückte sie und sagte: Mein braver Kapitain, Ihr leidet mehr als ich bei dem, was Euch zu thun bleibt, ich fühle es wohl; aber was können wir dafür? Ich vertraue auf Euch, daß Ihr das Wenige was mir gehört, ihr erhaltet, daß Ihr sie beschützt, daß Ihr darüber wacht, daß sie bekommt, was ihre alte Mutter ihr etwa hinterläßt, nicht wahr? und auch daß man immer ihre Gesundheit schone. Halt! setzte er mit leiserer Stimme hinzu, ich habe Euch noch zu sagen, daß sie sehr zart ist; sie leidet oft an der Brust, so daß sie mehrmals des Tages ohnmächtig wird; sie muß sich immer recht warm halten. Kurz, Ihr werdet ihr Vater, Mutter und auch mich, so gut als möglich, ersetzen, nicht wahr? Wenn sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Ringe behalten konnte, welche ihre Mutter ihr gab, so würde mich dieß sehr freuen. Aber wenn man sie zu ihrem Unterhalt verkaufen muß, so kann man es nicht umgehen. Meine arme Laurette, seht, wie schön sie ist!

Da nun das allzu zärtlich zu werden anfing, so ärgerte mich dies, und ich fing an die Stirne zu runzeln; ich hatte in heiterem Ton mit ihm gesprochen, um nicht weich und schwach zu werden, aber ich hielt es nicht mehr aus. Nun genug, sagte ich, unter braven Leuten versteht man sich leicht über Alles. Geht, sprecht mit ihr und beeilt Euch.

Ich drückte ihm freundlich die Hand, und da er die meinige nicht fahren ließ und mich mit einem eigenthümlichen Ausdruck ansah, fügte ich hinzu: Ha! ich habe Euch einen Rath zu geben, den: nicht mit ihr davon zu sprechen. Wir bringen die Sache ins Reine, ohne daß sie es sich versieht, und Ihr ebenso wenig; seid ganz ruhig, das ist meine Sache! — Ach! das ist etwas Anderes, sagte er, das wußte ich nicht; das ist wirklich besser. Oh! das Lebewohl! das Lebewohl! das macht weich!

Ja, ja, sagte ich, seid kein Kind, das ist besser. Umarmt sie nicht, mein Freund, umarmt sie nicht, wenn Ihr könnt, oder Ihr seid verloren. — Ich gab ihm noch einen herzlichen Händedruck und ließ ihn gehen. Oh, das war hart für mich, das Alles!

Es schien mir, daß er wirklich das Geheimniß bei sich behielt; denn sie gingen mit verschlungenen Armen eine Viertelstunde auf und ab spazieren, und kamen dann wieder an den Rand des Verdeckes zu dem Seil zurück.

Die Nacht brach plötzlich ein. Das war der Augenblick, den ich zu ergreifen beschlossen hatte; aber dieser Augenblick dauerte für mich bis auf den heutigen Tag, und ich werde ihn mein ganzes Leben wie eine Kugel hinter mir herschleppen. —

Hier sah sich der alte Kommandant genöthigt, inne zu halten. Ich hütete mich, zu sprechen, aus Furcht, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben; er begann wieder, indem er sich auf die Brust schlug: Diesen Augenblick, wie ich Euch sage, ich kann ihn noch immer nicht fassen. Ich fühlte, wie der Zorn mich bei den Haaren ergriff, und zu gleicher Zeit weiß ich nicht, was mich gehorchen machte und vorwärts trieb. Ich rief die Offiziere und sagte zu Einem von ihnen: Schnell ein Boot ins Meer. Ihr setzt diese Frau hinein und führt sie ins offne Meer hinaus, bis Ihr Flintenschüsse hört; dann kehrt Ihr zurück. — Gehorchen einem Fetzen Papier! denn Anderes war es am Ende nichts. Es mußte etwas in der Luft seyn, was mich dazu trieb. Ich sah von ferne mit halbem Auge den jungen Mann . . . oh, es war ein entsetzlicher Anblick . . wie er vor seiner Laurette kniete und ihre Kniee und Füße küßte. Findet Ihr nicht, daß ich sehr unglücklich war?

Ich schrie wie ein Wahnsinniger: Trennt sie, reißt sie auseinander! Wir sind Alle Verbrecher . . reißt sie auseinander! Die arme Republik ist ein Leichnam! die Direktoren, das Direktorium sind die Würmer darin! Ich verlasse das Meer! Ich fürchte alle Eure Advokaten nicht! Man hinterbringe ihnen nur, was ich sage; was kümmere ich mich darum? Ha, in der That, ich kümmerte mich wohl um sie! Ich hätte sie nur in meinen Händen haben, ich hätte alle fünf gern erschießen lassen, die Schurken! Oh, ich hätte es gethan — ich kümmerte mich ums Leben so wenig, als um den Regen, der hier fällt — ich kümmerte mich wohl darum — ein Leben wie das meinige — ach, ja wohl! ein armes Leben — ha! —

Und die Stimme des Kommandanten erstickte nach und nach und wurde so unsicher wie seine Worte, und er schritt weiter, indem er sich in die Lippen biß und die Augenbrauen in furchtbarer, wilder Zerstreuung hinaufzog. Mit Erstaunen sah ich, wie die gelbe Haut seines Gesichts dunkelroth wurde. Er riß hastig seinen Rock über der Brust auf und entblößte sie dem Wind und dem Regen. So setzten wir in tiefem Schweigen unsern Marsch fort. Ich sah, daß er von selbst nicht mehr zu sprechen anfangen würde, und daß ich mich entschließen müsse, ihn zu fragen.

Ich begreife wohl, sagte ich zu ihm, als ob er seine Geschichte beendigt hätte, daß man nach einem so grausenhaften Abenteuer einen Abscheu vor seinen Beruf bekommt. — Ha, vor dem Beruf! seid Ihr ein Narr? sagte er rauh zu mir; daran ist nicht der Beruf schuld! Nie wird ein Schiffskapitain gezwungen sein, den Henker zu machen, als wenn Regierungen kommen, die aus Mördern und Dieben bestehen, die ihren Nutzen ziehen aus der Gewohnheit, die ein armer Mann hat, blind zu gehorchen, immer zu gehorchen, zu gehorchen wie eine unglückliche Maschine, gegen die Stimme seines Herzens.

Hier zog er aus seiner Tasche ein rothes Taschentuch, in welches er weinte wie ein Kind. Ich hielt einen Augenblick, um meinen Steigbügel zurecht zu machen, und blieb einige Zeit hinter dem Karren zurück, da ich empfand, er würde sich schämen, wenn ich seine strömenden Thränen allzudeutlich bemerkte.

Ich hatte richtig vermuthet, denn nach etwa einer Viertelstunde kam auch er hinter sein armseliges Fuhrwerk zu mir und fragte mich, ob ich keine Rasirmesser in meinem Mantelsack hätte, worauf ich einfach antwortete, da ich keinen Bart hätte, brauchte ich gar keine. Aber er hatte nur gefragt, um von etwas Anderem zu sprechen. Mit Vergnügen bemerkte ich aber, daß er wieder auf seine Geschichte zurückkam.

Ihr habt wohl in Eurem Leben nie ein Schiff gesehen, nicht wahr? — Keines, sagte ich, als auf dem Panorama von Paris, und ich bilde mir nicht viel ein auf die Seemannskenntniß, die ich daher geschöpft. So wißt Ihr also auch nicht, was der Krahnbalken ist? — Ganz und gar nicht, sagte ich. — Das ist eine Art von Terrasse von Brettern, die über das Vorderschiff hinausragt und von wo man den Anker ins Meer wirft. Wenn man einen Menschen erschießt, läßt man ihn gewöhnlich dahinstellen, setzte er leiser hinzu. — Ah, ich begreife, weil er von da ins Meer fällt! — Er antwortete nicht und fing an, alle Arten von Booten zu beschreiben, die eine Brigg mit sich führen kann, und dann, ohne Ordnung in seinen Gedanken, fuhr er in seiner Erzählung fort mit jenem affektirt gleichgültigen Wesen, das man unfehlbar in langem Dienst annimmt, weil man seinen Untergebenen das Beispiel der Verachtung der Gefahr, Verachtung der Menschen, Verachtung des Lebens, Verachtung des Todes und der Verachtung seiner selbst geben muß; und dieß Alles verbirgt unter einer rauhen Hülle beinahe immer ein tiefes Gefühl. Die Rauheit des Kriegsmannes ist wie eine eiserne Maske über einem edlen Gesicht; wie ein steinerner Kerker, der einen königlichen Gefangenen einschließt. — —

Diese Boote fassen sechs Mann. Sie warfen sich hinein, und führten Laure mit sich fort, ohne daß sie Zeit hatte zu schreien und zu reden. Oh! das ist etwas, worüber ein ehrlicher Mann sich nie trösten kann, wenn er dabei zu thun hatte. Man hat gut schwatzen — so etwas vergißt man nie! — Ach was das ein Wetter ist! Wer Teufel hat mich denn dazu gebracht, das zu erzählen? Wenn ich das erzähle, so kann ich nicht mehr aufhören, das ist aus und vorbei. Es ist eine Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schichte, die mich trunken macht, wie der Wein von Jurançon. Ach, was das ein Wetter ist! Mein Mantel ist durchnäßt!

Ich sprach Euch noch zuletzt von der kleinen Laurette. Die arme Frau! Was gibt es doch für ungeschickte Leute auf der Welt! Der Offizier war so dumm, mit dem Boote gegenüber dem Vordertheile des Schiffs sich zu halten. Und dann muß man freilich auch sagen, daß man nicht Alles vorhersehen kann. Ich, ich rechnete auf die Nacht, um die Sache zu verhehlen, und ich dachte nicht an das Licht von den zwölf zumal Feuer gebenden Flinten. Und meiner Treu, von dem Boot aus sah sie ihren Gatten erschossen ins Meer stürzen.

Wenn es einen Gott dort oben gibt, so weiß er, wie das zuging, was ich Euch erzähle; ich weiß es nicht; aber man hat es gesehen und gehört, wie ich Euch sehe und höre. Im Augenblick des Feuers führte sie die Hand an die Stirne, als hätte eine Kugel sie in den Kopf getroffen, und setzte sich in dem Boot nieder, ohne in Ohnmacht zu fallen, ohne zu schreien, ohne zu reden, und kam wieder auf die Brigg zurück, wann und wie man wollte. Ich ging zu ihr, ich sprach lange mit ihr und so gut ich konnte. Es war als ob sie mich anhörte, und sie sah mich an, sich die Stirne reibend. Sie begriff nichts, und ihre Stirne war ganz roth und ihr Gesicht ganz blaß. Sie zitterte an allen Gliedern, als ob sie vor Jedermann Furcht hätte. Das ist ihr geblieben. Sie ist noch in demselben Zustand, die arme Kleine! Blödsinnig, oder verrückt, oder närrisch — wie ihr wollt. Nie hat man ihr ein Wort abgelockt, außer daß sie manchmal sagt, man solle ihr herausziehen, was sie im Kopfe habe. Von diesem Augenblick an wurde ich so trübselig wie sie, und ich fühlte eine Stimme in mir, die zu mir sagte: Bleibe bei ihr bis ans Ende Deiner Tage und beschütze sie! das hab' ich gethan. Als ich nach Frankreich zurückkam, verlangte ich mit Beibehaltung meines Grades in die Landarmee zu treten, da ich einen Haß gegen das Meer gefaßt hatte, weil ich auf ihm unschuldiges Blut vergossen; ich suchte Laure's Familie auf. Ihre Mutter war todt; ihre Schwestern, zu denen ich die Wahnsinnige brachte, wollten sie nicht und boten mir an, sie nach Charenton zu bringen. Ich kehrte ihnen den Rücken und behielt sie bei mir, — Ach mein Gott, wenn Ihr sie sehen wollt, Kamerad, es kommt nur auf Euch an — da! wartet! Maulthier! he! halt!

Das Maulthier hielt gerne und zugleich hob er das Wachstuch von dem Karren auf, als wollte er das Stroh in Ordnung bringen, das ihn beinahe ganz füllte, und ich sah etwas höchst Jammervolles. Ich erblickte zwei blaue Augen, von außerordentlicher Größe und wunderbar schön geformt, die aus einem blassen Antlitz hervortraten, welches lang und abgemagert und von blonden, ganz glatten Haaren überfluthet war. In der That sah ich nichts als diese beiden Augen, welche an der armen Frau Alles waren, denn alles Uebrige war todt. Ihre Stirne war roth, ihre Wangen hohl und weiß, und hatten bläuliche Flecken. Sie saß mitten in dem Stroh gekauert, so daß man kaum ihre beiden Kniee hervorragen sah, auf welchen sie mit sich selbst Domino spielte. Sie sah uns einen Augenblick an, zitterte lange, lächelte ein wenig gegen mich und fing wieder an zu spielen.

Ich näherte mich mit meinem Pferd dem Karren und bot ihr die Hand; sie reichte mir maschinenmäßig die ihrige und lächelte dazu sehr sanft. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß sie an ihren langen Fingern zwei Diamantringe trug, ich dachte mir, daß dies noch die Ringe ihrer Mutter sein würden, und ich befragte mich, wie doch das Elend sie ihr habe lassen können. Um eine ganze Welt nicht hätte ich diese Bemerkung gegen den Kommandanten aussprechen mögen, aber da er mir mit den Augen folgte und die meinigen auf Laure's Fingern haften sah, sagte er mit einer Art Stolz zu mir: das sind ziemlich große Diamanten, nicht wahr? Sie möchten wohl ihren Werth haben im vorkommenden Fall, aber ich wollte nicht, daß sie sich davon trennte, das arme Kind. Wenn man sie anrührt, weint sie und läßt sie nicht los. Uebrigens klagt sie nie und kann von Zeit zu Zeit nähen. Ich habe ihrem armen kleinen Gatten Wort gehalten, und wahrhaftig, ich bereue es nicht. Ich habe sie nie verlassen und sie überall für meine Tochter ausgegeben, die wahnsinnig sei. Da hat man sie respektirt. Bei der Armee läßt sich Alles besser an, als man in Paris glaubt, ja wohl! Sie hat alle Kriege des Kaiserreichs mit mir gemacht und ich habe sie immer glücklich davon gebracht. Ich hielt sie immer warm. Mit Stroh und einem kleinen Fuhrwerk ist das nie unmöglich. Sie fiel mir nie lästig, im Gegentheil machten ihre Kindereien manchmal die Offiziere des siebenten leichten Regiments lachen. — Darauf näherte er sich ihr und klopfte sie auf die Schulter, wie er seinem kleinen Maulthier gethan hatte. — Nun, meine Tochter, sprich doch; rede etwas mit dem Lieutenant hier; komm, ein kleines Zeichen mit dem Kopf! — Sie machte sich wieder mit ihren Dominosteinen zu schaffen. — Oh! sagte er, sie ist heute ein bischen scheu und verdrießlich, weil es regnet. Aber doch bekommt sie nie Husten. Die Narren, die sind nie krank; das ist eine Bequemlichkeit. An der Beresina und beim ganzen Rückzug von Rußland war sie barhaupt. — Nun, meine Tochter, spiele nur fort; komm, bekümmre dich nicht um uns, thu' was du willst, Laurette.

Sie ergriff seine Hand, die er auf ihre Schulter gelegt hatte, eine große, schwarze und runzlige Hand, führte sie schüchtern an die Lippen und küßte sie wie eine arme Sklavin. Bei diesem Kuß fühlte ich mein Herz zusammengeschnürt und ich lenkte heftig mein Pferd herum.

Wollen wir unsern Marsch fortsetzen, Kommandant? sagte ich zu ihm; die Nacht wird einbrechen, ehe wir Bethune erreichen. — Der Kommandant kratzte sorgfältig mit der Spitze seines Säbels den gelben Koth von seinen Stiefeln, stieg dann auf den Tritt des Karrens und zog Lauretten die tuchene Kapuze eines kleinen Mantels, den sie hatte, über den Kopf. Er nahm seine schwarzseidene Halsbinde ab und band sie seiner Pflegetochter um den Hals, trieb das Maulthier an und wir setzten unsern Marsch fort.

Der Regen strömte noch immer trübselig herunter; der graue Himmel uud die graue Erde dehnten sich endlos aus; eine Art düsteres Licht, eine blasse ganz feuchte Sonne, senkte sich hinter großen Mühlen, die nicht gingen. Wir versanken wieder in tiefes Schweigen.

Ich betrachtete meinen alten Kommandanten, er marschirte mit großen Schritten, mit einer immer gleichen Ausdauer, während sein Maulthier nicht mehr konnte und selbst mein Pferd anfing den Kopf hängen zu lassen. Der brave Mann nahm von Zeit zu Zeit seinen Tschako herunter, um seine kahle Stirne und einige graue Haare auf seinem Haupt zu trocknen, oder seine großen Augenbraunen, oder seinen weißen Schnurrbart, aus dem der Regen tropfte. Er bekümmerte sich nicht darum, welchen Eindruck auf mich seine Erzählung mochte gemacht haben. Er hatte sich weder besser noch schlechter gemacht, als er war. Er hatte es verschmäht, sich selbst zu zeichnen. Er dachte nicht an sich und nach einer Viertelstunde fing er im nämlichen Ton eine noch viel längere Geschichte von einem Feldzug des General

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Massena an. Ich hörte ihm nicht zu, obgleich er sich ganz erhitzte, um mir die Ueberlegenheit des Infanteristen über den Kavalleristen zu beweisen.

Die Nacht kam, wir marschirten nicht schnell. Der Koth wurde immer tiefer. Wir hielten an einem abgestorbenen Baum, dem einzigen auf der Straße. Er widmete seine erste Sorge dem Maulthier und ich meinem Pferde. Dann sah er in den Karren hinein, wie eine Mutter in die Wiege ihres Kindes. Ich hörte ihn sagen; Komm, meine Tochter, lege dies Kleid über deine Füße und versuche zu schlafen! Nun, das ist gut, kein Tropfen Regen hat sie benetzt. Ah, der Teufel, sie hat mir meine Uhr zerbrochen die ich ihr am Hals ließ. Oh, meine arme silberne Uhr! Nun, es ist einerlei; komm, mein Kind, versuche zu schlafen. Es wird bald schön Wetter werden. — Das ist sonderbar, sie hat immer Fieber; so ist es bei den Narren. Komm, da ist Chokolade für dich, mein Kind!

Wir setzten uns, durch den Karren vor dem Regen geschützt, nieder und verzehrten ein wenig Brod. Er bedauerte, daß er mir nichts Besseres anzubieten habe, und sagte: die arme kleine Frau! ihr muß ich doch das Beste geben was ich habe, Ihr seht, daß ich sie immer abgesondert halte. Sie kann, seit der Geschichte mit dem Brief, keines Menschen Nähe leiden. Ich bin alt und sie scheint zu glauben, daß ich ihr Vater sei; trotz dem würde sie mich erwürgen, wenn ich sie nur auf die Stirne küssen wollte.

Wie er mir so sprach, hörten wir sie seufzen und sagen: Nehmt dies Blei heraus! nehmt mir dies Blei heraus! Ich stand auf; er hieß mich wieder sitzen.

Bleibt! bleibt! sagte er, es ist Nichts. Sie sagt das ihr ganzes Leben hindurch, weil sie immer eine Kugel im Kopf zu fühlen glaubt. Das hindert sie aber nicht, Alles zu thun, was man von ihr verlangt, und das mit vieler Sanftmuth.

Ich schwieg und hörte ihm traurig zu. Ich berechnete, daß vom Jahr 1797 bis 1815 achtzehn Jahre so für diesen Mann verflossen waren. — Lange blieb ich neben ihm im Schweigen versunken, und suchte mir Rechenschaft zu geben über diesen Charakter und dies Schicksal. Dann, ohne äußere Veranlassung, gab ich ihm plötzlich einen sehr innigen Händedruck. Er war darüber ganz erstaunt.

Ihr seid ein würdiger Mann! sagte ich zu ihm, Er antwortete: Ha! warum denn? Etwa wegen der armen Frau? Ihr seht wohl ein, mein Kind, daß dieß eine Pflicht war. Es ist lange her, daß ich Selbstverläugnung übe. — Und er fing wieder an mir von Massena zu erzählen,

Am folgenden Tag erreichten wir mit dem Morgen Bethune wo ich durch das Gewühl der Soldaten von meinem Reisegenossen weggerissen und getrennt wurde. Zu meinem großen Bedauern verlor ich die beiden Unglücklichen für immer aus dem Auge.

Das war das erstemal in meinem Leben, daß ich im Grund eines wahren Soldatenherzens las. Diese Begegnung offenbarte mir die Menschennatur, die mir zuvor unbekannt war und die das Land schlecht kennt und nicht gut behandelt; ich stellte sie von nun an sehr hoch in meiner Achtung. Ich habe seitdem oft in meiner Umgebung nach einem Mann gesucht, der Jenem ähnlich und einer solchen völligen, rücksichtslosen Selbstverläugnung fähig wäre. Und während der vierzehn Jahre, die ich in der Armee zubrachte, habe ich nur bei ihr und vorzüglich in den armen und verachteten Reihen der Infanterie jene Menschen von antikem Charakter wieder gefunden, welche das Bewußtsein der Pflicht bis aufs Aeußerste trieben, die weder Gewissensbisse empfanden wegen des Gehorsams, noch Scham über ihre Armuth, einfach in Sitten und Sprache, stolz auf den Ruhm des Landes und unbekümmert um ihren eigenen; die sich gern in ihre Dunkelheit einschlossen und mit den Unglücklichen das schwarze Brod theilen, das sie mit ihrem Blut bezahlten.

Lange Zeit erfuhr ich nicht, war aus dem alten Bataillonschef geworden, zumal da er mir seinen Namen nicht gesagt hatte. Eines Tags, im Jahr 1825 glaube ich, sagte mir im Kaffeehaus, vor der Parade, ein alter Kapitän von der Linie, dem ich ihn beschrieb: Ach, bei Gott, ich hab' ihn gekannt den armen Teufel! Es war ein tapferer Mann; bei Waterloo hat ihn eine Kugel umgeworfen. Er ließ bei dem Gepäck eine Art von wahnsinniger Weibsperson, die wir ins Spital nach Amiens führten, und die dort nach drei Tagen in Raserei starb. — Ich glaube es gern, sagte ich, weil sie ihren Pflegevater nicht mehr hatte. — Ah, bah, Vater! was sagt Ihr da! entgegnete er mir in einem Ton, der schlau und zweideutig sein sollte. Ich sage, man schlägt den Rappel, versetzte ich hinausgehend. — Und auch ich habe Selbstverläugnung geübt!

Alfred de Vigny.

Lord Byron in Pisa.

(Aus einem Schreiben des Herrn von Poujoulat an die Quotidienne.)

Pisa, den 30. December 1838.

Auf unseren Spaziergängen am Kay längs des rechten Ufers des Arno komme ich oft an dem Pallaste Lafranc vorüber, den Lord Byron im Jahre 1822 bewohnt hat. In einem jüngst erschienenen Romane wird gesagt, daß die Habgier gegenwärtig die Erinnerung des englischen Poeten in diesem Pallaste auszubeuten suche. Dem ist nicht so. Seit dieser Pallast von Lord Byron bewohnt gewesen, hat ihn ein reicher und vornehmer Herr aus Toscana angekauft, der ihn selbst bewohnt und der Habgier seine Pforten nicht erschließt. Wollen Sie wissen, wie der Verfasser des Child-Harold zu Pisa lebte? Er stand sehr spät auf, weil er des Nachts arbeitete: um 3 Uhr Morgens münzte er, seinem eigenen Ausdrucke nach, in seiner poetischen Werkstatt. Bekanntlich waren seine Verse Wechseln gleich, in London zahlbar auf Sicht. Er war, wie man sagt, gewohnt, seine Begeisterung an hitzigen Getränken zu entflammen; doch sollte ich meinen, daß das Schauspiel eines bestirnten Himmels wohl eher geeignet war, seine Einbildungskraft aufzuregen, als die besten britischen Spirituosa es vermocht hätten. Um 11 Uhr Vormittags hielt Byron sein erstes Mahl; er hielt sich stets an magere Speisen. Als Grund für seine Diät gab er an, daß Fleischspeisen grausam machten; doch war es hauptsächlich die Besorgniß, zu wohlbeleibt zu werden, die ihn dafür bestimmte. Dieser Mann, den sein Klumpfuß so unglücklich machte, hielt bekanntlich große Stücke auf Schönheit der Formen; er hätte mehrere Jahre seines Lebens darum gegeben, wenn er die idealistische Vollkommenheit eines Apolls hätte erkaufen und sich von einer Mißgestaltung befreien können, die sein Gemüth mit Bitterkeit erfüllte und die vielleicht der erste Grund seiner düstern Laune, seines so tiefen Hasses gegen die Gesellschaft, gegen die Menschen war. Die Art und Weise, in welcher Byron sich seiner Gebrechlichkeit bewußt war, ist wohl die unglaublichste schwache Seite dieser außerdem so großen Natur.

Nach dem Mittagsmahle machte der Dichter, von einigen befreundeten Engländern begleitet, einen Spazierritt in der Um-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gegend von Pisa. Die Cavalcade ergötzte sich in der Regel damit, mit der Pistole nach aufgeworfenen Paolis (eine kleine italienische Münze) zu schießen. Byron schoß sehr gut mit Pistolen und fehlte höchst selten. Gegen Abend kehrte der Trupp zur Stadt zurück. Zwischen 7 und 8 Uhr hielt der Dichter seine zweite Mahlzeit. Die Abende brachte er bei Madame Guiccioli zu, die in einem andern Stadtviertel von Pisa wohnte. Um 11 Uhr kehrte er zum Pallaste Lafranc zurück, und begann aufs Neue seine nächtlichen Arbeiten. So lebte Byron an den Ufern des Arno. Er sah wenig Leute bei sich, und er trieb die aristokratische Geringschätzung bis aufs Aeußerste; doch hinderte ihn das nicht, sich zu den liberalsten Doctrinen zu bekennen, so daß er eine freundliche Einladung des Großherzogs von Toscana mit den mehr als derben demokratischen Worten erwiederte: Ich mag die Könige nicht.

Byrons Leben verstrich in Frieden zu Pisa, bis es am 21. März desselben Jahres 1822 durch einen unangenehmen Vorfall, ich meine das Ereigniß mit dem Sergeanten Masi, das in England so verschiedenartig erzählt worden ist, und das ich Ihnen der strengen Wahrheit gemäß berichten kann, getrübt wurde. Etienne Masi, von toskanischer Abkunft, war Sergeantmajor in der Compagnie berittener Jäger, die der Zeit zu Pisa in Garnison lagen; er ist nicht Ritter unserer Ehrenlegion, wie man gesagt hat, aber er hat zu Napoleons Zeiten mit Auszeichnung unter den französischen Panieren gekämpft. Masi lebt noch jetzt und ist zu Pisa ansässig. Ich wünschte den Mann zu sehen, der durch den Zufall der Ereignisse des menschlichen Lebens einen so ernsten Einfluß auf das Geschick eines großen Dichters gehabt hat; man führte ihn uns zu. Es ist ein Mann von 46 Jahren, von einer offnen Physiognomie, in welcher sich Güte und Rechtlichkeit ausspricht. Er hat uns den Vorfall vom 21. März erzählt; ich will ihn selbst sprechen lassen.

„Es war gegen Sonnenuntergang," sagte uns der Sergeant; „ich kehrte zu Pferde von einem Ritte aufs Land zurück, und war noch eine Viertelstunde von Pisa entfernt, nach der Seite des Thores Alle Piagge: da sah ich vor mir die Straße durch einen Trupp Reiter eingenommen, die langsam der Stadt zuritten: es war dies Lord Byron, in Begleitung seiner Freunde, wie ich nachdem erfahren habe; vorher hatte ich nie von ihm gehört, denn in meinem bescheidenen Garnisonsleben war ich in den dichterischen Renommeen wenig bewandert. Es lag mir daran, baldmöglichst nach Pisa zu kommen, indem ich auf den Abend noch 15 Mann auf Picket zum Theater zu beordern hatte. Ich suchte mir demnach durch den Reitertrupp Bahn zu machen; aber der Weg blieb mir stets gesperrt, und keiner von den Herren wollte ausweichen; ich sah vielmehr, wie sie meiner Ungeduld spotteten und ihre Lust daran hatten, mich zu necken. Endlich riß mir die Geduld; mein Pferd, das sehr muthig war, und das ich bis dahin nur mit Mühe gebändigt hatte, setzte rasch am Rande der Straße über Steinhaufen weg, die da zur Ausbesserung des Weges aufgehäuft lagen. Keiner der Reiter schien auf das Prasseln der Steine unter den Schritten meines Pferdes zu achten; doch kam ich im schnellen Vorbeireiten mit einem der Herren, ich weiß nicht, ob es Lord Byorn gewesen ist, in Berührung, und es fiel ihm durch den Ruck der Hut vom Kopfe. Ich ritt meines Weges weiter, als plötzlich der Reitknecht des Lord Byron im Galopp neben mir hinsprengte und mich absichtlich ziemlich stark ans Bein stieß; doch that ich, als bemerkte ich es nicht, und sagte kein Wort.

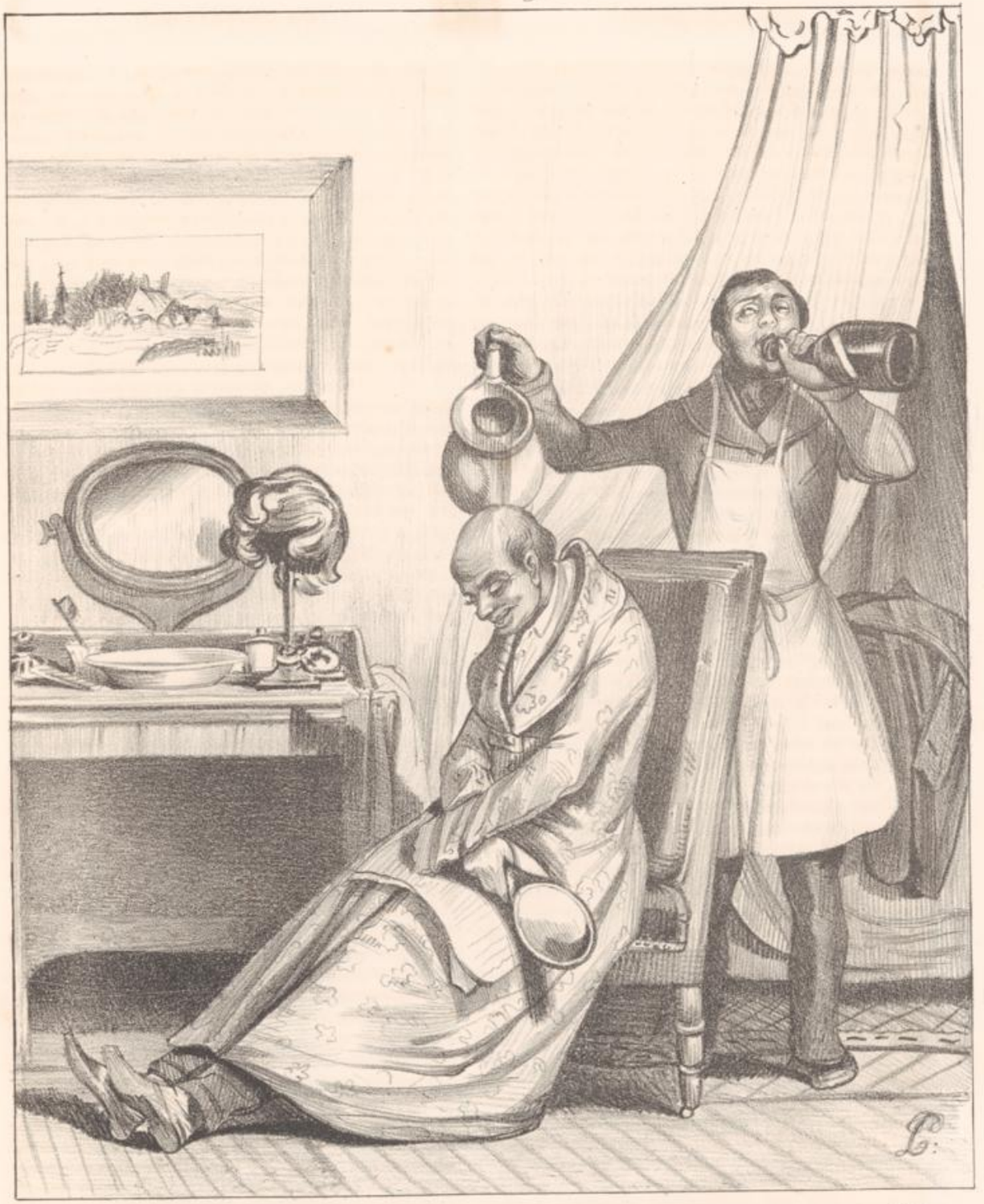
„Einen Augenblick später aber sah ich mich von der ganzen Cavalcade umringt, um, wie die Herren sagten, Satisfaction wegen der Beleidigung, die ich ihnen angethan, zu haben. Lord Byron und ein Oberst mit dickem Schnauzbarte gaben mir ihre Karten und verlangten dagegen die meinige; ich antwortete ihnen, eine Karte hätte ich nicht, aber ich hieße Masi, sei Sergeantmajor in der Compagnie berittener Jäger, und wäre noch nie einem Duell aus dem Wege gegangen. Lord Byron und der Oberst bestanden darauf, daß ich ihnen meine Karte oder mindestens meinen Namen schriftlich geben sollte, ich blieb aber bei der Antwort, mein Name sei Masi, und das müsse ihnen genügen. Ich war damals 30 Jahr alt, kräftig, und ohne Furcht. Plötzlich hieb einer der Reiter mit seiner Gerte nach mir; diese berührte mich kaum, aber ich sah mich insultirt; da stieg mir das Blut zu Kopfe, ich zog von Leder, und schlug sie mit der flachen Klinge sammt und sonders aus dem Sattel. Das ist ein Teufelskerl! sagten die Engländer da, und eine Dame in einem Wagen, die diese Herren zu kennen schien (es war Madame Guiccioli), rief aus, als sie auch den Lord Byron bügellos sah: O Himmel, erbarme Dich unsrer!"

„Als ich die Stadt erreicht hatte, machte ich der Wache am Thore Alle Piagge Anzeige von dem, was mir widerfahren war, und ließ es zu Protokoll nehmen. Als ich dann allein am Kay des Arno weiter ritt, wurde ich gewarnt, daß mein Leben in Gefahr sei, und aufgefordert, den Kay zu verlassen, um über die benachbarte Brücke des Thores Alle Piagge zu reiten. Ich kehrte mich jedoch an diese Warnung nicht, sondern setzte meinen Weg in der Richtung des Pallastes Lafranc fort, nicht wissend, daß Lord Byron dort wohnte. Plötzlich sah ich mich wieder von mehreren Engländern umringt; ich imponirte ihnen aber, indem ich that, als ob ich Pistolen im Halfter hätte, und mit der Drohung darnach griff, daß ich dem Ersten, der mir nahe käme, vor den Kopf schießen würde. Inzwischen sprang einer von ihnen mit einem Pistol herbei; doch hatte ich ihn gepackt, ehe er es hatte abdrücken können und hinderte ihn daran, indem ich ihn fest umklammert hielt. Währenddem war die Stadt in Bewegung gerathen, und das Volk von Pisa wälzte sich dem Pallaste Lafranc zu; inmitten dieses Tumults wurde ich nun von einem Individuum, das aus dem Pallaste des Lords Byron kam, mit einem zweischneidigen Stockdegen durch die Rippen gestochen; ich hatte diesen Menschen nicht bemerkt, und in der großen Aufregung, in welcher ich mich befand, wurde ich meiner Verwundung nur durch das herabrieselnde Blut inne. Man trug mich in das nächste Hospital, und der Wundarzt Vacca, der seitdem verstorben ist, und dessen Grabmal Sie noch auf dem Campo Santo sehen können, erklärte meine Wunde für tödtlich, so daß ich kaum noch vier und zwanzig Stunden zu leben haben würde.

„Den andern Tag schickte Lord Byron mir seinen Wundarzt und hundere Stück Louisd'ors, und ließ mir sagen, das mir widerfahrne Unglück thue ihm sehr leid und meinen Mörder kenne er nicht. Ich ließ den englischen Arzt abweisen und schickte dem Lord Byron sein Geld mit der Bemerkung zurück: ich bedürfte seiner Unterstützung nicht, ich reichte mit meinem Solde aus; übrigens würde ich von ihm Genugthuung fordern, wenn ich genesen sollte, und wenn ich stürbe, so würden sich schon Andere finden, um mich zu rächen. Lord Byron hatte erklärt, er kenne meinen Mörder nicht — es mag sein, daß dem so war, doch war es ein Hausgenosse von ihm. Ich habe schon gesagt, daß die Stadt Pisa in Bewegung gerathen war, und es war dies in einem hohen Grade der Fall: die Studenten hatten sich versammelt, und wollten den Schuldigen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Täuschung.



Deine Idee mit meinem alten Cognac ist vortrefflich, er stärkt die Haarwurzeln, und ich werde nach deinem Rath täglich eine Flasche daran wenden, damit ich die Perrücke bald entbehren kann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heraus haben, und der Commandant von Pisa hatte große Mühe, die Jäger-Compagnie, die ihren Sergeanten rächen wollte, in Zaum zu halten. Der Gouverneur von Pisa ließ die gesammte Dienerschaft des Lords Byron gefangen setzen und allen seinen Gefährten befehlen, die Stadt zu verlassen; ihm selbst wurde einiger Aufschub gestattet. Es währte lange, ehe ich wieder genas, doch bin ich trotz des Ausspruches des berühmten Vacca nicht gestorben, wie sie sehen; indessen ist es immer ein großes Unglück für mich gewesen, indem meine militairische Laufbahn dadurch gestört wurde und ich Familienvater bin. Der Großherzog von Toscana, dem ich mein Abenteuer mehreremale habe erzählen müssen, ist mir mit einer Pension von funfzig Franken monatlich zu Hülfe gekommen. Oft muß ich das alles auch englischen Reisenden erzählen, die mir dagegen gesagt haben, daß in London mehr von mir gesprochen würde als zu Rom vom heiligen Vater."

Während Mast uns seine Geschichte vortrug, belebte sich seine Physiognomie; alle Eindrücke der schon so fern liegenden Momente sprachen sich in seinen Blicken aus, und hin und wieder trat ihm eine Thräne in die Augen. Auch nicht ein bitteres Wort entfuhr dem armen Sergeanten über den Lord Byron.

„Man hat," fuhr Mast fort, „mein Bildniß zu London in Umlauf gesetzt, das in folgender Weise genommen worden ist. Zwei Jahre nach meinem Unfalle hatte ich einen Tabacksladen angelegt; da trat eines Tages ein Engländer bei mir ein und kaufte mir ein Packet Cigarren ab; er bezahlte es sofort, stellte aber die Bedingung, die Cigarren einzeln holen zu dürfen, wie er ihrer bedürfe. So oft dieser Engländer dann kam, sah er mir immer scharf ins Gesicht. Als das Packet Cigarren endlich auf die Neige ging, da hörte ich, daß man ein Bildniß von mir angefertigt habe, und daß es sehr ähnlich sei."

Auf Mast's Aussage waren die Leute des Lord Byron wieder freigegeben worden, ohne daß man dem Mörder auf die Spur gekommen war. Man hat darauf hingedeutet, als möchte Mast wohl auf Byrons Geheiß angefallen worden sein; wir halten dies jedoch für eine der vielen Verläumdungen, womit das Andenken des Dichters, der leider nicht immer tadellos gewesen, überhäuft worden ist. Das Unrecht, was in dieser Sache dem Lord Byron zur Last fällt, dürfte sich auf dasjenige reduciren, was aus der einfachen und wahren Erzählung des toscanischen Sergeanten hervorgeht.

Das unangenehme Ereigniß vom 21. März hatte eine Veränderung der Lebensweise des Lords Byron zu Pisa zur Folge gehabt; seine Gefährten waren zerstreut worden; er war allein zurückgeblieben und dem öffentlichen Unwillen bloßgestellt; auch war es ganz natürlich, daß er gern auf einige Zeit eine Stadt meiden wollte, wo jemand unter den Mörderstreichen litt, die ihm von einem der Seinigen versetzt worden waren. Byron lebte demnach mehrere Wochen in der Nähe von Livorno, zu Montenero; er bewohnte dort eine Villa, **Casa Rossa** genannt, und fand dort seinen Freund Gamba, den Bruder der Madame Guiccioli, wieder vor. Er lebte ein trauriges Leben zu Montenero; seiner theuren Ada beraubt, hing er mit ganzer Seele an eine natürliche Tochter, Allegra genannt, auf die er alle seine Hoffnung gesetzt hatte, in welcher er den Trost seines Lebens fand: aber die arme Kleine, die dem Lord Byron so am Herzen lag, sollte nicht lange auf der Erde weilen: sie starb am 22. April, fünf Jahre und drei Monate alt, zu Bagnocavallo. Es war, als wäre Allegra zum Himmel gefahren, um Gott im Voraus für ihren Vater um Verzeihung zu bitten. Allegras sterbliche Hülle wurde nach England geschickt und dort beigesetzt; der Dichter hatte ihrem Sarge folgende Inschrift gegeben: **Andro a lei, ma ella non ritornera a me.** (Ich werde zu ihr kommen, sie aber wird nicht zu mir zurückkehren.)

Neue Vorfälle, deren Wiederaufzählung hier überflüssig sein würden, veranlaßten einen Befehl gegen den jungen Gamba, Toskana innerhalb drei Tagen zu verlassen. Die Regierung hatte gehofft, Byron würde seinem Freunde folgen; er ließ aber Gamba nach Genua abgehen und kehrte selber nach Pisa zurück. Der Dichter dachte jedoch daran, die Ufer des Arno zu verlassen: aber wohin sollte er seine Schritte wenden? wo ein Asyl suchen? — er wußte es nicht. An seinem Namen knüpfte sich in Europa ein schöner Strahl des Ruhmes, aber auch Verwünschung und Haß hafteten dort daran. Während Byrons Geist in allen Ungewißheiten der Zukunft schwankte, erhielt er die traurige Kunde, daß seine Freunde Shelley und William Smith, als sie am 8. Juli in einer Barke über den Golf von Spezzia fahren wollten, von einem heftigen Windstoß überfallen und ein Opfer der empörten Fluthen geworden waren. Erst nach vierzehntägigem vergeblichem Suchen hatte man ihre Leichen an dem Strande ausgeworfen und vier Meilen von einander gefunden. Shelley war erst 29 Jahre alt, und seine Werke: **Geist der Einsamkeit, Beatrix Cenci,** bekundeten eine hohe poetische Fähigkeit. Dieser Unglückliche war ein Atheist, oder rühmte sich wenigstens, es zu sein; dennoch zeigte er sich in seinen Schriften religiös und schwärmerisch. Sein Herz war besser als sein Verstand.

Nachdem er von den Regierungen von Toscana und Lucca die Erlaubniß dazu erhalten hatte, war Byron darüber aus, den sterblichen Resten der beiden Freunde ihre Ehre anzuthun. Er begab sich zwischen **Bocca di Ferchio** und **Viareggio**, einem kleinen Hafen des Herzogthums Lucca, an den Strand des Meeres und ließ dort zwei Scheiterhaufen errichten, um die Leichen verbrennen zu lassen und dann die Asche zu sammeln. Diese Todten-Ceremonieen währten zwei Tage: am ersten Tage wurde der Körper von William Smith, am zweiten der von Shelley verbrannt. Byron war bei der Ausführung dieser so befremdlichen Handlung insbesondere von Trelawney unterstützt worden. Seit den ferne liegenden Jahrhunderten Etruriens und den alten Zeiten der römischen Herrschaft hatte man Aehnliches nicht im Toscanischen gesehen. Eine solche Scene, die so ganz an die Sitten der Aeneide erinnerte, war schon eines Byrons würdig! Wenn ich ein Maler wäre, mir würde das Schauspiel der an dem öden Strande errichteten Scheiterhaufen, der rauschenden Fluthen des Meeres, des knisternden Feuers der brennenden Fichtenstämme, und die imponirende Perspective der Apeninen am entgegengesetzten Horizonte Stoff zu einem großartigen Gemälde geben. Byron und dessen Gefährten, trauernd und regungslos der Gluth eines italienischen Sommerhimmels bloßgestellt, sollten das ernste Bild in etwas beleben.

Shelleys Asche wurde nach Rom, auf den protestantischen Kirchhof gebracht und neben dem Grabe eines Kindes beigesetzt, das ihm in Italien gestorben war. Die Asche von William Smith wurde nach England gesandt. Diese dem Andenken zweier Freunde dargebrachten poetischen Ehrenbezeugungen waren so zu sagen Byrons Lebewohl für Toscana. Zwei Monate später hatte er sich zu Genua, im Pallaste Albaro, eingerichtet. Dort blieb er bis zu seiner Abreise nach Griechenland, wo ihn der Tod erwartete.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man kann die Zeit von Lord Byrons Aufenthalt zu Pisa als die letzte seiner Begeisterung, als die letzte gute Seite seines Lebens in Europa betrachten. Toscana sah auch die Folge von Zufällen und Widerwärtigkeiten beginnen, die dem Dichter den Horizont des Lebens vollends trübten. Die Monate, die er in Genua verlebte, und welche seiner Abreise nach den hellenischen Ländern vorangingen, verstrichen, wenn auch mit verliebtem Zeitvertreibe gemischt, in bänglicher Unruhe und Spannung. Byron war seines Geschickes überdrüssig; das Abendland hatte keinen Reiz mehr für ihn; es blieb ihm die Wahl zwischen Amerika und Griechenland, und er entschied sich für Letzteres, weil von daher einiger Ruhm ertönte. In seiner abenteuerlichen Pilgerfahrt lag etwas Verzweifelndes: Byron schied aus Europa fast eben so, wie man sich von dem Leben losreißt, wenn es einem gar zu schlecht ergeht.

Ich bin nicht Willens, mich hier weitläufig über Lord Byron, der oft genug beurtheilt worden ist, auszusprechen: ich habe seine Erinnerung zu Pisa gefunden, wie ich sie zu Athen, wie ich sie unfern des Hellesponts fand. Wir haben Männer gehabt, die auch Byrons sein wollten, die ihm aber nicht ähnlicher waren wie diejenigen, die Bonaparte copiren möchten. Solche Männer steigen am Horizonte auf, ohne daß man sie erwartet, streichen unter dem Toben des Enthusiasmus und des Hasses längs des Himmels hin, und fallen der Geschichte heim: das Blatt, das sie anfüllen, ist nicht umzuschlagen. Byron hat viel verflucht, weil er viel gelitten hat: er ist der Ausdruck einer Zeit gewesen, wo der Schmerz unter Vergessenheit des künftigen Geschickes des Menschen gerne alles neu gemacht oder alles zertrümmert hätte.

Byrons Verse werden unvergänglich sein: sie sind bestimmt, der Nachwelt zu lehren, was man alles zu leiden hat, wenn man des Glaubens entbehrt. Die Gesänge des englischen Dichters klingen zu oft wie Harmonieen, die dem Abgrunde entsteigen, und man möchte sagen, daß seine Muse den Tartarus bewohne, den düsteren Tartarus, den uns sein Landsmann Milton beschrieben hat. Dann zeigt Byron sich uns als der Dollmetscher der schlimmeren Seite des menschlichen Herzens; aber er hat auch dessen erhabene, dessen hochherzige Seite gekannt, und deshalb haben sich auch edle Seelen für ihn interessirt, deshalb hat er auch den reinsten Herzen eine zarte Theilnahme eingeflößt.

Bildet nicht das Gebet, das man nach dem Tode der jungen Sommerset in deren Album gefunden hat, ein höchst rührendes und ehrenvolles Denkzeichen aus Byrons Leben? Wegen des Looses des Poeten bekümmert, rief die fromme Frau voll Inbrunst die göttliche Barmherzigkeit für ihn an. Byron war hierüber so gerührt, daß er erklärte, er würde dies Gebet der engelgleichen Frau für sein Heil in jener Welt nicht gegen den vereinten Ruhm von Homer, Cäsar und Napoleon vertauschen.

Tanka.

(Eine Sage der Goralen in Galizien.)

Als ich mich vor einiger Zeit nach Galizien in die Gegend von Sanok begab, um das Schlachtfeld vor Hoszowo zu besuchen, wo Franz Pulawski verwundet worden, lernte ich in dem Dorfe Raba einen Greis kennen, der nach allgemeiner Meinung weit über hundert Jahre alt war. Er war etwas harthörig, im Uebrigen aber rüstig und frischen Geistes. Er erzählte uns von manchen merkwürdigen Ereignissen aus seinem Leben, auch Vieles von des Landes Geschicken. Als wir auf die Tataren zu sprechen kamen, theilte er uns folgende Sage mit, die hier eine Stelle finden mag, um uns darauf aufmerksam zu machen, welchen Schatz wir in unseres Landes Geschichten besitzen, wenn wir ihn nur zu heben verständen!

„In meiner Hütte ist meine Großmutter gestorben, die hat uns manchmal gar wunderliche Dinge von diesem Tatarenvolke erzählt, in dessen Gefangenschaft sie eine Zeitlang geschmachtet hat. Jetzt ist sie schon lange, wohl schon an funfzig Jahre todt, und ich gehöre auch zu einer dauerhaften Gattung. Von dieser meiner Alten weiß ich, daß hier auf dem Berge das Schloß von Hoszowo gestanden hat, ja ich kann mich dessen auch noch recht wohl entsinnen. Dahin retteten sich die Einwohner des Dorfes in Kriegeszeiten. Es war ein altes Gebäude, eine Brücke führte hinauf, die in Ketten hing, und bis heute stehen noch die unterirdischen Gewölbe.

Eines Tages, es war um die Mittagszeit, das Vieh befand sich eben auf dem Felde, da fielen von Ustrzyk her die Tataren hier ein, eine Geisel des Himmels. Der Herr schloß sich in seine Burg ein und wehrte sich, doch die Leute waren draußen auf dem Felde bei der Arbeit, und für diese war an kein Fliehen weiter zu denken. Das Schloß widerstand dem Andrange der Rotte und ist erst zur Zeit der Confoderation abgebrannt, von beiden Dörfern Hoszowo und Raba aber blieben nur drei Hütten stehen. Alles verbrannten und verzehrten die Unbändigen, die Kirche beraubten sie, Sachen schleppten sie zusammen und trieben viele Menschen, besonders Weiber und Mädchen mit sich fort ins Tatarenland.

Als unser Volk zur Besinnung kam, jagte es mit unserem Herrn Wojewoden hinter den Räubern her und brachte richtig Vieles von der Beute, auch die Weiber wieder ins Dorf. Nur Tanka, so hieß meine Großmutter, und ein Mädchen aus Raba, Marynka mit Namen, waren mit einem Haufen schon zu weit voraus, die bekamen die Unsrigen nicht wieder. Meine Großmutter hatte nicht lange vorher meinen Vater zur Welt gebracht und war kaum von dem ersten Wochenbette genesen. Die beiden armen Geschöpfe nun trieb das Tatarenvolk mit sich fort, that ihnen aber sonst nichts zu Leide, außer daß es ihnen rohes Fleisch zu essen gab, welches Beiden ein Gräuel war, weil sie meinten, sie würden deshalb mit solcher Speise gefüttert, um nachher geschlachtet und verspeist zu werden; davor fürchteten sie sich am meisten.

Sie langten endlich in dem Tatarenlande an; sie wurden jede in eine andere Hütte gebracht und nicht so bald zu einander gelassen; auch beten durften sie nicht. Drei Jahre blieben sie gefangen und mußten spinnen und Kinder warten.

Da träumte einmal meiner Alten, daß sie in Raba in der Kirche sich befände, daß da die Tataren einfielen, ihr ihr Kind raubten und es mit dem Messer durchbohrten, so daß sie selbst von dem Blute über und über bespritzt wurde. Sie schreckte über diesen Traum gewaltig auf und erzählte ihn anderen Tages der Marynka. „Der Traum bedeutet Dir offenbar etwas Gutes," sagte diese; „sieh, wie das Blut auf Dich selbst gespritzt ist, so wird sich Dein Blut auch wieder zu Dir wenden, und Gott wird uns aus diesem Elende erlösen."

Tanka fand wenig Trost in dieser Deutung; sie grämte und härmte sich ab und verging fast vor Sehnsucht nach ihrem Kinde. Sie aß nicht, sie schlief nicht, und war nach einem Monat so abgezehrt, als wenn sie drei Jahre vom Fisberfrost ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schüttelt worden wäre, ja den Tataren selbst fiel ihr Zustand auf.

„Wir wollen fliehen! wir wollen fliehen!“ sagte oftmals Marynka.

„Wenn sie uns aber einholen, wenn sie uns einholen und uns ermorden“, erwiederte Tanka.

„Ei, mögen sie auch, ist doch unser Elend schon groß genug“, versetzte Marynka, und dann vergoß wieder Eine über der Anderen herbes Schicksal bittere Thränen. Mehr als einmal hat nachher meine Großmutter zu meinem Vater gesagt: „Baden könnte ich Dich in den Thränen, die ich über Dich geweint habe.“ — Endlich faßten sich Beide ein Herz und verabredeten mit einander, daß Marynka heimlich Reisevorrath sich verschaffen sollte: wenn nun Tanka Nachts bei ihr anklopfen würde, so sollte sich Marynka aus der Hütte schleichen und dann wollten sie die Flucht wagen.

Nun traf es sich, daß Tatarische Festtage einfielen, die ganze Horde weitweg nach ihrem Tempel zog und Tanka allein mit einem Kinde zurückblieb, das etwa neun Jahr alt war. Die Abwesenheit der Tataren sollte drei Tage dauern, indessen war Tanka aufgetragen Essen zu bereiten und Brod zu backen. Sie heizte den Ofen, der nach der Weise des dortigen Volkes von ungeheurer Größe war.

Während meine Alte sich nun so bei dem Ofen zu schaffen machte, da that ihr das Tatarenbalg allerhand Schabernack an, da stieß es sie, ————, da setzte es sich ihr auf den Nacken und wollte auf ihr reiten, da verlangte es zuletzt, auf seinem Kinderwagen in der Stube umhergefahren zu werden. Hierüber geräth meine Tanka außer sich, das Blut dringt ihr zu Herzen, besinnungslos wirft sie das Kind auf den Wagen und geradeweges geht's mit dem Kinde nach dem Ofen, mitten in das Feuer hinein. Nur einen Schrei vom Kinde hat sie gehört. Sie warf die Thür zu, griff nach ihrem Bündel und einem Tatarischen Messer und rannte aus der Hütte. Nun erst fielen ihr die Folgen ihrer That aufs Herz, denn wohin sollte sie sich wenden? Es dunkelte ihr vor den Augen. „Weh! mein armes Blut!“ rief sie, „Weh! Was hab' ich gethan!“ Vor ihr lag die weite offene Steppe, über die war ein Entrinnen unmöglich und nirgend bot sich ein Schlupfwinkel dar.

Nach kurzem Besinnen jedoch kam Tanka auf einen Gedanken, der glücklich zu ihrer Rettung führte. Eine Strecke von der Hütte war eine Hürde, in welche die Tataren zuweilen ihre Heerden trieben. Damals befanden sich nur einige alte Stuten darinnen, die mit der Heerde nicht mehr mitzugehen vermochten. Dahin lief meine Alte, schnitt einer Stute die Kehle durch, schlitzte ihr den Leib auf und trug die Eingeweide beiseits, damit die Vögel sich nicht versammeln und sie verrathen möchten; dann kroch sie selbst in das Thier. Marynka wußte von dem Allen nichts.

Gegen Abend kommen die Tataren zurück. Sie suchen umher und finden ihre Magd nicht, vermeinen, sie sei mit dem Kinde zu der Marynka gegangen und setzen sich zu Tische. Sie wollen das Essen aus dem Ofen hervorholen, ja! Alles ist zu Kohlen verbrannt. Ein Tatarenweib schaut näher zu und findet ein Ringlein des Kindes. Da begann's Lamentiren! Die Männer wieder aufs Pferd in die Steppe hinaus, hinter der Magd her; die Magd aber liegt in der Stute. Die Weiber stürzen zur Marynka, um sie zu ermorden. „Sag' an, wo ist Tanka? Du weißt es, sprich, oder wir schlagen Dich todt!“ Die Arme wurde erschrecklich zugerichtet, aber wie konnte sie verrathen, was sie nicht wußte?

Erst am andern Tage ritten die Tataren wieder heim, meine Alte hörte sie in ihrem Verstecke; sie ritten langsam und mißmüthig darüber, daß sie die Magd nicht wiederbekommen hatten. —

In der folgenden Nacht, da Alle im tiefsten Schlafe lagen, erhob sich Tanka und schlich den Hütten zu. Puk! puk! erschallte es an dem Fenster, unter dem Marynka schlief. Die raffte sich auf, nahm, was sie zunächst erfassen konnte, und fort!

Damals hätte, wer noch kein Wunder gesehen hat, eines inne werden können, denn wunderbar ist, was sich mit diesen beiden armen Geschöpfen zugetragen. Als nämlich Tanka, meine Großmutter, fortgeschleppt wurde, da lief auch ein Hündlein, das die Leute Sora benannt hatten, mit ihr fort bis ins Tatarenland. Es war meiner Alten wenigstens zuweilen wohl ums Herz, da sie ein Geschöpf um sich hatte, das mit ihr aus einer Heimath stammte. Des Nachts wich diese Sora nicht von der Streu meiner Alten, und doch war sie zu dem Verstecke derselben nicht gekommen.

Als nun Tanka an das Fenster pochte, da lief auf einmal auch die Sora herbei; sie fing an gräßlich in den Wind hineinzuheulen und gesellte sich den Fliehenden zu. — O, nimmer wäre den beiden schwachen Weibern ihre Flucht geglückt, wäre nicht diese Sora bei ihnen gewesen. Da rannte sie voraus und erwitterte, was sie nicht zu sehen vermochte; da lief sie wieder zurück, ob etwa dort Gefahren zu erspähen wären. Nachts hielt sie Wache und mit Tagesanbruch war sie wieder munter voran. Kurzum, wie sie von Anfang an den Weg gewiesen, so führte sie die Frauen richtig aus den Steppen. Gott weiß, welche Strecken Weges sie mögen durchwandert sein, bis sie in das Land der Kosacken sich durcharbeiteten. Da war schon das Schwerste überstanden: nachher ging's durch das Wolochische Land schon leichter und Sora immer voran.

Endlich waren sie nur noch zwei Meilen von unserem Dorfe Raba entfernt, nun stürzte Sora wie rasend voran, kein Rufen half, so daß Tanka zur Marynka sagte: „Schade um unsere Sora, sie ist toll geworden.“ Die aber kam durch das Dorf gelaufen, geradezu auf unsere Hütte los, und heulte und sprang auf dem Hofe umher. Eben kamen die Leute aus der Messe, denn das geschah des Sonntags, da gab's ein Gewundere und Gerede, daß Sora wieder da wäre, aber Tanka nicht. Bis gegen Abend, da die Vesper eben vorbei ist, auch die Tanka zum Vorschein kommt. Jetzt ließ unser Propst Michael, der das Tatarenjoch auch gekostet hatte, mit allen Glocken läuten, das Volk aus der ganzen Nachbarschaft, aus dem Dorfe und von dem Hofe lief herzu, auch der Mann der Tanka, mein Großvater nämlich, und mit ihm sein Kind, das im Dorfe nicht anders als die „Tatarenwaise“ hieß.

Dies Kind war ebenfalls wie durch ein Wunder von den Tataren verschont geblieben. Denn als die Menschen sich nach dem Abzuge des Raubgesindels wieder ins Dorf wagten, da fanden sie das Kind den zweiten Tag unter einem Birnbaume liegen, ihm hatte weder ein Tatar, noch das Feuer geschadet, es war gesund, nur fast ganz verschmachtet. Der Herr nahm es zu sich aufs Schloß und zog es auf, als wenn es sein eigen wäre, und das Volk benannte es die Tatarenwaise.

Wie nun die Leute die Tanka wiedersahen, und das Waisenkind neben ihr, da fingen sie an zu schluchzen und sich zu freuen und zu beten und nach Allem zu fragen. Marynka aber sagte: „Hab' ich Dir's nicht gesagt, daß Gott uns aus dem Elende erlösen, und daß Dein Blut sich wieder zu Dir wenden wird?“ Doch Tanka hörte von dem Allen nichts, sondern drückte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ihr Kind fest in ihre Arme und sank an der Schwelle vor der Kirche zu Boden. Auch Marynka lag ausgestreckt da. Der Probst las über ihren Häuptern das heilige Evangelium ab, und sprach ihnen Trost ein, meine Alte aber konnte sich nicht wieder erheben und mußte mit dem Kinde, das sie nicht loslassen wollte, in die Hütte getragen werden.

Sie erholte sich überhaupt nur langsam von den ausgestandenen Schrecken. Ja Beide, Tanka sowohl wie Marynka, behielten Zeit ihres Lebens ein schreckliches Geheimniß auf ihrem Gewissen; sie offenbarten es Niemandem und haben es mit sich ins Grab genommen. Es war grausenhaft, was sich zuweilen mit ihnen zutrug. So lange es Tag war, ging es noch an; aber wenn die Sonne hinter die Berge herabgesunken war, da quälte sie Etwas, da ging Etwas mit ihnen um, und sie weinten und schmiegten sich an einander und keine konnte die Nacht ohne die Andere zubringen. Was sie mit einander sprachen, das konnte kein Mensch verstehen, noch gedachte er sich daran zu trösten. So viel ist sicher, der Fluch der Tatarenweiber lastete auf ihnen, und der peinigte sie bis an den Tod. Marynka starb zuerst; meine Alte lebte noch lange und sagte gar oftmals zu uns: „Meine Kindlein, fallen die Tataren wieder einmal hier bei Euch ein, so nehmt Euch lieber das Leben, stoßet Euch ein Messer ins Herz, rennt ins Feuer oder ins Wasser, nimmermehr aber vertraut Euer Blut den Händen dieser Ungläubigen an. (Mag. f. Lit. d. Auslandes.)

Perditus Mutton.

Erstes Kapitel.

Perditus Mutton saß in seinem einsamen Zimmer und hatte seine ernsten Blicke auf die heutige Nummer der „London-Post„ geheftet — es war der 5. November des Jahrs 1760.

„Eine Netzhaut von einem Kind — zu verkaufen um fünf Guineen. Man wende sich an Mariam Birdseye, Hogelane, Shoreditch.“

Dies, Leser, war die goldne Zeitung, welche plötzlich dem entzückten Auge Perditus Muttons sich darstellte. Nun muß man wissen, daß Perditus Mutton seit langer Zeit mit dem Gedanken sich trug, ein Reisender zu werden. Er hatte die Wunder von Mandeville und Purchas, von Hakluyt und Coryate gelesen; er hatte kein Weib, das ihn zurückgehalten hätte in ihren weißen Armen, keine Kinder die sich an seine Rockschöße geklammert hätten, keine Hausgötter, ihn an seinen Herd zu fesseln. Deswegen wollte er fahren über die gefährliche See, er wollte mit eigenen Ohren hören das Singen der Seejungfrauen; er wollte, hinwandelnd über die Ebenen Asiens, mit eignem Auge die Einhörner grasen sehen. Hier war Alles langweilig, kalt, farblos — dort war Alles lustig, farbig strahlend. Perditus hatte ein argloses Gemüth, ein leichtgläubiges Herz mitgebracht zu den Erzählungen seiner Lieblingsreisenden — sie waren ihm Orakel der Wahrheit gewesen; die von ihnen berichteten Wunder waren in seinem Gehirn wie mit eisernem Griffel in Felsen geschrieben. Er hatte sich ganz zum Jünger jener Hohenpriester des Fabellandes der alten Reisenden gemacht — jener ernsten Erzähler von unerhörter Herrlichkeit; jener Träumer (cum privilegio) rosiger Träume. Trefflicher Marko Polo! ruhmwürdiger Mendez Pinto! autorisirte Schwarzkünstler, rechtmäßige Zauberer! harmlose Betrüger! Männer, die gesehen, wie der Phönix sich in seinem würzigen Nest verbrannte und Zeugen waren von der Geburt des verjüngten Vogels!

Ja, für Perditus Mutton war der alte Reisende die Wahrheit selbst auf der Pilgerfahrt. Perditus hatte Huldigung geschworen dem Glücklichen, welcher den Gesang der Sirenen belauscht — der Heere von Pygmäen hatte auf Kranichen reiten sehen — der wußte, daß der Strauß seine Eier durch die Gluth seiner Augen ausbrüte; der gesehen, wie ein König durch den Blick eines Basilisken getödtet wurde — und wie ein Stachelschwein mit einem geschickt geschleuderten Stachel das Herz eines brüllenden Löwen durchbohrte. Seit langer Zeit hatte Perditus beschlossen, auf Reisen zu gehen. Aber mitten in seinen hochfliegendsten Hoffnungen empfand er einen Schmerz, der ihn wieder auf die Erde zurückbrachte. England war, unglücklicherweise, eine Insel, und schwer fiel es ihm aufs Herz, wenn er an das treulose Meer dachte. Wenigstens jährlich dreimal hatte er, seit zehn Jahren, von Sturm und Schiffbruch geträumt und war aufgewacht unter dem Stöhnen und Brausen des Sturmes. „Die Netzhaut eines Kindes! fünf Guineen!“ Er wollte stracks nach Hoglane, Shoreditch, gehen, und so selbst dem Verhängniß Trotz bieten; daß er früher nie an dies Amulet gegen das Ertrinken gedacht hatte, schien ihm jetzt mehr als bloßer Zufall. Es war offenbar, daß sein böser Genius — diesen Morgen nicht recht auf der Hut — ihn bisher ganz die erprobten, trefflichen Eigenschaften einer Netzhaut hatte übersehen lassen. Doch hatte er nunmehr über den Feind triumphirt und er wollte ohne Zeitverlust den Schatz aufsuchen.

Perditus stand auf und trat ans Fenster; der Regen fiel in Strömen von einem braunen Himmel, und obgleich Perditus vom dritten Stockwerk eines geschäftigen Barbiers auf dem Strand herabsah, erblickte er doch keine Kutsche. Er drehte sich auf den Absatz herum und mit einem Schritte stand er an dem Kamin. Er hatte seine Fahrt nach Hog Lane bis auf günstigere Witterung verschieben wollen, als sein Auge auf ein, wahrscheinlich apokryphisches Bild des Priesterkönigs Johann fiel. Mutton wähnte, er sehe den geheimnißvollen Monarchen die Stirne runzeln über den Verzug — ohne Zweifel mußten sich viele Liebhaber zu der Netzhaut finden — er schämte sich seiner Weichlichkeit — nahm seinen Hut — seinen alten Mantel — und trat hinaus in die Sündfluth.

Wir müssen nun auch einige Worte sagen zur nähern Schilderung unsers abenteuernden Helden. Er hatte keinen Verwandten auf der Welt; er erbte achtzig Pfund jährlich von einer Tante, die ihn beinahe von seinen frühesten Jahren an erzogen; und zur Zeit unserer Geschichte war er ein Junggeselle von 32 Jahren, obgleich, wegen sehr früher Kahlheit und gewisser natürlicher Scharlachstreifen in seinem Gesicht, eine Jury von Matronen ihm ohne Zweifel mehr als Vierzig gegeben hätte. Sein Gesicht sprach keine heftigeren Leidenschaften aus; in der That, als Perditus Mutton einmal seine gebogene Nase aus seinem engen Fenster auf die Straße hinausgestreckt hatte, war er von einem frechen Vorübergehenden mit einem gewaltigen welschen Hahn verglichen worden, der aus dem Hühnerstall nach seinem Futter sich umschaue.

Was sein geistiges Wesen betrifft, so zeichnete er sich hierin aus durch ausnehmende Leichtgläubigkeit und mehr als weibliche Weichheit. Nüchtern und mäßig, wurde er sprüchwörtlich den Ausschweifenden und Unordentlichen als Muster vorgehalten. Oft riefen die Nachbarn der Mrs. Beard, der Frau des Nathaniel Beard, des Barbiers, zu; „sie haben einen wahren Segen an einem solchen Miethsmann.“ In der That war dies Lob

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nicht zu viel für ihn; man hätte in dem Hause wohl Mäuse hören können, aber nie den Mutton. Und war dies — hören wir die Leser rufen — ein Mann für's Reisen? Dies ein Mann, der sich unter die Menschenfresser wagen konnte? Aber wie oft begegnen Einem solche betrübende Widersprüche!

Perditus schritt mannhaft zu und betrachtete es als eine günstige Vorbedeutung, daß er, als der Regen aufhörte, kaum bis auf die Haut naß war. Fünfzig Kutschen waren jetzt da; aber nun wollte er sich trocken gehen; mit diesem Entschluß setzte er seinen Weg fort. Der Regen hatte aufgehört, aber es war November und ein tüchtiger, handgreiflicher Nebel, so dicht wie ein Wollsack, senkte sich auf die Stadt. Perditus tappte im Nebel weiter und obgleich blind und beinahe erstickt von den stinkenden Dünsten, sah er doch die Fackeln der Leuchtbuben vermöge seiner Einbildungskraft für Feuerfliegen Hindostans an und meinte die Wohlgerüche der Molukken zu athmen. Sein Herz war im Orient, während er sich nach Shoreditch durchschlug.

Mit der unüberwindlichen Rüstigkeit eines angehenden Reisenden hatte Perditus Cheapside erreicht. Er hatte für unmöglich gehalten, daß der Nebel noch zunehme! aber er hatte mit großer Sachunkenntniß geurtheilt. Er stand jetzt still und schnappte nach Luft. „Eine Leuchte!" schrie ein Kind mit pfeifender Stimme — „Eine Leuchte, Ihr Ehren?" und bei dem gelben Schimmer der Leuchte sah Perditus zwei rollende, schwarze Augen und den grinsenden Mund eines Knaben, der wie ein kleiner Kobold seine Lust zu haben schien an dem Koth, Qualm und Dunkel um ihn her. „Eine Leuchte, Ihr Ehren?" krähte er schrillend zum dritten Mal, machte einen Luftsprung, schwenkte seine Fackel und jolte vor Vergnügen. Perditus war ganz verblüfft über die wilde Freude des kleinen Springers.

„Mein Lieber," sagte Mutton und er hätte sich derselben Worte bedient, wenn er einen Pavian angeredet hätte — „mein Lieber," wiederholte er mit seiner Stimme von nur Einer Note — „mein Lieber" — und er hustete, bis er beinahe vor Nebel erstickte.

„Man nennt mich Pups," sagte der Knabe mit höhnischer Ungeduld über Muttons zärtliche Worte — „Pups!" und wieder machte er einen Sprung und schwenkte die Fackel.

„Weißt du den Weg nach Shoreditch, mein Lieber?" fragte Perditus.

„Hinter sich und seitwärts, wie Ihr's verlangt," sagte der bereitwillige Pups.

„Ein außerordentliches Kind!" dachte Mutton. „Geh zu, mein Lieber;" und Mutton schritt weiter, während der Knabe in kurzen Sprüngen vor ihm herüber und hinüber tanzte. „Was ist dein Vater, mein Lieber?" fragte Perditus nach einer kleinen We le.

„Kann's nicht sagen," antwortete Pups und fing an zu pfeifen wie ein Kanarienvogel. „Kannst's nicht sagen! Nun, was ist sein Geschäft? Was treibt er? He, mein Lieber?" und Mutton sprach in ganz liebkosendem Tone. „Könnte es wahrhaftig nicht sagen," antwortete Pups. — „Warum nicht, mein Kind?" — „Der Vater ist todt," versetzte Pups, und wieder begann er gewaltig zu pfeifen und mit neuer Lebhaftigkeit zu tanzen. Die kindliche Gleichgültigkeit des jungen Pups erzeugte einen leichter Schauer bei dem zartfühlenden Perditus. „Der arme kleine Bursche! Vielleicht entbehrte er auch, wie ich, immer des Segens, einen Vater zu haben!" So groß war die Menschenfreundlichkeit unsers Helden. „Und wie verdienst du dein Brod?" — „Nun, ich verdiene es mir im Winter bei den Nebeln; aber nur giebt's jetzt keine solche Nebel mehr, wie sonst; als meine Großmutter ein Kind war, da dauerte einmal ein Nebel drei Wochen; aber manche Leute, wißt Ihr, sind eben zum Glückhaben geboren. Das war eine Zeit, sagt sie, da hätte sich jeder Gentleman geschämt, wenn er nicht hätte davon erzählen können, daß er um eine Uhr gekommen sei — so finster war es!" — Mutton fuhr instinctmäßig mit der Hand nach seiner Uhrkette und sagte dann sanft: „In der That!" — „Aber jetzt geht das Gewerbe gar nicht mehr. Und die Flotte ruinirt uns Leuchtbuben vollends," sagte Pups kleinmüthig. — „Die Flotte, mein Knabe? wie so?" fragte Mutton. — „So viele Schiffe — machen das Pech so theuer. Und der Hanf geht auch jeden Tag mehr hinauf," klagte der Zottelbär. — „Wahrhaftig; und weißt du auch den Grund davon, mein Freund?" — „Einer meiner Freunde sagt, weil es in den Sitzungen jetzt so hitzig zugeht. Wenn die Sachen in dieser Weise fortdauern, müssen wir Wachskerzen nehmen." — „Weißt du den Weg nach Hog Lane Shoreditch, mein Lieber?" fragte Mutton. — „Ganz besonders gut zur Essenszeit," antwortete Pups, und fing wieder an zu tanzen in der Erinnerung an diese glücklich Stunde.

„Warum zur Essenszeit?" fragte Perditus. „Lebst du vielleicht dort?" — „Nein ich nehme dort nur meine Mahlzeit ein; ich lebe im West-End. Wollt Ihr nach Hog Lane?" — „Ja das ist meine Absicht; ich hoffe, du kennst den rechten Weg." — „Wenn ich blind wäre, könnte ich ihn angeben nach dem Geruch," sagte der unfehlbare Führer und eine Pause von einigen Minuten trat ein, während welcher Mutton nachsann über das trostlose Schicksal des kleinen Pups, und der kleine Pups rückwärts schielte nach Muttons Uhrkette. — „Kennst du eine Frau in Hog Lane, welche Birdseye heißt?" fragte Mutton. — „Seit vielen Jahren," war die kurze Antwort. „Seit vielen Jahren! ei du bist ja noch nicht viele Jahre alt, mein Lieber?" — „Dafür kann ich nichts — aber sie ist meine Großmutter." — „Deine Großmutter?" — „Und das ist ihr Haus," sagte der junge Pups, indem er mit Perditus Mutton stehen blieb vor einer Hütte, der Residenz von Miriam Birdseye, der Besitzerin der Netzhaut. Mutton stand im Begriff, an die Thüre zu pochen, als Pups sich davor hinstellte, seine Fackel senkte, damit ihr Licht voll auf seine offen ausgestreckte Hand falle und Mutton bedeutungsvoll ins Gesicht sah. „Wir sehen uns vielleicht nicht wieder, Ihr Ehren," sagte Pups; worauf Mutton, ein Sixpencestück aus der Tasche ziehend, mit einem mitleidigen Seufzer ob der Verwahrlosung des zerlumpten, schuhelosen Zottelbärs, ihm die Münze in die Hand legte und auf dem Punkte war, die Habe mit weisem und wohlmeinendem Rath zu begleiten, als der schlaue Junge das Silberstück mit den Zähnen faßte, sein Wohlgefallen über den metallischen Wohlgeschmack mit pfiffigem Gesicht zu erkennen gab und plötzlich verschwand. Mutton sah sich um — Alles war finster. Er krümmte die Finger, um an die Thür zu klopfen, aber er blieb mit erhobener Hand stehen, der Bewegung beraubt durch eine innen halb singende, halb predigende Stimme. Er horchte, aber er konnte keine Worte unterscheiden, und dann hörte plötzlich der Ton auf. Befand er sich an der Schwelle eines elenden alten Weibes — einer schmutzigen Hexe, die sich für den Sabbath salbte. Er hörte Tritte — nein! es war sein eigenes im Dunkeln hoch pochendes Herz. Eben wollte er wieder sich in den Nebel stürzen, als er durch eine Frage aus dem Innern der Hütte an die Schwelle gebannt ward: Wer ist da? wurde gefragt — in gastlichen Tönen, wie es Mutton bedünkte, und eh' er noch antworten konnte, ging die Thüre auf.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Kapitel.

„Tretet herein," sagte ein kleines altes Weib. „So viel ich sehen kann, seht Ihr einem Gentleman gleich; tretet ein." Mutton, ermuthigt durch die seiner äußern Erscheinung gezollte Höflichkeit, trat in die elende Hütte. Ein Feuer brannte roth auf dem Herd und ein Binsenlicht flackerte in dem düstern Zimmer. „Setzt Euch, Sir," sagte das alte Weib und brachte Perditus einen Stuhl ohne Polster. Mutton setzte sich gehorsam in das Gestell und legte seinen Hut auf den Boden. Wie er saß, war sein Gesicht gerade in gleicher Linie mit dem Gesicht des vor ihm stehenden alten Weibes. Perditus sah nie rosenfarbener aus; sein Gesicht, von der Flamme beleuchtet, glühte wie die Wangen eines Apfels; das der Alten war weiß wie Mehl und in ihrem dunkelschwarzen Auge war ein Glanz, der unsern Helden blinzen machte, als er ihm begegnete. „Sie muß bessere Tage gesehen haben," dachte Perditus, als die alte Dame wie eine Zwergkönigin ganz stattlich sich vor ihn hinpflanzte. Eine Minute lang herrschte Stillschweigen und Jedes prüfte das Aussehen des Andern. Endlich sagte Mutton, mit seinem unbehaglichen Stuhl rückend: „Ich lese die London-Post." Die Alte verließ, mit einer bedeutungsvollen Gebärde, aber ohne ein Wort zu sagen, Perditus und ging hinter einen Vorhang, der die Hütte in zwei Hälften theilte. Unser Held sah sich ängstlich um. Sollte das alte Weib nur vor sich hin gesprochen, gesungen haben? Es war nicht einmal eine Katze auf dem Herde. Das Weib kam wieder hinter dem Vorhang hervor. Sie näherte sich Perditus, legte ein kleines Päckchen in seine Hand und sagte: „Fünf Guineen." — „Ihr steht für die Aechtheit?" fragte Mutton, indem er den Schatz aus seinen vielen Umwicklungen befreite. „Es ist sehr wohlfeil," bemerkte das Weib, und gab sich die Miene, als verachte sie jeden Zweifel an der Aechtheit. Mutton wickelte seine Kostbarkeit wieder ein, steckte sie in die Tasche und zog seinen Beutel. Er zählte die Guineen der Alten in ihre magere Hand. Wie er die letzte hinzählte, vernahm man ein Pochen an der Thüre. Nach einem Augenblick trat ein großer, dürrer Mann, mit gräulichem Haar und erdfarbigem Gesicht in die Hütte.

„Wie ist's damit?" fragte der Besuch die Alte, ohne sich um Muttons Anwesenheit zu kümmern; „Wie ist's damit?" Die Alte, den Finger erhebend, verschwand hinter dem Vorhang und der Fremde folgte ihr. Perditus hörte ein Geflüster und dann, wie ihn däuchte, das Klingen von Geld. Die Beiden kamen wieder zum Vorschein. „Behaltet es im Sinn, Alles aufs Beste!" sagte die Alte und der Mann entfernte sich wieder, mit pfiffigem Gesicht Beifall nickend. Das Weib hielt die Thüre offen und sah Perditus Mutton an; unser Held nahm seinen Hut und verließ, im Besitz der erkauften Netzhaut, mit einem neuen Geiste die Hutte.

Unter andern Tugenden hatte Mutton sich durch die Würde seines Gangs ausgezeichnet. Die Bildsäule des Don Guzman hatte keinen regelmäßigeren, keinen majestätischeren Schritt. Wie seltsam also mußte es ihm selbst erscheinen, daß er Hog Lane hinunterkapriolte mit der Beweglichkeit eines Tänzers, der den Mohrentanz aufführt! Es kam ihm vor, als hätte er die Herrschaft über seine Gliedmaßen verloren, denn wider Willen hüpfte er immer springend und tänzelnd die Straße hinab, mit den Fingern schnalzend, und zu seinem eigenen Erstaunen, Bruchstücke von Liedern summend, die in guter Gesellschaft durchaus nicht geduldet waren; — es war sehr — sehr seltsam; und doch lag in dieser Zügellosigkeit ein Reiz, der etwas für ihn Angenehmes hatte. Endlich fand sich Mutton in Cheapside, und der Nebel, der sich einigermaßen gelichtet hatte, zog jetzt wieder seine pestartigen Dünste zusammen. Ein Mann mit brennender Fackel trat zu unserm Helden. „Befehlen Ihr Ehren eine Leuchte?" — „Hole Euch — —!" rief Mutton, und führte zu seinem eigenen Erstaunen einen halb scherzhaften Schlag nach dem Hut des Fragenden; einen Schlag, der den Rand des Hutes auf den Hals seines Besitzers herabdrückte. Nach diesem sprang Mutton kichernd weiter, obgleich ihn ein geheimes Gefühl von der Unziemlichkeit dessen, was er gethan, beschlich. Als er St. Pauls Kirchhof betrat, wurde er ungewöhnlich ernst; mit jedem Schritt kam eine tiefere Traurigkeit über ihn. War es Bewunderung der Kathedrale, des riesigen Werkes der Baukunst? Wir glauben nicht, denn er konnte sich einiger verstohlenen Blicke nach den Fenstern eines Silberarbeiters nicht enthalten; und mehr als einmal blieb er mit einer Empfindung wie Neid neben einem Gentleman stehen, der ziemlich unklug seine goldene Tabacksdose in dem Nebel sehen ließ. Nun war Mutton jederzeit ein Feind vom Schnupfen gewesen; aber er wußte nicht wie es kam — es dünkte ihn fast, als habe er an der Dose Geschmack gefunden. Vorsichtig wie eine Katze schlich Mutton Ludgate-Hill hinab, und jeden Augenblick — vielleicht war der Nebel schuld — wurde ihm das Athmen schwerer. Als er an Old-Bailey vorbeikam, war ihm, als müßte er ganz ersticken; er eilte Fleet-Street zu, und zu seinem Erstaunen, kam ihm jetzt vor, daß er mit jedem Schritt bessere Luft einathme, obgleich der Nebel immer dicker wurde. Er hatte Templebar erreicht, und nie war ihm besser zu Muth gewesen, wie der Leser abnehmen kann aus einem Vorfall, der sich hier begab. Eine hübsche kleine Knospe von Putzmacherin — eine von den tausend unaufgebrochenen Blumen, welche das Schicksal auf die Straße streut — war eben zitternd in die Stadt angekommen. Vor einer Stunde noch hätte Mutton den Hut tief abgezogen vor dem schutzlosen Geschöpf und tiefe Ehrfurcht empfunden vor ihrer Wehrlosigkeit — und jetzt — wie sollen wir solche Widersprüche vereinigen — wie solche plötzliche Frechheit erklären, entschuldigen? Der Römer hat gesagt, Niemand werde in einer Minute ein Schurke; wir wollen nicht streiten — unsere Pflicht ist jetzt nur, ganz getreulich zu berichten; und wir theilen ganz die Verwunderung, das Staunen, die Entrüstung und den Abscheu, worin unsere Leser werden ergriffen werden, wenn wir ihnen die Ruchlosigkeit Muttons erzählen — unsere schmerzliche Pflicht ist, zu berichten, daß er seine Arme um die kleine Putzmacherin schlang und den Nebel schändlich sich zu Nutzen machend, sie heftig küßte. Das arme Mädchen kreischte laut auf und ging weiter.

Ein arger Verbrecher, wie er war, hatte Mutton doch nicht alles Schamgefühl verloren. Nicht sobald hatte er den Frevel begangen, als er auch schon, von Gewissensbissen gequält, mit sich selbst ins Gericht ging. „Es war sehr unrecht — sehr unrecht!" rief Perditus, mit der Hand an seine erröthende Wange fahrend — „sehr arg unrecht, aber" — mit Bedauern müssen wir es sagen, der neugeborne Libertin tauchte wieder in ihm auf; denn ein behagliches Lächeln überzog sein Angesicht und, seinen Mantel um sich zusammenziehend, nahm er einen großen Schritt, der ihn in die City von Westminster brachte und setzte hinzu: „aber sehr angenehm!"

Nachlässig ging er den Strand hinab. Es war noch früh. Heimgehen? Pah! Er erinnerte sich zwar, daß er der Mrs. Beard versprochen, sich zu einer Tasse Chokolade zu Haus einzufinden. Chokolade! Sonderbar; zum erstenmal in seinem Le-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ben schien ihm Chokolade ein armseliges mageres Getränk. Was sollte er thun? Wie er unschlüssig dastand, ertönte ein Schrei den Strand herauf. Dieser Schrei, der besonders beim Zustand hoher Civilisation die empfindlichen Seiten des Menschenherzens trifft, seine schlummernde Empfindungsfähigkeit weckt und seine Thatkraft anspannt, war, wie der einsichtsvolle Leser vielleicht schon errathen hat, der: „Haltet den Dieb!" Zu jeder andern Zeit würde Mutton bei diesem Ruf Halt gemacht und nach den Knöpfen seiner Taschen gegriffen haben. Jetzt aber erhob sich ein Heer ihm ganz neuer Gefühle in seiner Brust, als er den brüllenden Pöbel hörte und die Laternen der ehrwürdigen Stadtsoldaten sah — Männer, vor welchen er immer die tiefste Ehrfurcht gehegt hatte, aber die er jetzt — eine solche Verwandlung war mit ihm vorgegangen — in dem unklugen und unmenschenfreundlichen Lichte von natürlichen Feinden betrachtete. Er war kein blutdürstiger Mann; aber er empfand jetzt, daß er unter gewissen Umständen ganz wohl einen Sicherheitswächter umbringen könnte. Schnell entwickelten sich diese feindseligen Empfindungen, als der Haufe sich ihm näherte. Er stand am Ausgang eines Gäßchens — eine der geheimnißvollen Adern, welche um das Herz des gewaltigen Londons sich winden — und sah den heraneilenden Pöbel. Das erbarmungslos zum Dieb gebrandmarkte Individuum floh die Straße herauf; mit Luchsaugen ersah es seinen Vortheil und rannte wie ein Windhund an unserm Helden vorbei in einen Hof. Die Wächter verfolgten ihn, als Mutton, ein Mann, der selbst als Constabel Dienste geleistet hätte, von einer seltsamen Eingebung bemeistert, seinen Mantel zurückwarf und einen Wächter niederschlug; der alte Dienstmann stürzte auf den Bauch nieder und der zweite über ihn hin. Dasselbe Schicksal hatten noch Einige, während, ihre Verwirrung bemerkend, der Dieb sich in das Gäßchen flüchtete und unser Held ihm auf dem Fuße folgte. Die Wächter, wissend, daß der Hof sehr zahlreiche Ausgänge hatte versicherten mit philosophischer Ruhe den Beraubten: weiteres Nachsetzen sey fruchtlos.

Mutton machte Halt, als er sich sicher glaubte; zugleich packte er den Dieb beim Kragen, der sich umwandte und als er sah, wer ihn hielt, auf die Kniee fiel. „Ihr seyd ein guter, freundlicher Gentleman, Sir! — o, Ihr Ehren, Sir! — Thut es nicht, Sir! — ich nahm es ja nicht, Sir!" — „Was, Pups, mein Lieber!" rief Mutton in zärtlichem Ton und lächelte freundlich den knieenden Missethäter an. „Nehmt mich nicht ins Gefängniß, Sir — thut es doch nicht!" schrie der Leuchtbube, den es war wirklich der jugendliche Fackelträger von Hog Lane. — „Ins Gefängniß: um keine Welt, mein Edelstein!" rief Mution, und sein Herz schien aufzugehen und sich freundlich hinzugeben dem zerlumpten Jungen, der blaß und zitternd ihm zu Füßen lag.

„Bei Eurer Seele, Sir, Ihr wollt nicht?" fragte der Knabe, halb überzeugt durch den ernsten Ton und die zärtlichen Blicke des Perditus; „Ihr wollt mir kein Leid thun?" — „Eh wollt' ich meinem eignen Fleisch und Blut etwas zu Leid thun," sagte Mutton mit zärtlicher Emphase; „aber komm heim, komm mit mir in mein Haus;" und Perditus, seinen Mantel um den barfüßigen Pups schlingend, schlug verschiedene schmale Gassen ein und pochte endlich hastig an der Thüre seiner Wohnung. „Ums Himmelswillen! Was? Seyd Ihr es? Ein solches Pochen!" rief Mrs. Beard; „seyd Ihr es Mr. Mutton?" — „Wer sollte es denn seyn?" fragte Perditus, und Mrs. Beard reckte ihre Arme gen Himmel. „Schafft etwas Branntwein!" sagte unser Held. „Rum für mich!" quäkte Pups schrillende Stimme unter seines Beschützers Mantel hervor, und Mrs. Beard stutzte, als ob aus Perditus Mutton ein Dämon spräche. „Und, Mrs. Beard, schafft mir ein Lendenstück," sagte Mutton. „Und Zwiebeln," rief der epikureische Leuchtbube, jetzt sich offenbarend. „Oh, und ich möchte auch einen Becher Flip zum Schlaftrunk, Mrs. Beard," sagte Mutton. „Und, Mutter Beard," schrie Pups von der Treppe herab, „vergeßt auch nicht etwas Tabak."

Mutton trat in sein Zimmer und der kleine Pups folgte ihm auf dem Fuß; Mrs. Beard blieb unten, ganz versteinert vor Erstaunen. Zuletzt sah sie sich jedoch durch das ungestüme Treiben ihres sonst so stillen Miethsmanns genöthigt, seinen Befehlen Folge zu leisten, so wie auch die angehängten Wünsche seines jungen Freundes zu erfüllen. Perditus, der sanfte, feinfühlende, mäßige Perditus verzehrte seine Mahlzeit — und er besann sich selbst nicht lange, wie ein solches Gelüsten ihn überkommen? — und trank sein geistiges Getränke — ihm sonst ein Gräuel — in der Gesellschaft eines jungen Vagabunden, an den er fortwährend die freundlichsten Worte und zärtlichsten Blicke verschwendete, die von dem Gegenstand seiner Liebkosungen mit höhnischer Ungläubigkeit aufgenommen wurden. Mutton war ganz vertieft in den Flip*, die eine Hand am Becher, in der andern eine Pfeife — Genüsse, die er sich bis jetzt noch nie gestattet — er saß da, die schwimmenden Augen auf das gelbe, schmutzige Antlitz Pups heftend, der, auf einem Stuhl sitzend, aus einer langen Pfeife dampfte und seine gekreuzten Beine, die barfuß sechs Zoll hoch wenigstens mit Koth überzogen waren, schwenkend, die zärtlichen Blicke seines so plötzlich erworbenen Freundes erwiederte. Pups redete und sah aus wie der schlaue, diebische, zerlumpte Asmodus eines Londoner Gäßchens. Er drückte das eine seiner rastlos umherlaufenden Augen halb zu, und wenn er eine tüchtige Portion Rauch eingesogen, blies er ihn aus der Höhle seines Mundes in einem langen dünnen Strom, wobei er Perditus forschend ansah. Damit fertig, fragte er Mutton in mißtrauischem Ton: „Sagt mir doch, alter Kamerad, was macht es denn, daß Ihr so freundlich mit mir seyd?" — Diese Frage setzte Mutton offenbar in Verlegenheit; er schüttelte den Kopf und versetzte: „Mein artiger Kleiner, ich weiß es nicht;" und wieder blickte er mit väterlicher Zärtlichkeit auf den diebischen, abschreckend aussehenden Pups — diesen Laufjungen des Teufels. „Nun, es war ein Glück für mich, daß ich auf Euch stieß; sonst säße ich jetzt schon," sagte der kleine Verworfene, „in einem steinernen Käfig." — „Nimm etwas Flip, mein Junge," sagte Mutton, erschüttert von dem Gedanken, da er merkte, daß Pups von Newgate spreche. „Nimm etwas Flip, und — wahrhaftig, dein Tabak ist aus," und so füllte er ihm wieder die leere Pfeife. „Ja, ja, im steinernen Käfig," fuhr der Balg fort, „und das nur wegen ein bißchen Mausens;" und mit diesen Worten schob Pups, mit einer verächtlichen Bewegung der Hand, die Uhr, — den Preis des Mausens — auf den Tisch seinem Gönner hin. Mutton betrachtete die Uhr mit einigem Widerwillen, der jedoch bald wieder verschwand, als er voll Mitleid Pups ansah, daß ein solcher Cherub hätte sollen geopfert werden, wegen ein bißchen Mausens! — „Ein schrecklicher Gedanke!" sagte Mutton, das gestohlene Gut umkehrend. „Welches Glück daß ich in der Nähe war." — „Aber wie Ihr mich mit der Faust am Kragen packtet, da glaubte ich, es sey Alles aus mit mir. Ich glaubte, Ihr wolltet mich ausliefern; ich glaubte, Ihr

* Getränk aus Ale, Branntwein und Zucker. —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wäret ein Gentleman," sagte Pups. „Du kennst mich noch nicht recht, mein Lieber," sagte Mutton, begierig, alle in seinem Gast aufsteigende Besorgniß zu unterdrücken, und zugleich das gestohlene Gut in seine Tasche steckend. Du kennst mich nicht recht." — Es pochte an der Thür, und Pups, seine Pfeife weglegend, sah sich schlau um. War es ein Polizeibeamter? Noch ein Pochen und Mrs. Beard trat ins Zimmer. Sie hatte großen Respekt vor ihrem alten, bisher so exemplarischen Miethsmann; aber zornvoll wie eine Hexe sah sie den kleinen Pups an, der, weil es nur „Mutter Beard" sey, seine Pfeife wieder aufnahm und harmlos schmauchend die Wirthin anstierte.

„Es ist eben eilf, Mr. Mutton," sagte sie. „Ihr seyd so gut wie eine Glocke," sagte der höfliche Pups und winkte der achtbaren Dame zu. „Elf Uhr vorbei und wir möchten das Haus schließen. Wann geht der — der junge Herr?" fragte Mrs. Beard, zitternd vor Wuth, als sie den kleinen Vagabunden immer noch gegen sie gestikuliren sah.

„Er geht gar nicht. Gehen!" rief Mutton. „Das schutzlose kleine Geschöpf bleibt bei mir; er schläft hier." — „Was! in meinem Bett! und mit diesen Füßen?" schrie Mrs. Beard, flammende Blicke schießend auf Pups' Füße, welche über und über mit Koth bedeckt und an dem gastlichen Feuer seines Beschützers gebacken waren. „Ein Schmutzigel wie der da!" — „Ich schäme mich für Euch, Mrs. Beard," sagte der freche Pups, und nahm die Haltung eines Sittenpredigers an; „so von Schmutz sprechen! bedenkt was ihr thut!"

Mrs. Beard stand im Begriff eine höchst rasche und beredte Antwort zu geben, als Mutton sich vom Tische erhob, auf seine Wirthin zuschwankte, ihr die Hände auf die Schultern legte, sie wie auf einem Zapfen herumdrehte, in den Gang hinausstieß und dann die Thüre schloß und riegelte. Mrs. Beard war athemlos — aber vor Erstaunen, daß Mr. Perditus Mutton, er, der nicht einmal einem Schmetterling ein Härchen am Flügel verletzt hätte — daß er, der milde, gesittete Mutton, frevelhafte Hand sollte an eine Frau gelegt haben — und daß diese Frau seine Wirthin war!

„Verlaß dich darauf, er ist betrunken," sagte Beard zu seiner Frau, als sie keuchend die Greuelthat ihrem liebevollen Gatten erzählte, er ist betrunken!"

„O Nicolas! ich wünschte von Herzen, es wäre das; dann, dann wäre doch noch Hoffnung. Aber er ist toll, Nick! verlaß Dich darauf, Mr Mutton ist toll!"

Das war nach reiflicher Ueberlegung die Ansicht von Muttons Wirthin und das ist vielleicht auch die Ansicht des Lesers, wenn er noch des Charakters unsers Helden, wie wir ihn oben geschildert, sich erinnert, der freilich ganz im Widerspruch steht, mit seinem neuesten Beginnen.

Mitternacht kam; und nachdem Mutton ein Lied gesungen und der musikliebende Pups einen seltsamen Reim, der gewiß kein Weihnachtsgedicht war, begaben sich Wirth und Gast zu Bette.

Drittes Kapitel.

Es war zwölf Uhr am folgenden Tag und Mutton und sein junger Freund waren noch beim Frühstück. Perditus sah dem Essen und Trinken des noch gar nicht gesäuberten Pups zu, mit einer solchen sorglichen Aufmerksamkeit, wie sie ein junges Mädchen einem Lieblingskanarienvogel widmet. Es schien Mutton, als könnte der Junge gar nie genug haben. „Toll, gewiß toll!" rief Mrs. Beard in Verzweiflung, als sie immer neue Lieferungen von Eiern, Semmeln, Butter bringen mußte. „Da, mein Lieber, ist noch etwas; ha, du wirst Hungers sterben — bitte, iß noch mehr;" und Perditus drang seinem kostbaren Gefährten immer mehr Essen auf. „Kann nicht mehr, alter Gesell — sag' Euch, ich kann nicht mehr," sagte der angefüllte Pups, sich in Muttons bequemen Sessel vor Wohlbehagen streckend. „So macht denn schnell, hier," rief Mutton seiner Wirthin zu, welche den Tisch abräumte, immer mehr und mehr betrübt über die Krankheit ihres Miethsmannes. Sie hatte das Zimmer kaum ein paar Augenblicke verlassen, als sie wieder kam: „Mr. Tadmor von den Drakes sey unten." — „Bringt ihn herauf," sagte Perditus, „herauf den alten Ofenhocker," sagte Mutton, mit solch ehrenrührigem Namen belegend den gelehrten und achtbaren Secretär der Drakes, von welcher gelehrten Gesellschaft hier Einiges zu berichten ist.

Die Drakes hatten ihren Namen von dem großen Weltumsegler, Sir Francis Drake, und bestanden aus abenteuerlichen Geistern, die durch verschiedentliche dringende Gründe dazu verdammt, zu Hause zu bleiben, vielleicht eben deshalb eine um so innigere Bewunderung für Reiseunternehmungen empfanden. Viel hatte man erwartet von den langen und häufigen Sitzungen der Drakes — viel von ihren wöchentlichen Erörterungen, wo man Vorlesungen, bezüglich auf den Einen Zweck der Gesellschaft, anhören konnte — wenn man nicht schlief. Erst bei der letzten Zusammenkunft hatte Tadmor selbst Raleighs Weltgeschichte angefangen, die er seinen Brüdern in etwas weniger als einem Jahr vorzulesen hoffte; und dann, so groß war der von andern Mitgliedern an den Tag gelegte Eifer, sollte eine vollständige Vorlesung nicht nur von Robinson Crusoe, sondern auch von Gulliver folgen. Dunkle und merkwürdige Punkte waren befriedigend aufgehellt worden durch die Einsicht und den Fleiß der Drakes. Sie hatten die ärgsten Skeptiker überzeugt, daß Columbus Cuba erreichte, und daß Pizarro nicht sein ganzes Leben in Spanien zubrachte. Unser Held war nicht nur Mitglied der Drakes, sondern bekleidete selbst das Amt des Schatzmeisters. In seiner Hand waren die Fonds, die seit sieben Jahren angewachsen, sich beinah auf vier Pfund beliefen. Bei der letzten Zusammenkunft hatte die Gesellschaft eine Ausgabe von 50 Schilling beschlossen, um den Tabaksstopfer des Sir Walter Raleigh anzukaufen, welche kostbare Reliquie kürzlich aufgefunden worden war. Cyrus Tadmor fand sich jetzt ein, bereit das Geld gegen einen Schein in Empfang zu nehmen; er war ein großer, ältlicher Mann, von wenig Worten, die er mit trockener Stimme vortrug.

„Guten Morgen, Mutton." Unser Held, das rechte Bein über die Stuhllene legend und seinen Bruder Drake anstarrend, nickte und pfiff. Tadmor fuhr ein wenig zurück, aber, sich wieder fassend, bemerkte er: „Sehr kalt Wetter!" — „Verdammt kalt!" rief Mutton. „Wollt Ihr Branntwein?" Hätte er von Hochverrath gesprochen — hätte er Tadmor tödtliches Gift geboten — dieser treffliche Drake hätte nicht ärger erstaunen und erschrecken können. „Ihr wißt, warum ich komme, Mr. Mutton?" sagte Tadmor. Mutton schüttelte den Kopf. „Ja, Ihr müßt Euch erinnern; — das Votum, der Tabakstopfer!" — „Oh!" rief Perditus aus; „macht fort, alter Tad!" — „Alter Tad! Aber — —" Tadmor stammelte und starrte von neuem Perditus an, um sich zu vergewissern, daß er wirklich einen Drake vor sich habe; nachdem er sich der traurigen Wahrheit versichert, fuhr er fort — „Nun denn, Mr. Mutton, ich komme das Geld zu holen." — „Was für Geld?" schrie Mutton. „Was für Geld?" Mr. Mutton! Ich — dies ist keine Zeit zum Kurz-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Victoria

Königin von England.

Lith. Atelier v. Carl Winckelmann in Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weilen. Der Gegenstand erlaubt keinen Spaß. Ich komme zu Euch, bekleidet mit der Vollmacht der Gesellschaft, um 50 Schilling in Empfang zu nehmen." — „Zunfzig Schillinge! so!" sagte Mutton. „Die Ihr, als Schatzmeister, mir ohne Anstand aushändigen werdet. Da ist der Schein," sagte Tadmor. „Ihr habt natürlich das Geld?" — „O ja, gewiß," sagte Mutton. „Und wollt es mir geben?" sagte Tadmor. Wird man es glauben, daß der bisher so rechtliche Mann dem Secretär der Gesellschaft höhnisch nur das Eine Wort hinwarf: „Possen!" — Tadmor sprang auf und meinte, die Erde müsse sich unter ihm aufthun. Mutton saß da, mit ehernem Gesicht, sich ergötzend an dem Staunen seines Besuchs. „Ist es möglich!" rief endlich Tadmor, „gibt es solche Treulosigkeit in der Welt! Solche Heuchelei! Ha, wem soll man jetzt mehr trauen?" — „Niemand!" sagte Mutton mit kalter Zuversicht. „Was das Geld des Clubs betrifft, so kann ich es nicht hergeben; ich weiß nicht, wie es kommt, Tad, aber ich kann es nicht." — „Aber das Gesetz ist da, Mr. Mutton, und das Gesetz kann strafen." „Es ist nur eine einfache Schuld, denke ich, nur eine Schuld;" und Tadmor empfand wo möglich einen noch ärgern Abscheu vor der berechnenden Bosheit des Schuldigen. Er wollte eben seinen Gefühlen mit Worten Luft machen, als ihm Mutton sehr bedeutungsvoll guten Tag wünschte und hinzusetzte: „Ich sage Euch, ich wollte Euch das Geld gern geben, wenn ich könnte, aber hier ist etwas," und er legte die Hand auf's Herz, „was es mir nicht zuläßt." Hiemit komplimentirte er seinen Clubbruder zur Thüre hinaus. Beinahe weinend über die Ungerechtigkeit der Menschen eilte Tadmor die Treppen hinab, entschlossen, die Drakes zu einer Berathung zusammenzurufen.

„Ist er fort?" fragte der kleine Pups, hinter dem großen, bequemen Armstuhl Muttons hervorlugend, hinter den er sich bei Tadmors Eintritt versteckt hatte. „Warum krochst du denn dahin, mein Lieber? sagte Mutton. „Warum dich verstecken?" — „Was, kanntet ihr ihn nicht? Ich glaubte, er käme meinetwegen," sagte Pups mit ernstem Kopfschütteln. „Deinetwegen, mein Lieber? Warum?" — „Warum, rief Pups! O mit Euren unschuldigen Augen!" — Es war nur zu wahr: Mr. Cyrus Tadmor war der Unglückliche, dem am vorigen Abend seine Uhr gestohlen worden war. — „Wenn er sie gesehen hat!" sagte Pups mit einem vielsagenden Blick, und deutete auf das gestohlene Stück, das Mutton an das Kamin gehängt hatte; „Mr. Mutton," fuhr Pups fort mit dem Ernst eines Kabinetsraths; „Ihr seyd älter als ich, und es ist nicht an mir, Euch Räthe zu geben; aber thäten wir nicht gut, diese Wohnung zu verlassen? Sie könnte uns bald sehr unzuträglich erscheinen."

Ein unbehagliches Gefühl der Unanständigkeit seiner Handlungsweise, eine geheime Regung seiner früheren Natur machte Mutton nachdenklich. Wie seltsam erschien ihm die seit den letzten Stunden mit ihm vorgegangene Veränderung! War er noch, konnte er noch seyn, derselbe Perditus, der er gestern war? Er hatte eine unbestimmte Erinnerung an einen andern Zustand der Existenz — an einen Mutton, ganz verschieden von dem Mutton, welcher der Beschützer und Mitschuldige eines kleinen Taschendiebs war. Er, der die leiseste Abweichung von der Wahrheit und Ehrlichkeit als unausbleiblich verderblich für die Würde der menschlichen Natur angesehen hatte — er empfand jetzt die größte Zärtlichkeit gegen sein gefallenes Geschlecht — ja sogar eine geheimnißvolle Achtung vor beherzter Spitzbüberei. Er, der früher einen Landstraßenritter angezeigt hätte, war jetzt geneigt, den Hut vor ihm abzuziehen! Er sollte der unrechtmäßige Besitzer von seines Freundes Uhr seyn — ja sogar fest entschlossen, sie zu behalten! Und dann seine Neigung für den kleinen Pups. Mutton war nie Vater gewesen; aber er fühlte wohl, er hätte keine väterlichere Liebe empfinden können gegen sein eigenes Fleisch und Blut, als gegen den zerlumpten und nichtsnutzigen kleinen Balg. Die süße Unschuld! er hatte weder Hosen noch Schuhe und sein Hemd und Wamms hingen in Lappen und Fetzen an ihm. Beinahe mit Thränen in den Augen befahl Mutton nach dem Schneider zu schicken. „Ja, mein hübscher Junge, ja, du sollst mir ein Gentleman werden!" sagte er, den schielenden Pups anlächelnd. Der Schneider kam augenblicklich; er hatte eben einen schönen Anzug fertig, für einen Knaben ganz von Pups Größe, und trat diesen ab für drei Guineen, die er sogleich baar empfing, worauf er sich entfernte. „Alles ist richtig," sagte Pups zu seinem Gönner, als er die Hausthüre zumachen hörte. „Was ist richtig? Die Kleider, mein Lieber?" fragte Mutton. „Nein, die Guineen — da sind sie; während er mir die Knöpfe zumachte, habe ich —" und der gewandte Operateur zeigte die drei Guineen, die er in aller Stille dem Schneider aus der Tasche gezogen. Und Mutton lächelte freundlich das unglückliche Kind an, tätschelte es auf den Kopf und sagte: „Lieber kleiner Schelm."

Sie gingen miteinander aus. Wer hätte in Pups noch den Dieb von gestern erkannt? Die diebische Elster war ein Papagei geworden. — „Wie geht's? Ich möchte Euch auch einmal wieder sehen; ich werde allein sein — kommt heute und speist mit mir. Um drei Uhr pünktlich!" Dies war der Gruß und die Einladung des Mr. Rota, eines Polizeibeamten und alten Bekannten von Mutton. „Ha, was ist's denn?" fragte Rota, sein Pferd anhaltend und Perditus die Hand hinbietend. — „Nichts, nichts — es ist sehr kalt," sagte Mutton, der plötzlich einen Widerwillen gegen seinen alten Freund den Polizeibeamten gefaßt hatte. „Ei, und wem gehört denn der Knabe?" fragte Rota mit einem scharfen Blick auf den kleinen Pups, welchem bei dieser Prüfung nicht wohl zu Muth war. — „Ein — ein junger Freund von mir, versetzte Mutton, ein artiger Bursche." — „Ich hab' ihn gewiß schon gesehen — wo war es doch?" versetzte Mr. Rota. „Nein, nein! ein junger Freund von mir, erst kurz vom Land hereingekommen," versicherte Mutton, und eilte mit dem Knaben weiter, der auch gar keine Lust zu haben schien, länger zu verweilen.

Wie am vorigen Tage empfand Mutton ein unaussprechliches Interesse an allen Habseligkeiten und Effecten seiner Mitmenschen — er wußte selbst nicht, was es war. Plötzlich aber mußte er sich an Pups halten um nicht umzusinken. „Ha, Sir, was giebts denn?" fragte Pups. — Eine große Verwandlung war mit Muttons Gesicht vorgegangen. Er taumelte an einen Eckpfosten, lehnte sich an und schaute unverwandt auf ein weibliches Wesen. Daran ist nun freilich nichts Ungewöhnliches — dasselbe ist schon vielen Männern und Frauen begegnet — aber nie hatte Amor, seit seine Flügel sich befiederten, einen solchen Streich gespielt. Perditus Mutton war über Kopf und Hals in Liebe verfallen, wie in ein Fieber; und jetzt stand er da und starrte die Verwüsterin seines Herzens an. Und wer war sie und was that das holde Wesen. Ohne Zweifel war sie eine Najade des Flusses; aber auf der Erde verkaufte sie Fische. In dem Augenblick, wo Mutton ihrer zuerst ansichtig wurde, war sie in der Stellung der Göttin der Gerechtigkeit; sie hielt eine Wagschaale und in dieser Wagschaale waren Silberaale. „Einen Groschen das Pfund!" sagte die Najade und ihre Stimme drang Mutton ans Herz; er stand wie in verzücktem Traume;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und wer beschreibt den Aufruhr seiner Seele, als er die süße Verwüsterin seines Herzens einen der sich windenden Gefangenen um den andern fassen und ihm seinen Schuppenrock abziehen sah! Wie ein ächter Liebhaber wünschte sich Mutton selbst ein Aal zu seyn. — Als sie wegging, folgte ihr Mutton, wie ein Gefangener. Was hatte ihn so zu ihrem Sklaven gemacht? Etwa ihre Schönheit? straffe, ungekämmte Haare, ein Auge mit verstohlenem Ausdruck, die kleinste Nase und der größte Mund? Oder hatte ihn der Zauber ihrer Stimme so hingerissen, womit sie rief: Lebendige Aale!

Unterwegs wurde die Schöne von einer Schwester Najade angeredet: „Nun, Betsy, wo geht Ihr hin?" — „Wohin! wo sollte ich hingehen als nach Hog Lane. Ich denke, Sarah, Ihr wißt was heute geschieht?" und sie hielt sich die Schürze vor's Auge.

„Der arme, gute Kerl!" sagte Sarah. „Nun Betsy, mögt Ihr wieder so einen Guten bekommen! denn obgleich er ein wenig wild war, war er doch so freundlich, als nur je Einer lebte!" Mit dieser Lobrede, vermuthlich auf einen Gestorbenen, ließ sie die Andere ziehen.

Es war vier Uhr, als Mutton in der Nachbarschaft von Hog Lane ankam. Es hatte fortwährend geregnet und unser Held, heiß von Liebe, war durchnäßt von Wasser. Der kleine Pups hatte ihn verlassen, wahrscheinlich um seine neuen Kleider zu schonen. Schwermüthig lehnte sich Mutton an einen Schuppen, gegenüber der Hütte, wo seine Angebetete hineingegangen. Bald kam ein Weib, kohlschwarz gekleidet, heraus; es war Betsy, mit welcher diese Metamorphose vorgegangen. Mutton folgte wieder ihren Schritten. Wie staunte er, als er sie in die Hütte hineingehen sah, wo er am vorigen Tage die Netzhaut gekauft hatte — den kostbaren Schatz, für den er fünf Guineen bezahlt, von dem er sich nie trennte. Mutton hielt wieder Wache. Bald sah er den Mann mit dem erdfarbigen Gesicht aus dem Hause treten — es war ein Leichenbesorger — hinter ihm eine Procession von wenigstens zwölf Personen, unter welchen Perditus auch das kleine alte Weib erkannte. Mutton mußte dem Zuge folgen, der sich immer vergrößerte. „Der arme Bursche!" riefen zwanzig Leute. „So eine edle Seele!" sagten andere zwanzig; und Jedermann, wer nur von dem Todten sprach, sprach rühmlich von ihm und drückte Hoffnungen für seine Seligkeit aus. „Es muß ein trefflicher Mensch gewesen seyn," dachte Mutton; „gewiß ein Mann, der all die schwierigen Pflichten dieses gefahrvollen Lebens mit exemplarischer Treue erfüllte!" So dachte Perditus, auf einen Augenblick in seinen frühern Charakter zurückfallend.

Viertes Kapitel.

Nach dem Begräbniß kehrten die Leidtragenden zurück in das Haus des Todten. Der bezauberte Mutton folgte dem schwarzgekleideten Weibe — mußte aber vor der Thüre Halt machen, und wohl zwei Stunden lauschte er außen, um den köstlichen Ton ihrer Stimme aus dem Gelärme heraus zu vernehmen. Da war lautes Lachen, Stampfen, Pochen — Töne einer Lustigkeit, die zu einer andern Zeit Perditus mit Abscheu erfüllt hätte; aber jetzt horchte er, ungeirrt, nur auf die Stimme seiner Schönen. Er vernahm, wie Einer aus der Gesellschaft ein Lied verlangte, welcher Antrag kräftig unterstützt wurde, und trotz des Sträubens von Betsy, durchging — es war nämlich das Lieblingslied des verstorbenen Toms. Einer von der Gesellschaft, Bunkum, stimmte es an und Alle fielen mit lautem Gebrüll ein. Eine Strophe lautete:

Wie hart ist die Haft im Gefängniß,
Die unmöglich die Liebe mir macht!
Kalte Ketten und Fesseln am Leibe,
Eine Diele mein Kissen bei Nacht!

Mit strömenden Augen und schmelzender Seele hörte Perditus diese Lieblingsballade des verstorbenen Toms an; noch nie hatte Musik ihn so ergriffen. Jetzt wurde Betsy zu einem Gesang aufgefordert; nach einigen Weigerungen, mit vor Schmerz zitternder Stimme, begann die Leidtragende:

Es war in Amors Garten,
Da ging zur Lust ich hin,
Zu sehen nach den Blumen,
Die in dem Garten blühn,
Die in dem Garten blühn!

„Ich kann nicht weiter," rief die Sängerin fast in Krämpfen; „mir ist, als sähe der arme Tom mich an!" Ein Murmeln der Theilnahme erhob sich, und ein Drittes ward jetzt zum Singen aufgefordert, als Mutton eine Hand an seinem Rock zerren fühlte. „Ha, seyd Ihr's wirklich!" sagte Pups. „Der arme Vater! ich wußte nicht, daß es so bald seyn sollte, weil ich seit drei Tagen nicht heimkam." — „War er denn dein Vater, lieber Junge?" fragte Mutton. „Ja, sie sagen, er habe mich so gar lieb gehabt, und ich glaube es selbst auch; nur hatte er nie Zeit, es zu zeigen," sagte der Knabe und die Thränen standen ihm im Auge. „Und deine Mutter — wo ist die?" fragte Mutton. „Ich kann's nicht sagen — ich sah sie nie — nur die Großmutter. Der Vater, so sagen sie, hofirte der Betsy Basket — der Ihr heute nachgelaufen seyd — der arme Vater!" — „Und du — hast du ihn nicht lieb gehabt?" fragte Perditus. „Ich weiß nicht — ja, ich glaube wohl; nur, seht Ihr die Leute, die so auf den Straßen leben, in Näße und Kälte, und auf den Treppen schlafen, haben keine Zeit einander so lieb zu haben, wie die Leute in warmen Häusern." — „Und an was starb dein Vater?" fragte Perditus. „Ertrunken ist er nicht; nein, dagegen war er fest von Geburt an," versetzte Pups und fuhr hastig fort, „aber kommt doch herein — oder wartet ein wenig;" — Pups ging hinein, wurde mit jubelndem Erstaunen empfangen und führte seinen Beschützer herein; die alte Miriam Birdseye deutete ihrem Nachbar auf ihn, als den Gentleman, der gestern „die Netzhaut ihres lieben Tom's gekauft — des lieben, guten, unglücklichen Jungen!"

Perditus mußte sich unter die Gesellschaft hineinsetzen. Sonst hätte er geschaudert vor den ihn umgebenden Gesichtern, in welchen sich Frechheit und Verzweiflung des Verbrechens ausprägte — die thierische Unwissenheit, die Mutter aller Laster — die Abzehrung des Mangels — die Schlauheit der Betrügerei. Und da war auch das Kind — ein armes Geschöpf, das man aufwachsen ließ wie einen jungen Wolf, um nachher auf den Tod gehezt zu werden, weil es um nichts besser ward. Aber Perditus war abgehärtet gegen diese Eindrücke. Er schaute sich um und empfand eine gräßliche Sympathie mit seinen neuen Gesellschaftern. Er näherte sich dem Weib — der Geliebten des verstorbenen Toms, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand mit aller Ehrerbietung tiefer Liebe. Sie sah ihn schmunzelnd und auffordernd an:

Und so war ihr Blick und so war ihr Ton,
Daß im Banne sie hielt seine Seele schon.

Welcher höllische Zauber beherrschte ihn, daß er, der zurückhal-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tende, feine, keusche Perditus der Anbeter einer häßlichen, elenden Dirne ward? Die Gesellschaft tauschte verwunderte Blicke — sie hielt ihn für betrunken.

Plötzlich fuhr Perditus, wie aus einem häßlichen Traum erwachend, auf. „Was gibt's, Sir?" fragte Betsy. Perditus fuhr zurück mit dem Ausdruck des heftigsten Widerwillens, stürzte zur Thüre hinaus und rannte die Straße hinauf. „Alles in der Ordnung! sagte Bunkum, „ich habe ihm die Tasche geleert," und triumphirend brachte der Räuber ein Päckchen zum Vorschein. Man öffnete es; aber zum Erstaunen und Verdruß der Gesellschaft fand sich nichts darin als — „des armen Tom's Netzhaut!"

Nie seit Merkurs Geburt war ein heilsamerer Diebstahl verübt worden. Perditus war erlöst von einem Alp, der ihn zu verderben drohte; von einem Feind, der ihm unvermerkt die unliebsamen Neigungen des ersten Inhabers der Netzhaut mitgetheilt hatte; — ein dem Aberglauben angehöriges Bild davon, daß die Besten und Weisesten, wenn sie sich verlieben, obschon sie zuvor die friedfertigsten und unschuldigsten Lämmer gewesen, nur gar zu leicht etwas nicht viel Besseres werden als — verlorene Schöpse."

Den Drakes ward ein Geschenk gemacht mit dem Tabacksstopfer des Sir Walter, auf Kosten des aus dem Traum erwachten Schatzmeisters — und Mr. Tadmor erhielt wieder seine Uhr.

Fünftes Kapitel.

Perditus wurde sechzig Jahre alt. Zum Grab begleiteten ihn die wenigen noch lebenden Brüder Drakes. Eine Frau und drei kleine Mädchen standen am Grabe — Pathchen des Verstorbenen; ihr Vater der Kirchspielnotar, ein Mann, der alle Achtung genoß wegen treuer Erfüllung seiner Pflichten gegen die Gesellschaft, schluchzte bitterlich, als die Erde über Perditus sich schloß. Dieser Notar war der arme, verworfene, vagabundirende Leuchtbube — der schlaue, diebische, kleine Pups. Der Unwissenheit und dem Laster war er entrissen worden durch das Mitleid unsers Helden; und der glückliche ehrliche Mann weinte Thränen der Dankbarkeit seinem Retter ins Grab nach.

Douglas Jerrold.

Das verlassene Dorf.

„Wollen Signora nicht das verlassene Dorf sehen?" fragte der Herr des Posthauses, vor welchem wir auf einem Ausfluge von Rom nach dem Castell Bracciano die Pferde wechselten; „es liegt kaum eine Viertelstunde von hier, und keiner der wenigen Reisenden, welche diese Straße passiren, hat es noch zu besuchen versäumt."

Luigi, der Postmeister, war ein schöner, intelligent aussehender Mann: die militairische Haltung und der Bart, welcher seine Oberlippe beschattete, ließen erkennen, daß er Soldat gewesen, und sein Benehmen war von all jener Feinheit und Rücksicht, wie man es nur durch den Umgang mit gebildeten Frauen erlangt. Seine Sprache war correkt, und Aeußeres wie Manieren zeigten den Mann von Welt; doch verrieth ein gewisses romantisches Air, daß seine Stellung keineswegs die ursprüngliche Richtung seines Gemüths verwischt hatte, denn er gab sich eben so beschaulich als sentimental. „Dort steht das Dorf!" fuhr er fort, auf eine Anhöhe deutend, von der man das fruchtbare Arona-Thal überschaute, durch das sich, gleich einer silbernen Schlange, der durchsichtige und funkelnde Fluß wand, welcher dem Thale seinen Namen gegeben, und der bald durch üppige Wiesen sich schlängelte, bald sich hinter bewaldeten Anhöhen verlor. Da unser artiger Wirth sich erbot, als Führer uns zu begleiten, beschlossen wir Galeria zu besuchen, und nach einem kurzen Spaziergange befanden wir uns an einer ländlichen Brücke an der Basis jener Anhöhe, auf der das Dorf lag, das, von hier aus gesehen, einen höchst malerischen Anblick darbot.

So wie wir die Brücke überschritten und den steil sich aufwindenden Pfad hinanstiegen, entdeckten wir in jedem Augenblicke neue Schönheiten; endlich gelangten wir an ein bogenförmig gemauertes Thor, das von einem kleinen Uhrthurm überragt wurde. Noch stand das Zifferblatt, die Zeiger aber, welche sonst den Flug der Zeit bezeichnet, waren verschwunden. Die Aussicht von diesem Thore, welches den Eingang zu Galeria bildete, war entzückend. Das Dorf bestand aus ungefähr funfzig Häusern, deren Wände mit fratzenhaften Bildnissen von Heiligen und Märtyrern bemalt waren, die aber, in Gewändern von Scharlachroth, Ultramarinblau und Goldgelb prangend, wenig von himmlischer Schönheit zeigten und einen widerlich-komischen Eindruck machten.

Noch lag die Asche auf den verlassenen Herden; noch standen Thurm nnd Fenster, umblüht von wilden Blumen, umrankt von Epheu; unzählige Vögel flogen aller Orten auf und sandten ihre lieblichen Töne weit in die Luft hinaus. Vor jedem Hause befand sich ein Gärtchen, einst wohl gepflegt und zierlich, wie unser Führer versicherte, jetzt aber eine kleine Wildniß, in welcher, aus dem Labyrinthe von Unkraut, Nesseln und Gestrüpp, nur hier und da einige prächtige Blumen emporgeblüht waren. Tiefe Ruhe, nur von dem Gesange der Vögel unterbrochen, lagerte über dem Dorfe und der Landschaft, und wenn wir die Thüren der bescheidenen Hütten öffneten, gab das Echo melancholisch den Schall unserer Tritte zurück. Ein kleiner Kirchhof, mit seinen steinernen und hölzernen Kreuzen und fast ganz mit Unkraut bedeckt, befand sich auf der einen Seite des Dorfs, auf der andern aber ein tiefer Brunnen mit einem Eimer und verrosteter Kette; denn lange schon war sie nicht mehr in Bewegung gesetzt worden. In der Nähe dieses vernachläßigten Geräths stand, beschützt von einer Baumgruppe, eine Steinbank, wo vielleicht die Altväter des Dorfs die köstlichen Abende genossen, wie nur der milde und wonnige Süden sie erzeugt; vor ihr aber breitete sich ein Wiesenplan aus, wahrscheinlich einst der Tummelplatz der fröhlichen Jugend.

Eine kleine Kapelle mit Kreuz und Glocke und dem Fragmente eines Seiles, womit man die letztere sonst in Bewegung gesetzt, und das immer noch von der Mauer herabhing, zeugte von der Religiosität der ehrlichen Bewohner dieses abgeschiedenen Plätzchens. Hier wurde das ganze Drama ihres Lebens gespielt, von seinem Beginn bis zu seinem Ende — doch wo waren die Spieler? Nicht eine Seele athmete mehr im Dorfe; nicht einmal ein Hausthier zeigte sich auf der grasüberwachsenen Straße — Alles, Alles war geflohen.

„Ach! Signora," sagte unser Wirth vom Posthause, der meine Theilnahme bemerkt, „das ist eine lange und traurige Geschichte; doch, wenn Sie wünschen, will ich sie erzählen; — meine arme Mutter, Friede sei mit ihrer Seele! hat gar oft sie mir wiederholt, wenn wir vor dem vom Monde versilberten alten Thore Galeria's saßen, und das Zifferblatt der Uhr gleich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einem Geisterantlitz auf aus herabschaute. — Es mögen vierzig Jahre her sein, als dieses jetzt so verödete Dorf die Scene emsiger und fröhlicher Thätigkeit war — glückliche Aeltern ihre Kinder und Enkel um sich aufblühen sahen, und die Jünglinge und Mädchen des Dorfs, mit einander aufgewachsen, sich lieben lernten, ehe sie noch die wahre Deutung des Worts erkannten; denn in unserm sonnigen Klima, Signora, bemächtigt sich die Liebe schon früh der Herzen, ehe noch Vernunft uns fähig macht, diese Leidenschaft zu bekämpfen, und ehe wir noch der Ursachen und Folgen derselben uns bewußt sind. In dem abgeschiedenen und stillen Orte, in dem wir jetzt umherwandeln, ertönte jeden Abend fröhlicher Gesang, begleitet von der Guitarre oder dem Tambourin, und ergötzte die Bewohner für die Mühen des Tages. Unter allen jungen Mädchen Galeria's war Vincenza Martelli das schönste. Die knapp anliegende Camicinola* und die kurze, faltige Gonella** hoben die Schönheit und das Ebenmaaß ihrer anmuthvollen Gestalt, und der Glanz ihres rabenschwarzen Haares ward noch durch die schneeige Weiße ihrer Fettola*** erhöht, welche in einem Viereck ihr Haupt bedeckte. Strahlende Augen, welche unter schön gezeichneten Brauen hervorblitzten, gaben ihrem ovalen und hellbraunen Gesichte Ausdruck und Leben, und wenngleich ihre Wangen keine Rosen zeigten, das reiche Roth ihrer Lippen ließ sie vergessen. Ihre Zähne, Signora, meine arme Mutter pflegte so zu sagen, waren wie eben der Schale entnommene frische Mandeln, und ihr Lachen fröhlich wie Sonnenschein. Wenn sie vom Brunnen zurückkehrte, eine gefüllte Amphora frei auf ihrem Kopfe tragend, pflegten die Nachbarn still zu stehen; und ihr Schritt war dann so leicht und sylphenartig, daß es schien, als ob ihr kleiner Fuß keine Blume zu knicken vermöchte. Jeder pries ihre Schönheit, ausgenommen Giovanni Spinelli, der am tiefsten von ihrer Macht getroffen — er ward nimmer müde sie anzuschauen, und schon in ihrer frühsten Jugend pflegten die Nachbarn sie die Liebenden zu nennen."

„Giovanni wer der schönste Jüngling des Dorfs, und vielleicht hielt man ihn deshalb für den passendsten Gefährten zu Vincenza. Die reifsten Trauben, die süßesten Feigen suchte er für sie, ihr gehörten die ersten Blüthen des Frühlings, die letzte Rose des Sommers; denn nur so einfache Gaben, Signora, kann bescheidene Armuth bieten. Freudig empfing Vincenza Giovanni's Geschenke: ein Lächeln, ein Wort des Dankes belohnte ihn; all ihr Thun aber hatte jenen tiefen Sinn, den Liebe allein zu deuten weiß. Mit den Blumen, die Giovanni brachte, schmückte sie Haar und Busen, oder wand sie in Kränze, das Bild der Madonna zu schmücken; und allgemein erkannte man an, daß keins der jungen Mädchen im Dorfe Vincenza im Kränzewinden übertraf."

„Die Neigung Vincenza's und Giovanni's war gewachsen mit ihren Jahren und stark geworden mit ihrer Kraft; keins von ihnen wußte, wann oder wie sie begonnen. Gemeinschaftlich sangen sie Liebeslieder, die sie mit der Guitarre begleitete, oder tanzten die Tarantella nach den fröhlichen Klängen des Tambourins; gemeinschaftlich beteten sie knieend vor dem Schreine der Madonna und brachten ihrem Schutzheiligen köstlich duftende Blumen. Jedes war mit des Andern Gedanken, Fühlen, Träumen und Hoffnungen innig verbunden; sie dachten nimmer an die Möglichkeit einer einstigen Trennung; das kleine Dörfchen war ihre Welt, die Grenze all ihrer Wünsche, und der Schauplatz ihres künftigen Glücks. Die kleine Kapelle dort-

* Mieder. ** Frauenrock. *** Kopftuch.

Signora, ward von den Liebenden als der Ort betrachtet, wo man eines Tages ihre Wünsche heiligen, ihre Kinder taufen und ihre eigenen Körper niederlegen werde, ehe man in das dunkle Grab sie senkte — so war es ja, so weit ihre Kenntniß reichte, mit Allen geschehen, die, wie sie, zusammen aufgewachsen, geliebt und geheirathet, und darum glaubten Vincenza wie Giovanni, daß ihnen Gleiches beschieden. Diese vermeinte Gewißheit der Zukunft hauchte einen Anflug von Sorge in das Gefühl der jungen Leute: ihre ganze Glückseligkeit hing ja an einander, und selbst die wenigen Stunden, die Giovanni in den Feldern zubringen mußte, wurden nur mit Ungeduld von Beiden ertragen. Wie oft blickte Vincenza nach Westen, den Untergang der Sonne herbei wünschend, denn er war das Zeichen zu Giovanni's Heimkehr. Selten ging er aus, ohne daß ein Blumenstrauß, die Gabe Vincenza's, seinen Hut schmückte, und nimmer kehrte er wieder, ohne sie durch ein ländliches Geschenk zu erfreuen. Ach! Signora, das Kostbarste, was Reichthum nur immer bieten kann, wird nimmer so ungeheuchelte Freude erzeugen, als die schlichte Gabe des Armen. Ich habe viel von der Welt gesehen, war Soldat, Courier, und hatte Zutritt in vornehme Zirkel; damals sah ich Juwelen zum Brautgeschenke bieten, ein Fürstenthum werth, und deren Glanz meine Augen erblinden machte, ohne daß sie halb das Entzücken erzeugten, in das ein einfaches Band oder ein seidener Busentuch von der Hand der Liebe gereicht, das Herz unserer Bäuerinnen versetzt. Ach, ihr Großen der Erde habt so viele Quellen von Genüssen, daß, wenn ihr liebt, dies nur ein Vergnügen mehr ist, das ihr eurem Ueberflusse zufügt; uns Armen und Niedriggebornen aber ist die Liebe der Grundstein unseres Seins, das Purpurgewand, mit dem wir unsere Armuth bedecken: sie ist unsere einzige Glückseligkeit! Doch entschuldigen Sie meine Abschweifung, Signora, und erlauben Sie mir, zu meiner Erzählung zurückzukehren."

„Die Neigung der Liebenden war so echt und rein, daß sie im ganzen Dorfe Theilnahme und Achtung erzeugte; ihre Aeltern betrachteten sie als Verlobte, und jeder Freier im Dorfe führte Vincenza seiner Erwählten zum Muster an, wenn er sich durch Vernachlässigung oder Koketterie gekränkt glaubte; denn selbst in dem abgeschiedensten Orte, Signora, bleibt ein Weib immer ein Weib."

„Viele Jahre vor der Zeit, von der ich spreche, hatte eine gefährliche Krankheit den Vater Giovanni's an den Rand des Grabes gebracht, und damals gelobte seine verzweifelnde Frau, ihren Sohn der Kirche zu weihen, wenn ihr Mann genesen würde. Das Uebel nahm einen günstigen Verlauf, und sie bestrebte sich, ein Gelübde zu erfüllen, das sie sich selbst auferlegt. Andrea war der Name des Jünglings, dem dies zweifelhafte Glück beschieden; doch machte sein stiller und sanfter Charakter ihn nicht untauglich zu dem Ertragen desselben. Schon als Kind betrachtete man ihn als einen Auserwählten, und als die Mittelsperson zwischen seinen Angehörigen und Gott. Ehe er noch den Knabenspielen entsagt, hatte man ihm schon das Mönchsgewand angelegt, und mit frommer Ergebung ertrug er die Kunde, daß er bestimmt sei, seine Heimath und Alles was er liebte zu verlassen, um sein Leben in der Abgeschiedenheit eines Klosters unter Gebeten und Kasteiungen zu verbringen. Dort, Signora, erheben sich die Thürme des Klosters, doch schöner erglänzen sie im Abendroth, wenn die Strahlen der scheidenden Sonne sie vergolden. Meine Mutter erzählte mir, daß sie oft Andrea, Vincenza und Giovanni belauscht, wie sie, Arm in Arm und Schulter an Schulter gelehnt, im Anschauen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der allmälig am Horizonte verbleichenden Thürme versunken standen; enger schmiegten sich dann die Liebenden an Andrea, sie erinnerten ihn, daß man ihn bald auf immer von ihnen reißen werde, um sein Leben in der trostlosen Einsamkeit einer Klosterzelle zu vertrauern. Viele zärtliche Schwüre tauschten sie dann mit dem theuren Bruder! Andrea gelobte, täglich vor dem Altare und in seiner Zelle für ihre Glückseligkeit zu beten; sie aber versprachen diese mit duftenden Blumen zu schmücken, und ihm stets den frischesten Kranz, die süßesten Früchte zu bringen. Giovanni fügte dann wohl schelmisch hinzu, ohne auf das tiefe Erröthen Vincenza's zu achten, die vergeblich ihr Haupt an der Schulter seines Bruders zu verbergen suchte, daß ihr erstgeborner Sohn den Namen Andrea führen sollte."

„So groß war der Zauber dieses milden und leidenschaftlosen Jünglings, daß seine Gegenwart, anstatt den Liebenden lästig zu seyn, ihnen eine Quelle des Vergnügens wurde; er war Vincenza kaum weniger theuer als Giovanni, und durchaus nöthig zu Beider Gluck. Andrea hatte jetzt sein siebenzehntes Jahr erreicht; Giovanni war ein Jahr jünger, und Vincenza hatte ihren funfzehnten Geburtstag gefeiert. In wenig Tagen sollte Andrea in den Konvent treten, und die nahe Trennungsstunde erfüllte das ganze Dorf mit Betrübniß. — Um diese Zeit schwoll die Arona durch starke und anhaltende Regengüsse, und an die Stelle des ruhigen und durchsichtigen Flüßchens, das wir jetzt vor uns sehen, war ein trüber und reißender Strom getreten. Da geschah es, daß ein Lämmchen, welches Giovanni der Vincenza geschenkt, von dem Dorfe nach dem Flusse ging, und unglücklicher Weise ins Wasser fiel. Nicht achtend der Tiefe und des reißenden Laufs des Stromes stürzte sich Vincenza hinein, ihrem Liebling beizustehn; augenblicklich ward sie von der Strömung ergriffen und fortgeführt. Schon war sie nahe daran, untersinken, als Andrea an das Ufer kam, und sich in den Fluß stürzte, sie zu retten. Es gelang ihm, ihre langen Haarflechten zu erfassen, die sich von der sie haltenden Nadel befreit, und sie dem Ufer zuzuziehen; allein überwältigt von der Anstrengung und niedergezogen durch die Schwere seines Mönchsgewands, ward er selber von dem reißenden Ufer wieder fortgeschleudert, und sank, um nie wieder den Tag zu sehen, eben als sein Bruder anlangte, Vincenza den Armen des Todes zu entreißen."

„Giovanni verließ die anscheinend leblose Vincenza, und wollte sich in den Strom stürzen, das Schicksal seines Bruders zu theilen, allein einige Landleute, die, vom Felde zurückkehrend, Zeugen der Katastrophe gewesen waren, hinderten ihn am Selbstmord. Es währte mehrere Stunden, ehe Vincenza zum Leben zurückkehrte und sich der Gefahr erinnerte, der sie entronnen war; doch als sie die schreckliche Scene überdachte, empfand sie kaum Freude über das Wiedererlangen eines Daseins, das, wie sie wußte, mit dem Leben Andrea's erkauft war. Verzweifelnd warf sie sich in die Arme Giovanni's, und, ihre Thränen mit den seinigen mischend, flehte sie ihn mit vor Schmerz erstickter Stimme an, ihr zu vergeben, daß sie ihm seinen theuren Bruder entrissen."

„Als man den leblosen Körper Andrea's auffand, hielt seine krampfhaft geschlossene Hand noch immer die rabenschwarze Haarflechte Vincenza's, die ihm selbst der Tod nicht hatte entreißen können; und seine gepreßten Lippen und zusammengezogenen Brauen zeugten von dem schweren Kampfe, den er zur Rettung Vincenza's zu bestehen gehabt. Mit heißen Thränen benetzten die Liebenden die kalte Stirn des Todten, und gelobten bei ihrem ewigen Heil, immer und zärtlich das Andenken an seine Tugenden und sein grausames Geschick zu bewahren; denn da sie fühlten, daß durch den Tod Andrea's ein Glied der Kette, die sie verband, zerrissen, beschlossen sie, hinfort nur für einander zu leben. — Aber ach! sie ahnten nicht, daß dieses Mißgeschick, das erste in der Schule der Leiden, für sie die Quelle so großen künftigen Elends sein werde, und daß von ihrem bisher so ruhigen und glücklichen Leben für immer der Friede gewichen sei."

„Kaum waren, beweint vom ganzen Dorfe, die Ueberreste Andrea's in die Erde gesenkt, als seine Mutter erklärte, daß Giovanni, jetzt ihr einziger, Sohn sich an Stelle des Verlornen der Kirche weihen müsse. Vergebens waren die Thränen und die Verzweiflung der Liebenden, nun einander doppelt theuer durch das Leid, welches Andra's Tod ihnen bereitet, — vergebens alle Bitten der Verwandten, Freunde und Nachbarn; — die abergläubige und bigotte Frau war fest zur Aufopferung ihres Sohnes entschlossen, über dessen Schicksal sie jetzt die einzige Herrin war, da Giovanni's Vater wenige Tage nach Andrea's Tode verschieden war. Die alleinige Erbin der reichen Habe ihres Mannes, erbot sie sich, dem Konvent den größten Theil ihrer Güter zu schenken, wenn Giovanni ihr Gelübde erfüllen würde. Dies brachte die Mönche auf ihre Seite, deren Habsucht gereizt war; aber da weder Bitten noch Drohungen Giovanni günstig zu stimmen vermochten, ließen diese ihn durch eine Soldaten-Abtheilung aus den Armen der verzweifelnden und mit dem Tode ringenden Vincenza reißen und nach dem Kloster bringen, wo man ihn wie einen Gefangenen bewachte."

„Das grenzenlose Leid Vincenza's machte nicht den geringsten Eindruck auf die hartherzige Mutter ihres Geliebten; ja, das arme Mädchen ward sogar von dem fanatischen Weibe eine ruchlose Unnatur gescholten, die sich zwischen ihren Sohn und den Himmel stelle. Stundenlang sah man Vincenza auf einer Steinbank sitzen, von der man die Thürme des Klosters erblikken konnte, und nur erst, wenn die Schatten der Nacht sie verhüllten, kehrte sie bleich und stumm nach ihrer freudeleeren Hütte zurück, ihr bescheidenes Lager zu suchen, von dem aber friedlicher Schlummer längst gewichen war."

„Das Unglück der jungen Leute hatte Trübsinn über das ganze Dorf verbreitet, und da die Mönche jeden lauten Ausbruch der Theilnahme unterdrückten, hielt man das Mitleid tief im Herzen versteckt. Die Töne der Guitarre oder des Tambourins unterbrachen nicht mehr die Stille des Abends. Die lauten Ausbrüche der Lust waren verstummt, und Alles in dem jüngst noch so glücklichen Dörfchen verändert. Der arme Giovanni war den Verfolgungen, die über ihn hereingebrochen, unterlegen, welche weniger durch den blinden Aberglauben seiner Mutter, als durch die Habsucht der Mönche veranlaßt waren. Vergeblich aber wendete man Zwang und Drohungen, vergeblich alle Künste der Ueberredung an, Giovanni zum Aussprechen des Gelübdes zu bewegen, das ihn auf ewig von seiner Vincenza trennen mußte. Doch da er überlegte, daß Nachgiebigkeit das einzige Mittel wäre, seine Befreiung aus dem Kloster zu bewirken, zeigte er sich, obwohl widerstrebend und mit blutendem Herzen, willfährig, und schwur, sein Leben dem Dienste Gottes zu weihen, während sein Herz von der rissigen Gewalt einer irdischen Leidenschaft zu zerspringen drohte."

„Nach sechs traurigen Monaten endlich öffneten sich Giovanni die Pforten des Klosters. Mit Schmerz hatte Vincenza jede Stunde dieses Zeitraums gezählt; bald zieh sie ihren Geliebten der Schwäche, bald glaubte sie ihn treulos (denn sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wußte nicht, daß er, seiner braunen Locken beraubt, das Mönchskleid angelegt hatte), und die bitteren Thränen, die sie vergoß, verzehrten ihre Wangen, ohne das Herz zu erfrischen, aus dem sie entsprangen."

„Indeß hatte eine gefährliche Krankheit die Mutter Giovanni's befallen, und da ihr Zustand hoffnungslos schien, so wurde ihrem Sohne zum ersten Male gestattet, in das Dorf zu gehen, um seiner sterbenden Mutter die Augen zuzudrücken. Als er anlangte, hatte er kaum so viel Zeit, seine Sohnespflicht zu erfüllen, denn wenige Minuten nach seinem Eintritt in das Zimmer verschied die Kranke. An ihrem Bette fand er Vincenza, ihre Pflegerin, die aber, angegriffen durch so vieles Leid und durch Nachtwachen bei dem Siechbette, kaum von ihm wiedererkannt wurde."

„Die, welche sich im Nebenzimmer des Sterbegemachs befanden, hörten von Zeit zu Zeit ein Flüstern, unterbrochen von convulsivischem Schluchzen und tiefem Stöhnen; dann aber trat Stille ein, wie sie die Nähe des Todes gebot. So verfloß eine Stunde, und da kein Laut mehr zu den ängstlich Lauschenden drang, öffneten diese das Zimmer, und fanden zu ihrem grenzenlosen Erstaunen nur die Leiche der Mutter Giovanni's. Eine in den Garten führende Thür aber stand offen, und zeugte augenscheinlich von der Flucht der Liebenden. Wo sind sie hin? war die Frage Aller; doch Keiner wußte sie zu beantworten. Sollte die gute, fromme keusche Vincenza mit einem Mönche entlaufen seyn? Nein! solch schreienden Frevel konnte sie nicht begehen; und doch, wie sollte man sich ihr Verschwinden erklären? — Die beiden Mönche, welche Giovanni begleitet hatten, kehrten eiligst in das Kloster zurück, den furchtbaren Vorfall zu berichten, und sogleich sandte der Superior Emissarien in die ganze umliegende Gegend, das gottlose Paar, wo man es auffände, zu verhaften. Doch nicht die kleinste Spur von ihnen fand man auf; Niemand hatte sie gesehen — Niemand auch nur das Geringste von ihnen gehört. Jetzt eigneten sich die Mönche die ganze Hinterlassenschaft der verstorbenen Wittwe zu, und empörten durch ihre Habsucht alle Einwohner Galeria's. Unendlich verschieden, Signora, waren die Muthmaßungen, denen man in Betreff auf das Schicksal der Entflohenen Raum gab: Viele glaubten, daß sie ein sündiges Leben in einem entfernten Theile des Landes führten, und, die Wahrheit zu gestehen, die Meisten waren mehr geneigt, sie zu bemitleiden, als sie zu verdammen."

„Der Sommer kehrte wieder, die Arona floß ruhig in ihren Ufern, und einige Bauern waren damit beschäftigt, die vom Flusse angeschwemmte Erde fortzuschaffen, als ihre Aufmerksamkeit durch eine halb vom Sande bedeckte dunkle Masse angeregt wurde. Sie traten hinzu und entdeckten an derselben Stelle, wo Andrea untergesunken, die Körper der Liebenden, einen in des andern Arm, eingehüllt in das Mönchskleid Giovanni's und fest umschlungen von dem langen, seidenen Haar Vincenza's, als wollte es die Trennung der Liebenden selbst im Tode verhüten."

„Sie waren die Letzten, welche man auf diesem Kirchhof bestattete; hier, Signora, ist ihr Grab, das einzige, welches Sie frei von dem Unkraut erblicken, welches die andern umgrünt. So lange meine Mutter lebte, ward es, zum Andenken der Treue und des Unglücks der Liebenden, oft von ihr mit Blumen geziert, und seit ihrem Tode schmücke ich das Grab."

„Die Mönche aber, erbittert über die Theilnahme, welche alle Bewohner Galeria's dem Schicksal der Liebenden laut bezeigten, sprachen das Anathema über das Dorf aus, was die Bewohner so in Schrecken setzte, daß sie, ihre ganze Habe hinter sich lassend, die Heimath flohen, und so entstand das verlassene Dorf."

Lady Blessington.

Des Juden letzte Nacht im Leben.

(Episode aus Oliver Twist von Boz (Dickens) nach der Uebersetzung des Dr. Diezman.)

Der Saal im Gerichtshofe war von unten bis oben mit menschlichen Gesichtern bedeckt. Forschende, neugierige Augen schaueten von jedem Zolle Raum; von dem Gitter an dem Gefangenkäfige bis in die schärfste Ecke des kleinsten Winkels auf den Gallerien waren alle Blicke auf einen Mann gerichtet, — den Juden. Vor ihm und hinter ihm, oben, unten, zur Rechten und zur Linken — er schien von einem Firmamente umgeben zu sein, das von funkelnden Augen glänzte.

Da stand er im Glanze dieses lebendigen Lichtes, die eine Hand auf die Holzplatte vor ihm gestützt, die andere an sein Ohr gelegt, den Kopf vorgebeugt, um deutlicher jedes Wort zu hören, das der vorsitzende Richter sprach, der die Anklage den Geschworenen vorlegte. Bisweilen richtete er seine Augen auf diese, um den Eindruck des unbedeutendsten Gegenstandes zu belauschen, der zu seinen Gunsten sprechen konnte, und als die Punkte der Anklage gegen ihn mit schrecklicher Deutlichkeit angegeben waren, sah er sich nach seinem Rechtsbeistande mit stummer Aufforderung um, selbst da noch etwas für ihn zu sagen. Außer diesen Aeußerungen der Angst rührte er weder Hand noch Fuß. Er hatte sich kaum einmal bewegt, seit der Prozeß begann, und jetzt, als der Richter schwieg, blieb er in derselben Haltung gespannter Aufmerksamkeit, die Augen auf ihn geheftet, als höre er noch immer.

Ein leichtes Geräusch im Saale brachte ihn wieder zu sich selbst; er sah sich um und erkannte, daß die Geschworenen über ihren Ausspruch sich beriethen. Als seine Augen sich nach den Gallerien erhoben, konnte er sehen, wie die Leute sich über einander hinwegdehnten, um sein Gesicht zu erblicken; Einige führten rasch die Gläser an die Augen und Andere flüsterten mit Blicken des Abscheues ihren Nachbarn etwas zu. Einige Wenige schienen sich um ihn nicht zu kümmern, sondern sahen nur auf die Geschworenen, mit ungeduldiger Verwunderung, wie sie zögern könnten, aber auf keinem Gesichte, — selbst nicht unter den Weibern, deren viele zugegen waren, konnte er die geringste Theilnahme für sich, ja selbst keinen andern Wunsch erkennen, als den, daß er verurtheilt werden möge.

Als er dies mit einem einzigen Angstblicke erkannte, trat die erste Grabesstille wiederum ein, und als er zurückblickte, bemerkte er, daß die Geschworenen sich nach dem Richter umgedrehet hatten. Still!

Sie baten blos um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen.

Er sah einem nach dem andern in das Gesicht, als sie hinausgingen, als wolle er erkennen, wozu die größere Anzahl geneigt sei; aber das war vergebens. Der Kerkermeister klopfte ihm auf die Achsel. Er folgte mechanisch bis an das Ende des Käfigs und setzte sich auf einen Stuhl. Der Mann wies auf denselben, sonst würde er ihn nicht gesehen haben.

Er sah wieder auf die Gallerie hinauf. Einige der Anwesenden aßen, Andere kühlten sich mit Taschentüchern ab, denn es war unglaublich warm in dem Saale. Ein junger Mann zeichnete das Gesicht des Juden in ein Notizbuch. Er war

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

neugierig, ob es wohl ähnlich sei und sah zu, als der Künstler die Spitze seines Bleistiftes abbrach und eine andere daran schnitt, wie nur immer ein gar nicht betheiligter Zuschauer hätte zusehen können.

Als er den Richter ansah, beschäftigte er sich mit dem Anzuge desselben, wie viel derselbe wohl koste und wie er ihn anlege. Auf der Bank saß auch ein alter fetter Herr, der vor einer halben Stunde hinausgegangen war und jetzt zurückkam. Er war neugierig, ob der Mann wohl gegessen, was er gegessen und wo er gegessen habe und hing diesen sorglosen Gedanken nach bis ein anderer Gegenstand ihn auf andere brachte.

Nicht daß er diese Zeit über einen Augenblick ganz frei von dem drückenden Gefühle gewesen wäre daß er am Rande des Grabes stehe; dies war ihm immer gegenwärtig, aber nur unklar, und er konnte seine Gedanken nicht fest darauf richten. So zählte er, während er bei dem Gedanken an einen schnellen Tod zitterte und bebte, die Eisenstäbe vor ihm, wunderte sich, wie die Spitze eines derselben abgebrochen sein mochte, und dachte daran, ob man wohl eine andere daran mache oder nicht. Dann fielen ihm wieder alle Schrecken des Galgens und des Schaffottes ein, während er einem Manne zusah, der die Dielen besprengte, um etwas Kühlung zu verschaffen.

Endlich erhob sich ein Ruf um Ruhe und athemlos sahen Alle nach der Thür. Die Geschworenen kamen zurück und gingen dicht an ihm vorbei. Aus ihren Gesichtern konnte er nichts errathen. Es folgte eine vollkommene Stille, — man hörte keinen Athemzug. — Schuldig!

Das Gebäude erbebte von einem gewaltigen Jubel, dann noch einmal und zum drittenmale. Dann ertönte draußen ein lautes Geschrei, weit in die Ferne, wie rollender Donner. Das Volk draußen begrüßte damit die Nachricht, daß der Jude am Montage sterben werde.

Das Geräusch ließ allmälig nach, und er wurde gefragt, ob er etwas zu sagen habe. Er nahm seine horchende Stellung wieder an, sah dem Fragenden unverwandt in das Gesicht, aber die Frage mußte zweimal wiederholt werden, ehe er dieselbe zu hören schien und dann murmelte er bloß, er sei ein alter Mann, — ein alter Mann, — ein alter Mann, — immer leiser, bis er wieder schwieg. Der Richter setzte die schwarze Mütze wieder auf und der Gefangene stand noch immer mit derselben Miene und derselben Geberde da. Eine Frau auf der Gallerie wurde durch diese schauerliche Feierlichkeit zu einem Ausrufe getrieben; er sah hastig empor, als sei er unwillig über die Unterbrechung und beugte sich noch aufmerksamer vor. Die Anrede war feierlich und eindringlich, das Urtheil schrecklich anzuhören, aber er stand da wie eine Marmorfigur, ohne mit einem Muskel zu zucken. Sein stieres Gesicht blieb vorgestreckt, die untere Kinnlade hing nieder und seine Augen quollen weit heraus, als der Kerkermeister ihn anfaßte und ihm winkte zu folgen. Er sah sich einen Augenblick wie dumm um und gehorchte.

Man führte ihn durch einen gepflasterten Raum unter dem Gerichtssaale, wo einige Gefangenen warteten, bis die Reihe an sie komme, und andere mit ihren Freunden sprachen, die sich an ein Gitter drängten, das auf einen freien Hof sah. Niemand war da, der mit ihm gesprochen hätte, aber als er vorüberging, wichen die Gefangenen zurück, um ihn für die Leute sichtbarer zu machen, die sich an die Stäbe anhielten, ihn mit Schmähworten überhäuften und zischten. Er drohete mit der Faust und wollte sie anspeien, aber seine Führer zogen ihn schnell durch einen dunkeln Gang, der nur durch ein Paar bleiche Lampen erleuchtet wurde, in das Gefängniß hinein.

Hier wurde er durchsucht, damit er nicht etwa etwas behalte, womit er dem Gesetze vorauseilen könnte. Als dies geschehen war, führte man ihn in den Kerker und ließ ihn da — allein.

Er setzte sich auf eine Steinbank der Thür gegenüber nieder, die als Stuhl und Bett diente, heftete seine blutrothen Augen an den Boden und suchte seine Gedanken zu sammeln. Nach einiger Zeit fing er an, sich einzelner Bruchstücke von dem zu erinnern, was der Richter gesagt hatte, obgleich es ihm damals geschienen, als könne er kein Wort verstehen. Diese Bruchstücke fügten sich allmälig an ihre gehörigen Stellen ein, und führten ihn auf andere, so daß er die ganze Rede zuletzt vor sich hatte, fast wie sie gehalten worden war. — Gehangen zu werden am Halse bis zum Tode, — das war das Ende. Gehangen zu werden bis zum Tode. —

Als es finster wurde, gedachte er an alle die Leute, die er gekannt habe und die auf dem Schaffot gestorben waren, — einige von ihnen durch seine Veranlassung. Sie stellten sich ihm in so schneller Aufeinanderfolge dar, daß er sie kaum zählen konnte. Er hatte einige von ihnen sterben sehen, — und gewitzelt, weil sie mit Gebeten auf den Lippen starben. Wie schnell waren sie von starken und kräftigen Männern in baumelnde bekleidete Leichen umgewandelt!

Einige von ihnen hatten vielleicht dieselbe Zelle bewohnt und auf derselben Bank gesessen. Es war sehr finster; warum brachte man ihm nicht ein Licht? Die Zelle war für viele Jahre gebaut, — wohl hundert Menschen und mehr hatten ihre letzten Stunden da verbracht, — es war als säße er in einer Todtenhalle voll Leichen, — der Strick, die Schlinge, die gefesselten Arme — die Gesichter, die er selbst unter dem häßlichen Schleier erkannte! — Licht! Licht!

Endlich als er sich die Hände an der schweren Thür wund geschlagen hatte, erschienen zwei Männer. Der Eine trug ein Licht, das er auf einen eisernen Leuchter an der Wand steckte und der Andere zog eine Matratze herein, um darauf zu schlafen, denn der Gefangene sollte nicht mehr allein gelassen werden.

Dann kam die Nacht, — die finstere, schauerliche, stille Nacht. Andere, die wachen, hören mit Freuden die Glocken schlagen, denn sie verkünden Leben und den nahenden Tag. Dem Juden brachten sie Verzweiflung. Jeder Glockenton rief ihm zu — „Tod!“ Was nützte ihm das Geräusch und Getöse des fröhlichen Morgens, das bis zu ihm drang? Es war nur eine andere Form des Grabgeläutes, vermischt mit Spott.

Der Tag verging, — Tag? es war kein Tag, kaum begonnen und schon wieder vorüber, und von neuem brach die Nacht an, die so lange und doch so kurze Nacht, so lang in ihrer grauenhaften Stille und so kurz mit ihren flüchtigen Stunden. Einmal raſete er und lästerte Gott, ein andermal wehklagte er und raufte sich das Haar aus. Ehrwürdige Männer seines Glaubens waren gekommen, um mit ihm zu beten, aber er hatte sie mit Flüchen vertrieben. Sie erneuerten ihre gutherzigen Bemühungen und er schlug nach ihnen.

Sonnabend Nacht; er hatte nun nur noch eine Nacht zu leben, und als er daran dachte, brach der Tag an, — Sonntag.

Erst in der Nacht dieses letzten schrecklichen Tages drang sich das ängstigende Gefühl seines hülflos verzweifelten Zustandes in der ganzen Stärke seinem gleichsam gelähmten Geiste auf; nicht, daß er jemals bestimmt auf Gnade gehofft hätte; er war aber bisher nur im Stande gewesen, an die Wahrscheinlichkeit eines so schnellen Todes zu denken. Er hatte nur wenig mit den beiden Männern gesprochen, die sich bei ihm

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ablöseten und diese bemüheten sich ihrerseits nicht, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er hatte wachend, aber träumend dagesessen. Jetzt fuhr er jede Minute auf, rannte mit aufgesperrtem Munde und brennender Haut in solcher entsetzlichen Angst und Wuth umher, daß selbst sie — obgleich an solche Scenen gewöhnt — schaudernd vor ihm zurückwichen. Er wurde zuletzt in allen den Qualen seines bösen Gewissens so schrecklich, daß ein Mann allein es nicht vermochte, bei ihm zu bleiben, und so wachten Beide mit einander.

Er kauerte sich nieder auf das Streulager und dachte an die Vergangenheit. Er war am Tage seiner Einziehung durch Steinwürfe verwundet worden und sein Kopf blutete noch. Sein rothes Haar hing an seinem blutlosen Gesichte herab; sein Bart war zerzauset und in Knoten geknüpft; seine Augen funkelten in grausigem Glanze und sein ungewaschenes Fleisch knisterte in dem Fieber, das ihn in Gluth verzehrte. Acht — neun — zehn. Wenn es nicht ein Spiel war, ihn zu erschrecken, und wirklich die Stunden so schnell einander auf dem Fuße folgten — wo würde er wohl seyn, wenn diese Stunde im Kreislaufe wiedererschiene! Elf. Ein anderer Schlag, ehe die Stimme der vorigen Stunde ganz verklungen war. Um acht Uhr sollte er, der einzige Leidtragende, zu seinem Grabe gehen, — um acht. —

Diese schrecklichen Mauern von Newgate, welche so vieles Elend und so unaussprechliche Angst, nicht blos vor den Augen, oft auch und lange vor den Gedanken der Menschen verborgen haben, sahen nie einen so grauenhaften Anblick als diesen. Die Wenigen, welche im Vorbeigehen stehen blieben und sich fragten, was wohl der Mann thue, der am nächsten Tage gehenkt werden solle, würden die Nacht schlecht geschlafen haben, hätten sie ihn sehen können.

Vom Abend an bis fast um Mitternacht erschienen kleine Gruppen an dem Thore und fragten mit besorgter Miene, ob eine Begnadigung erhalten worden sei. Die, welche die verneinende Antwort empfangen hatten, theilten die willkommene Kunde Gruppen auf der Straße mit, welche auf ein anderes Thor wiesen, durch welches er herauskommen müsse, dahin deuteten wo das Schaffot würde aufgeschlagen werden und das Schauspiel sich vorstellten. Allmälig entfernten sie sich Alle und auf eine Stunde mitten in der Nacht wurde die Straße der Einsamkeit und Finsterniß überlassen.

Der Platz vor dem Gefängnisse war geräumt und man hatte bereits einige starke, schwarz angestrichene Barrieren in der Straße aufgestellt, um den Andrang der erwarteten Volksmenge abzuhalten, als Brownlow und Oliver an dem Thore erschienen und einen Erlaubnißschein von einem Sheriff vorzeigten, der ihnen gestattete, den Gefangenen zu besuchen. Sie wurden sogleich eingelassen.

„Soll der junge Herr auch mitgehen?“ fragte der Mann, der sie zu führen hatte; „es ist kein Anblick für Kinder.“

„Allerdings nicht, lieber Freund,“ antwortete Herr Brownlow, „aber was ich mit dem Manne zu sprechen habe, geht den Knaben besonders an, und da derselbe den Juden in der Laufbahn seines Glückes und seiner Schandthaten gesehen hat, so denke ich, wird es gut sein, wenn es auch ohne etwas Furcht nicht möglich ist, daß er ihn auch jetzt sieht.“

Diese wenigen Worte waren bei Seite gesprochen worden, so daß Oliver sie nicht hörte. Der Mann griff an seinen Hut, sah Oliver mit einiger Neugierde an, öffnete ein anderes Thor und führte sie durch dunkele verschlungene Gänge zu den Zellen.

„Diesen Weg,“ sagte der Mann, indem er in einem dunkeln Gange stehen blieb, wo einige Männer in aller Stille einige Vorbereitungen machten, „diesen Weg muß er gehen. Wenn Sie hierher treten, so können Sie die Thür sehen, aus welcher er herauskommt.“

Er führte sie in eine steinerne Küche und zeigte nach einer Thür. Ueber derselben befand sich ein Gitter, durch welches männliche Stimmen nebst Hammerschlägen und dem Ton fallender Bretter herausdrangen. Man schlug das Schaffot auf.

Von hier aus gingen sie durch verschiedene starke Thüren, welche von anderen Thürhütern von innen geöffnet wurden, und als sie auf einen Hof kamen, stiegen sie einige schmale Stufen hinauf und gelangten in einen Gang mit einer Reihe starker Thüren zur linken Seite. Der Schließer winkte ihnen zurückzubleiben und klopfte mit seinem Schlüsselbunde an eine derselben. Die beiden Wächter kamen nach kurzen Flüstern heraus auf den Gang, streckten sich, als freuten sie sich der augenblicklichen Erlösung, und sagten den beiden Fremden, sie möchten dem Schließer in die Zelle hinein folgen. Sie thaten es.

Der verurtheilte Verbrecher saß auf seinem Lager mit einem Gesichte, das mehr dem eines gefangenen Thieres, als einem menschlichen Antlitze glich, und wankte hin und her. Seine Gedanken beschäftigten sich offenbar mit seinem frühern Leben, denn er murmelte immer vor sich hin, doch schien er ihrer Gegenwart sich nicht bewußt zu sein.

„Guter Junge, Karlchen — gut gemacht,“ murmelte er. „Auch Oliver! ha! ha! ha! Oliver auch — ganz der Herr nun, — ganz der — bringt den Jungen fort zu Bett.“

Der Schließer nahm die freie Hand Olivers, sprach ihm leise Muth zu und zeigte, ohne etwas zu sagen, auf den Gefangenen.

„Bringt ihn fort ins Bett!“ — rief der Jude. „Hört Ihr mich, — einige von Euch? Er ist — einigermaßen die Ursache von allen dem. Es ist das Geld werth, ihn dazu aufzuziehen — Bolters Kehle, Wilhelm; — denke nicht an das Mädchen; Bolters Kehle, so tief als Du schneiden kannst. Säbele ihm den Kopf ab.“

„Fagin!“ rief der Schließer.

„Das bin ich,“ antwortete der Jude und nahm sogleich dieselbe horchende Stellung wieder an, wie bei seinem Prozesse. „Ein alter Mann, Mylord, ein sehr alter, alter Mann.“

„Hier,“ sagte der Schließer, indem er ihn an der Brust faßte, damit er nicht aufstehe. „Hier ist Jemand, der Sie besuchen und um etwas fragen will. Fagin, Fagin! Sind Sie ein Mann?“

„Nicht lange mehr werde ich einer sein,“ antwortete der Jude, indem er mit einem Gesichte aufsah in dem kein menschlicher Ausdruck als Wuth und Schrecken lag. „Schlag' sie alle todt! Welches Recht haben sie, mich zu schlachten?“

Während er so sprach, erblickte er Oliver und Brownlow; er wich bis an das fernste Ende seines Lagers zurück und fragte, was sie da suchten.

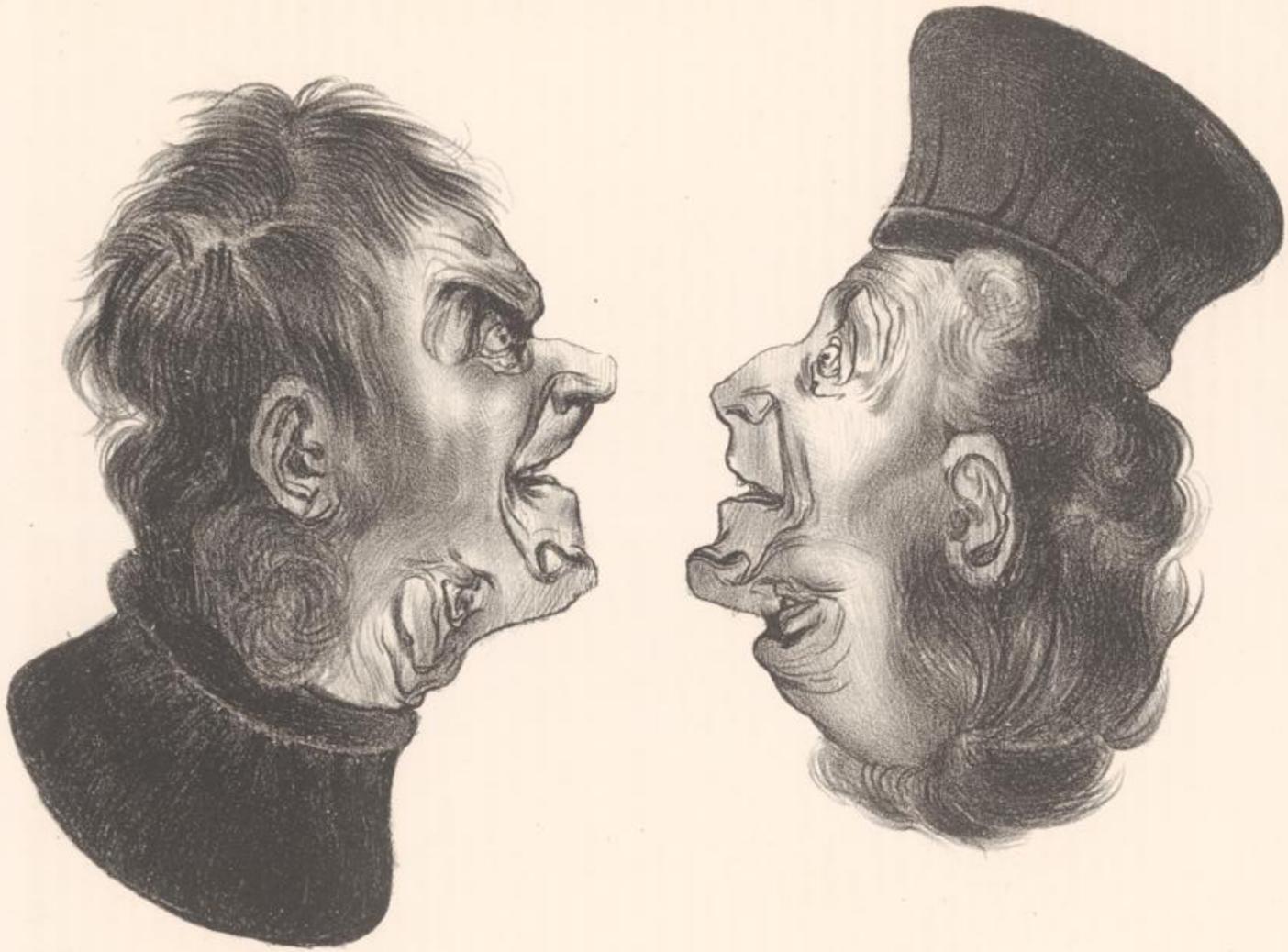
„Ruhig,“ sagte der Schließer. „Nun, Herr, sagen Sie ihm, was Sie zu sagen haben, aber schnell, denn er wird immer schlimmer, je näher die Zeit kommt.“

„Sie haben einige Papiere,“ sagte Brownlow, „die Ihnen von einem Manne, Monks genannt, zu besserer Sicherheit übergeben wurden.“

„Es ist Alles eine Lüge,“ antwortete der Jude. „Ich habe keins — nicht eins.“

Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ sprach Brownlow feierlich, „sprechen Sie so nicht am Rande ihres Grabes, sondern sagen Sie mir, wo sie sind. Sie wissen, daß Sikes todt ist,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Advokat. Ihr Proceß ist nicht zu gewinnen!
Client. Warum habt Ihr das nicht gleich gesagt?!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß Monks Alles gestanden hat und Sie nichts weiter zu gewinnen hoffen können. Wo sind die Papiere?"

„Oliver," rief der Jude und winkte ihm. „Hier, hier. Ich will es dir heimlich sagen."

„Ich fürchte mich nicht," sagte Oliver leise, indem er Brownlows Hand losließ.

„Die Papiere," sagte der Jude, indem er ihn an sich zog, „sind in einem Leinwandbeutel in einem Loche etwas über dem Kamine in der Stube vorn heraus. Ich muß mit Dir reden, mein Sohn, ich muß mit Dir reden."

„Ja, ja," antwortete Oliver. „Lassen Sie mich ein Gebet sagen; beten Sie nur eines mit mir auf Ihren Knieen und wir wollen reden bis an den Morgen."

„Hinaus, hinaus," antwortete der Jude, indem er den Knaben vor sich her schob nach der Thür zu und über den Kopf desselben hinstierte. „Sage, ich schlafe, — Dir werden sie glauben. Du kannst mich hinausbringen, wenn Du mich so nimmst.

„Ach, Gott vergebe diesem armen Manne!" rief der Knabe weinend.

„Das ist recht, das ist recht," sagte der Jude. „Das wird uns forthelfen. Erst diese Thür; wenn ich zittere und bebe am Galgen vorbei, achte nicht darauf und eile weiter. Nun, nun, nun."

„Haben Sie ihm sonst nichts zu fragen, Sir?" fragte der Schließer.

„Nein," antwortete Brownlow. „Wenn ich hoffte, wir könnten ihn zur Erkenntniß seiner Lage bringen. —"

„Das wird durch nichts zu bewirken sein," entgegnete der Mann kopfschüttelnd. „Verlassen Sie ihn lieber."

Die Thür der Zelle wurde geöffnet und die Wächter gingen wieder in dieselbe hinein.

„Weiter! weiter!" schrie der Jude. „Sachte, aber nicht so langsam. Schneller! Schneller!"

Die Männer hielten ihn, machten Oliver von ihm frei und zogen ihn zurück. Er krümmte sich und wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung, und stieß einen Schrei nach dem andern aus, die selbst durch diese massiven Mauern drangen und hinaustönten bis auf den Hof.

Es dauerte eine Zeitlang, ehe sie das Gefängniß verließen, denn Oliver wurde nach dieser schauerlichen Scene fast ohnmächtig und war so schwach, daß er über eine Stunde lang nicht gehen konnte.

Der Tag brach an, als sie hinaustraten. Bereits hatte sich eine große Menschenmenge versammelt; die Fenster waren mit Leuten besetzt, die zum Zeitvertreibe rauchten und Karten spielten; die Menge drängte, zankte und lachte. Alles verrieth Leben, bis auf einen dunkeln Haufen von Gegenständen in der Mitte, — das schwarze Schaffot, den Balken — den Strick und den ganzen gräßlichen Todesapparat.

Ein Duell ohne Zeugen.

An einem schönen Sommerabende des Jahres 1811, herschte in dem sonst so friedlichen Flecken von Tavenay, in dem Departement Morvan, eine außerordentliche Aufregung. Es bildeten sich vor den vornehmsten Gebäuden des Ortes lebendige Gruppen. Man redete davon, daß Pierre Herbert, der Pächter, seit dem vergangenen Abend verschwunden und daß seine junge Frau an dem Morgen darauf allein ausgegangen und seit der Zeit nicht wieder gesehen worden sey. Außerdem sagte man sich, daß man in der Richtung nach dem Walde zu lautes Schreien vernommen, und daß alle bis jetzt angestellten Nachforschungen zu keinem Resultate geführt hätten.

Gewisse Umstände, welche fast allen Bewohnern der Umgegend bekannt waren, gaben dieser zweifachen Abwesenheit des Pächters und seiner Frau eine besondere Bedeutung, so daß Jedermann auf irgend eine tragische Auflösung gefaßt war.

Die Untersuchungen wurden indessen fortgesetzt. Ein altes verfallenes Gemäuer, das am Anfange des Waldes lag, war noch unbesucht: als man endlich in das Innere desselben drang, bot sich den Blicken ein furchtbares Schauspiel. Zwei Menschen lagen auf dem Rasen ausgestreckt; die Waffen, welche ihre Hand noch fest umklammert hielt, konnten zur Genüge die zahlreichen Wunden erklären, von denen man ihre Körper bedeckt sah; weiter bedurfte es keiner Erklärung; die Namen der beiden Verwundeten gaben außerdem über Alles Aufschluß. Der Eine war Pierre Herbert, der Pächter; der Andere ein junger Soldat, ein Verwandter der Frau des Letztern, welcher sich, nach seiner Desertion, in dem nahen Walde verborgen gehalten. Sie hatten sich mit einander geschlagen und zwar, wie es schien, ohne Zeugen.

Man hielt sie Anfangs beide für todt. Doch überzeugte man sich bald, daß Pierre noch athme. Man erkannte sogar an einer breiten Blutspur, daß derselbe von einer ersten Betäubung zu sich gekommen, sich nach einer alten verschlossenen Thüre, die in der Mauer befindlich, geschleift habe; doch hatten ihm seine Kräfte versagt und er war wieder auf den Boden gesunken, ohne zum Ziele zu gelangen.

Eifrige Bemühungen riefen ihn in das Leben zurück; man bildete in der Eile eine Bahre, auf welche man ihn legte, um ihn nach dem Pachthofe zu bringen. Als der traurige Zug sich bereits anschickte, das Gemäuer zu verlassen, machte der Verwundete eine schwache Bewegung. Seine erloschenen Augen erhielten wieder neues Leben; er warf unruhige Blicke nach derselben Thüre, deren wir bereits Erwähnung gethan, und bemühte sich, die Arme in dieser Richtung auszustrecken, als wollte er sie der Aufmerksamkeit der Anwesenden bezeichnen. Was konnte sich wohl hinter dieser Thüre bergen? Man bemerkte auch nun, daß sie von einem Stücke Holz, welches in einem eisernen Ringe steckte, von Außen fest verschlossen wurde. Man öffnete sie begierig; diejenigen aber, welche zuerst vorgedrungen, bebten zurück, indem sie einen Schrei des Entsetzens ausstießen.

Ein Frauenzimmer lag da, kalt, leblos, den Mund von Blut befleckt, die Hände und Nägel erbärmlich zerfleischt. Ihr Kopf, welchen sie wider die Mauer gestoßen, war an einer breiten Wunde offen; das Gesicht, ganz zerquetscht und zerfleischt, kaum noch zu erkennen. Doch hatte Jeder der Anwesenden, ehe er sie noch genauer in Augenschein genommen, schon ihren Namen genannt. Die Unglückliche war nicht gestorben; als sie aber endlich wieder den Gebrauch ihrer Sinne erhalten, erkannte man, daß sie verrückt geworden.

So hatten sich die Bewohner von Tavenay in ihren traurigen Vermuthungen nicht getäuscht. Ein furchtbares Drama war seiner Entwickelung zugeeilt.

Pierre Herbert war vor sechs Jahren als Conscribirter gleich so vielen Andern aus der Heimath fortgezogen, mit der Aussicht eines schnellen Todes oder eines raschen Avancements. Es war damals die Zeit der großen, entscheidenden Schlachten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gemeine Soldaten stiegen nach kurzer Frist zum Generalsrange und von diesem bald auf königliche Throne; jeder zog dem Feinde entgegen, das Auge fest auf dieses ruhmvolle Ziel gerichtet, ohne an die Unzahl derer zu denken, welche in der Schlacht oder auf dem Marsche den Tod fanden.

Pierre war noch eine besondere Instruction anvertraut worden, da er eben so viel Klugheit, als Tapferkeit besaß. Nachdem er zu Wagram eine gefährliche Wunde erhalten, empfing er zur Belohnung seines Muthes und seiner Wunden die Sergeantenschnüre und das Kreuz der Ehrenlegion. Er wurde nach Verlauf von vier Dienstjahren als Invalide in seine Heimath entlassen.

Die Rückkunft des Sergeanten war ein großes Ereigniß zu Tavenay. Der militairische Grad wie die Pension, welche ihm verliehen wurden, machten ihn nebst dem Besitze seines kleinen Erbes zu einer Person von Bedeutung in Tavenay. Man sprach fast von Nichts, als von Pierre Herbert. Mochte er auch am linken Arme verstümmelt sein und leicht hinken, so überraschte dagegen sein Gesicht, so sehr es auch von Krankheit bleich und in Folge der Anstrengung und Entbehrungen entstellt worden, immer noch durch seltne Schönheit und interessanten Ausdruck.

Bald übernahm er die Verwaltung einer Pacht, die er mit großer Umsicht leitete. Er hatte sich auf seinen Feldzügen praktische Bildung und Menschenkenntniß erworben. Von seines Gleichen ward ihm mit Achtung begegnet, von Höheren mit ehrenvoller Berücksichtigung. Alle Mütter hätten ihn gern als Schwiegersohn empfangen, wie alle Schönen des Ortes als Gemahl; seine Wahl war indessen schon bestimmt. Bei seinem Abzuge aus der Heimath hatte er das Andenken eines jungen Mädchens mitgenommen, Namens Annette Loury; als er wieder heimgekehrt, fand er dieselbe noch schöner und reizender, als zur Zeit seines Abmarsches und wurde nun von inniger, glühender Liebe zu ihr erfaßt. Annette ward von der treuen, liebenden Neigung gerührt. Ja, vielleicht fühlte sich die eitle, kokette Schöne auch dadurch geschmeichelt. Erweckte ihr doch der Vorzug, den ihr Pierre einräumte, so viele Neiderinnen! Dessenungeachtet liebte sie seit lange in's Geheim ihren Vetter Eduard, welchen vor Kurzem die Conscription aus der Heimath entführt hatte. Eduard stand nun in dem ungünstigen Lichte der Entfernung. Pierre war zudem reich, Annette arm. Sie reichte ihm daher, von ihrer Familie gedrängt, wie von der eigenen Eitelkeit verführt, nach Verlauf von sechs Monaten die Hand am Altare.

Pierre und Annette waren, nach der Behauptung der Matronen von Tavenay ein schönes, erlesenes Paar. Annette war stolz auf den Besitz ihres Mannes. Wenn dieser von seinen Feldzügen erzählte und seine erstaunten Zuhörer in stumme Verwunderung versetzte, so schien sie sich zu überreden, daß sie nie einen andern geliebt hätte. Auch war Pierre, gleich allen französischen Landbewohnern, die Kriegesdienste gethan, der beste, zärtlichste Gatte, welchen man finden konnte; besorgt, reinlich, eitel und voll Zuvorkommenheit gegen Annette. Er hatte für Sie die Aufmerksamkeit, die Artigkeiten und süßen, schmeichelnden Reden, welche Frauen so bezaubern und deren schickliche Anwendung denen ein Geheimniß bleibt, welche nie aus ihrer Heimath gekommen. Und dann bewahrte er noch unter dem linnenen Kamisol ein kühnes, entschlossenes Herz, das den alten Kaisersoldaten verrieth. Wenn er am Sonntage seine schöne Uniform aus dem Schranke nahm und sich auf dem Platze vor der Kirche in dem Sergeantenschmucke mit dem Ehrenkreuze zeigte, entblößten sich alle Häupter vor dem Legionär, Aller Hände suchten die seinigen und Annette lehnte stolz an dem Arme des Gatten, sich glücklich fühlend beim Anblick der Eifersucht des Aergers ihrer Jugendfreundinnen, welche sie ob des hohen Glückes beneideten.

Um diese Zeit war Frankreich in den unseligen Kampf mit Rußland verwickelt. Der Kaiser, welcher fern von seinen Staaten lebte, überließ diese bedrohender Unordnung und Verwirrung. Man sprach zu Tavenay von Deserteuren, welche die nahen Waldungen erfüllten. Die Gensdarmerie machte, um sich derselben zu bemächtigen, vergebliche Streifzüge. Die Bauern, welchen der verborgene Aufenthalt der Deserteure bekannt war, versahen sie mit dem nöthigen Bedarfe zu ihrem Unterhalt. Unter diesen Unglücklichen hielt sich auch Eduard, der Vetter Annetten's verborgen. Müde der Anstrengungen und Gefahren des Krieges, hatte er die Reihen verlassen und war in seine Heimath zurückgekehrt. Um ihn zu zwingen, sich wieder unter die Fahne zu begeben, wurde seinen alten Eltern Einquartirung zugeschickt; der gute Herbert jedoch, welcher sie beklagte, ohne das Betragen des Sohnes zu billigen, nahm den Mann, den sie in's Quartier nehmen sollten, auf seinem Pachthof auf und sorgte für dessen Unterhaltung.

Ach! es war schon um das Glück geschehen, welches er auf die Liebe seiner Frau gegründet hatte. Das wankelmüthige Herz Annetten's hatte abermals seine Neigung gewechselt. Das schwache, unglückliche Geschöpf! Sie hatte Eduard, ihren alten Freund, wieder gesehen; sie sah ihn als einen Geächteten, von entehrender Bestrafung bedroht; mit dem Mitleid war zugleich wieder innigere Liebe in ih er Seele erwacht.

Der Pachthof Pierre's stieß an den Wald. So oft der Gatte abwesend war, verließ Annette ihre Wohnung, um Eduard in den Schattenhallen des Hains zu finden. Die Liebenden pflogen langen, traulichen Gesprächs unter den dichtesten Laubgewinden, machten die anmuthigsten Promenaden auf dem weichen Moosteppiche und unter dem süßen, bezaubernden Dufte wohlriechender Kräuter. Obschon diese Rendezvous der beiden Pflichtvergessenen immer häufiger wurden, so schien doch Pierre so sehr auch alle Andern bereits sein Unglück beklagten, dasselbe nicht einmal von ferne zu ahnen. Eines Abends kehrte er nicht auf seinen Pachthof heim. Es war den ganzen Tag schwül und drückend heiß gewesen. Der Himmel war von Gewitterwolken umnachtet und durchfurcht von zahllosen Blitzen. Nachdem Annette eine Zeit lang ihren Mann erwartet, überredete sie sich, daß er aus Furcht vor dem nahenden Gewitter länger in der Stadt verweilt wäre. Armer, unglücklicher Pierre! Das Gewitter, welches in seinem Busen tobte, war viel furchtbarer als das, welches die Natur in wilden Aufruhr versetzte. Der, welcher ihn so blindlings, gleich einem Unsinnigen, hätte dahinstürmen sehen, wie er sich in dem Sande wälzte, die Haare ausriß und blutige Thränen vergoß, wäre bei dem Anblicke dieser Verzweiflung aufs Tiefste erbebt. Der Mann, welcher dem Tode in's Angesicht getrotzt, weinte jetzt wie ein Kind. Seine starke Brust entlud sich in konvulsivischen, heftigem Schluchzen. Der Name Annette entfuhr öfters gewaltsam seinen Lippen. Indessen hatte sich die ganze Wuth des Sturmes entfesselt; der Wind sauste und pfiff furchtbar durch die Bäume und der Donner schien die wiederhallende Wölbung des Himmels wankend zu machen. Pierre indeß sah und hörte nichts von dem Allem. In tiefen Schmerz versunken, gedachte er nur seines getäuschten Vertrauens, seiner verrathenen Liebe, der Liebe, welche so innig, so treu, so hingebend! Der Tod wäre ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nun ein willkommener Gast gewesen. Zu seinen Füßen rauschte der Strom wild, schäumend, vom Regen hoch angeschwellt! Da durchfuhr die Seele Pierre's gleich einem Blitz der Gedanke an Selbstmord . . . Doch sollte er sterben ohne sich zu rächen? Sollte er die zwei Treulosen in dem ungestörten Genusse ihres Verbrechens zurücklassen? Dieser Gedanke war ihm der unerträglichste von Allen.

Er brachte die Nacht in schrecklicher, innerer Bewegung zu. Endlich beschwichtigte sich dieselbe in Etwas, seine Verzweiflung verwandelte sich in dumpfe, traurige Abspannung. Er stahl sich bei Anbruch des Tages leise in seine Wohnung. Ohne seine Frau zu wecken, ohne es auch nur zu wagen, einen Blick auf dieselbe zu werfen, stieg er sogleich in den obern Stock und alsbald wieder herab, unter seinem Kamisole zwei Säbel verbergend, die er als Andenken an seinen früheren Kriegsstand aufbewahrte.

Unweit von dem Pachthofe, am Saume des Waldes, stand eine alte verlassene Ruine, ohne Dach, dem herabströmenden Regen preisgegeben, von Dornen und Hollunderhecken umhegt, und im Innern von einem weichen Rasenteppich geschmückt, ein friedliches, stilles Asyl, welches die abergläubigen Landbewohner nie zu stören wagten. Nach den Versicherungen derselben, vernahm man oft an diesem Orte seltsames, abenteuerliches Geräusch; man sah unbekannte geisterhafte Gestalten durch die einsamen Räume schlüpfen. Pierre war nicht der Mann, der sich von abergläubiger Furcht befangen ließ. Er beschloß, zwischen den verrufenen Mauern seine Waffen niederzulegen. Als er dies gethan, nahm er die Geisterwohnung in nähern Augenschein. Es fand sich in derselben noch ein altes Thor, welches von einem ganz verrosteten Eisenringe verschlossen wurde. Diese Thüre führte nach einem Schlupfwinkel, der keinen weiteren Ausgang hatte. Nachdem Pierre Alles gehörig besichtigt, kehrte er zurück und harrte in gespannter Erwartung. Bange, zögernde Stunden brachte er in dieser Erwartung zu. Das Gewitter war vorüber, die Sonne strahlte bereits wieder von dem reinen Azur des Himmels, die Natur, deren Frieden unsere Leidenschaften und unser Elend nicht zu stören vermögen, war reizender und schöner als je. Pierre war von tödtlicher Angst gequält. Man ruft nicht mit heftigerer Ungeduld die Stunde eines ersten Rendezvous herbei, als der unglückliche Pierre nach der Ankunft derjenigen verlangte, die ihn verrieth. Endlich ließ sich ein leises Geräusch vernehmen, das Geräusch eines Frauentrittes über dem Moose. Annette ging unruhig und bewegt an dem Gebüsche vorüber, das ihren Mann verbarg. Einen Augenblick schien sie zu zaudern, dann begann sie wieder rasch auf das Gemäuer zuzugehen. Wie jedes Weib, das sich nicht mehr gehört, erschien sie zuerst beim Rendezvous. Schon hatte sie sich über die Gleichgültigkeit ihres Freundes zu beklagen. Mit einemmale vernahm sie beschleunigte, rasche Tritte:

„Eduard!" rief sie, indem sie entgegeneilte.

Es war Pierre, dem sie die Arme ausbreitete. Er war bleich, verstört, von Regen und Koth triefend; der Zorn glühte nicht mehr aus seinen Blicken; man las in denselben nur noch eine ungeheure Verzweiflung und einen Schmerz, der sich nicht trösten lassen wollte. Nicht überhäufte er mit Vorwürfen und Verwünschungen die Unglückliche, welche zu seinen Füßen lag; er hätte in dem Augenblicke auch nicht eine Sylbe zu sprechen vermocht und vielleicht wäre ihm mit der Rede selbst das Weinen gekommen. Er hob Annette vom Boden und trug sie mehr als er sie führte, in den geheimnißvollen Schlupfwinkel, von welchen wir bereits besprochen; indem er in den Eisenring ein langes Stück Holz steckte, welches über beide Seiten der Mauer hinausragte, schloß er sie ab mit ihren Erinnerungen und Gewissensbissen; darauf blieb er schweigend an die entgegengesetzte Mauer gelehnt stehen.

Annette, welche Anfangs die Besinnung verloren hatte, ward bald wieder zu sich gebracht durch die Nähe der drohenden Gefahr. Wie sollte sie indeß derselben zuvorkommen? Wie ihren Freund davon benachrichtigen? Einige Minuten brachte sie in tödtlichem Bangen zu, während das furchtbarste Schweigen in den Ruinen herrschte. Queer durch die Spalten der Thüre sah die unglückliche Frau ihren Mann vor sich stehen, unbeweglich, das Auge unverwandt nach der Stelle gerichtet, auf welcher Eduard zum Vorschein kommen sollte. Bald trat derselbe hastig ein, und blieb sprachlos beim Anblick Pierre's stehen. Sie betrachteten sich einige Augenblicke, ohne ein Wort zu sprechen. Eduard begriff, daß Alles entdeckt wäre; ein dumpfes Wimmern belehrte ihn zugleich, daß seine Mitschuldige in der Nähe sei. Er erblaßte und schlug die Augen nieder. Pierre zeigte ihm die Waffen, welche er mitgebracht und unter denen er seinem Gegner die Wahl frei gab; indem er sich alsdann auf die Hut stellte, den Rücken nach der Thüre gekehrt, hinter welcher Annette, unsichtbar gegenwärtig, auf den Knieen betete, erwartete er seinen Feind. Es bedurfte keiner langen Erklärung; der Kampf begann.

Der Infanteriesäbel ist eine furchtbare Waffe. Wenn er auch nicht auf einen Hieb tödtet, gleich dem Degen, so macht er dagegen breite Wunden, verstümmelt, zerbricht und nimmmt ganze Glieder mit hinweg. Die beiden Gegner wußten ihn fast mit gleichem Geschicke zu gebrauchen. Eduard war in seinen Bewegungen nur leichter und gewandter, Pierre kräftiger.

Annette, welche gezwungene Zeugin des Kampfes sein mußte, den sie veranlaßt, machte vergebliche Bewegungen, ihrer Haft zu entkommen. Bald verwundete sie sich Hände und Gesicht, indem sie mit denselben wider die Thüre schlug, ohne sie öffnen zu können, bald hielt sie sich dicht angelehnt an diese unselige Thüre und folgte mit bangem Blicke allen Bewegungen der Kämpfer. Sie erblickte sich gegenüber Eduard, der mehr bemüht war, sich zu vertheidigen, als anzugreifen, bleich, mit geschlossenen Zähnen, den Schaum vor dem Munde. Sie sah das Gesicht ihres Mannes nicht; doch konnte sie von der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, der Heftigkeit seiner Angriffe, wie von den furchtbaren Streichen, die er fortwährend versetzte, auf die Wuth schließen, welche ihn erfaßt hatte. Vergeblich wandte sie die Blicke von dem furchtbaren Schauspiel ab, stets wurden sie wieder von einer geheimnißvollen Macht, welche ihren Willen zu beherrschen schien, auf dasselbe zurückgelenkt. Die Arbeit des Todes wurde mit stummer Wuth zu Ende gebracht. Man vernahm nichts als das Anprallen des Eisens an Eisen, und manchmal ein Geräusch, welches nicht sowohl verderblich als dumpf lautete; schon war bereits Blut geflossen. Eduard, welcher an der Brust von einem Säbelhiebe getroffen worden, athmete kaum noch. Es wurde ihm dunkel vor den Augen er suchte all' seine Kraft und Gewandtheit zu einem letzten Streiche zu sammeln. Pierre war schwer an dem Kopfe verwundet; das Blut rann ihm auf das Gesicht. In Folge seiner heftigen Bewegungen war die alte Wunde an dem Schenkel aufgegangen, sa daß er vor dem Feinde stehen bleiben mußte, unvermögend, vorwärts oder rückwärts zu treten, aber trotz dem furchtbar, unverdrossen und entschlossen zu sterben, wenn er nur, im Sterben seiner Rache gewiß sein könne.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mittlerweile rief Annette:

„Haltet ein, haltet ein! ... Pierre, mein Mann! Eduard! Habt Erbarmen, habt Mitleiden! Haltet ein! ... Tödtet lieber mich. Zu Hülfe! ... Mein Gott! Kömmt denn gar Niemand? ... Zu Hülfe! Zu Hülfe! Und sie zerkratzte sich dabei die Nägel an der Thüre und den Wänden.

Ihr dumpfes Geschrei hemmte jedoch nicht im Mindesten den Eifer der Kämpfenden. Von dem Blute, welches ihm auf die Augen niedertroff, verblendet, sah Pierre fast nichts mehr, doch hieb er immer blind drauf los. In diesem Augenblicke stürzte sich Eduard mit erhobenem Säbel auf ihn, versetzte ihm aber, des beabsichtigten Streiches fehlend, einen gleich furchtbaren in die Seite. Er war schon im Begriffe, seinem Gegner einen zweiten zu versetzen, als er auf einen durchdringenderen Schrei seiner Mitschuldigen einen Blick nach ihr wandte, einen einzigen Blick, welcher ihm das Leben kostete. Pierre stieß ihm ehe er zusammensank, den Degen tief in den Leib, worauf die zwei Feinde auf den Rasen stürzten, und sich in furchtbaren Todeskrämpfen wanden.

Nun trat eine furchtbare Stille ein, furchtbarer selbst, als die Wuth des Kampfes. Annette schrie noch mehr; sie bedeckte sich nur noch das Gesicht mit beiden Händen, als wollte sie den Anblick einer schrecklichen Erscheinung abhalten. Ihre Lippen bewegten sich zwar, doch entschlüpfte denselben kein Laut. Bald erhob sie sich wieder, heftig athmend gleich einer schnaubenden Löwin, die sich ihren Ketten zu entringen strebt. Vergeblich bemühte sie sich, mit ihren Händen und Zähnen die Spalte der Thüre erweitern, um Pierre und Eduard sehen zu können, die außer der Richtung ihres Blickes gefallen waren. Was hätte sie nicht gegeben, um nur eine Bewegung, einen Seufzer zu erlauschen, so schwach er auch sein möchte. Sie vernahm aber nichts, als das Geräusch der Blätter, welche der Wind leise bewegte ... Ohne Zweifel waren Beide todt. Wenn sie aber nur verwundet wären! ... Wenn es noch Zeit, ihre Wunden zu schließen, den Lauf des strömenden Blutes zu hemmen! ... O diese Thüre, diese verhängnißvolle Thüre! ... Zu gleicher Zeit so nah zu sein und so fern! ... Zu wissen, daß die beiden Menschen, welche sie geliebt, welche sich so eben für sie ermordet, da liegend, mit dem Tode ringend ... Dies zu wissen und nicht Hülfe bringen zu können ..., dies war zu viel für ein schwaches Wesen! Außer sich und auf den höchsten Grad des Schmerzes und der Verzweiflung gebracht, begann sie, Jammerlaute auszustoßen, welche etwas Unheimliches, Schaudererregendes hatten; diese Laute vernahm man lange Zeit aus dem nahen Walde; manchmal schienen sie zu verstummen, dann erhoben sie sich wieder bestimmter, schärfer, gellender. Endlich erstarben sie völlig; es kehrte wieder die vorige Stille in den Umkreis des Waldes und das Schweigen des Todes herrschte wie vordem zwischen den altergrauen Ruinen.

* * *

Gegen Ende des verwichenen Septembers 1838, besuchte der Verfasser der Erzählung das Invalidenhaus zu Paris. Er verweilte länger in einem Gärtchen, welches besser gehalten war, als die übrigen. Man konnte sich durch seinen Anblick überzeugen, daß es von dem Besitzer gepflegt wurde. Man bezeichnete diesen als einen Invaliden von ungefähr fünfzig Jahren, dessen einer Arm verstümmelt, wie sein Gesicht mit Wunden bedeckt war. Seine Kameraden erzählten, daß er, nachdem man ihn mit dem Sergeantengrade und dem Ehrenkreuze in seine Heimath entlassen, trotz seiner Wunden mit nach Waterloo gezogen, daß er aber daselbst den Tod, den er gesucht, nicht gefunden. In seinem Angesichte sprach sich eine sanfte, rührende Trauer aus. Auf einer Rasenbank sitzend, überließ er sich seinen Erinnerungen, die nicht ganz erfreulich zu sein schienen; denn es zog von Zeil zu Zeit eine düstere Wolke über seine Stirne. Es hielt nicht schwer, mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen.

Der Invalide, den man oft in seinem Gärtchen auf und abwandeln sieht, welches das dritte links ist, wenn man eintritt, nennt sich — Pierre Herbert. Voleur.

Abenteuer des spanischen Renegaten Ali-Ben-Abdallah.

Anfangs Octobers v. J. traf ich eines Morgens bei einem meiner Freunde einen Mann von etwa 50 Jahren, in morgenländischer Tracht, an, dessen tiefgefurchte Stirn ein anhaltendes angestrengtes Denken, oder auch die Eindrücke eines Lebens voller Gefahren oder grausamer Erfahrungen verrieth. Obgleich die ziemlich uncorrecten Lineamente seines Gesichts keineswegs an den ernsten Typus des arabischen Hauptes, noch an die Physiognomie voll Adels und Würde des Türken, noch an die weichliche und etwas weibische Schönheit des Mauren erinnerten, war ich nach der Langsamkeit und dem Gemessenen seiner ausdrucksvollen Gebehrdung, nach der unaussprechlichen Leichtigkeit, in welcher er sich in seiner Kleidung bewegte, und nach der Ungezwungenheit seiner Haltung doch der Meinung, daß er nothwendig einer dieser drei Racen angehören müsse. Ich vernahm in der That, daß er Ali-Ben-Abdallah heiße, und daß er unlängst Oran, wo er das bescheidene Amt eines Thürhüters bekleide, verlassen habe, um zu Perpignan im Processe des Generals Brossard als Zeuge aufzutreten.

„Und Sie haben sich diese Gelegenheit zu Nutze gemacht, um Paris und Frankreich zu sehen, das Sie unstreitig nicht kannten," sagte ich zu ihm.

— Verzeihen Sie, mein Herr, antwortete er mir, Frankreich ist mir längst bekannt, und Sie waren vielleicht noch nicht geboren, als ich es zum erstenmal besucht habe.

„Was hat Sie denn so früh nach Frankreich geführt? etwa Handelsgeschäfte?"

— Oh nicht doch! — erwiederte er lachend — es war vielmehr einer der Wechselfälle, die mein Leben bis auf den heutigen Tag bewegt haben. Ich habe, mein Herr, die Ehre gehabt, unter Ihrem großen Kaiser zu dienen: da, sehen Sie! setzte er hinzu, indem er ein Papier, gelb wie Pergament, dessen durchgescheuerte Falten ein respectables Alter bekundeten, aus seiner Brieftasche nahm und es mir hinhielt.

Es war ein in bester Form von einem der Corpschefs, die in der Schlacht von Leipzig befehligten, ausgestelltes Certificat, in welchem bescheinigt wurde, daß der Inhaber, Jacob Pavie, Regimentsquartiermeister beim 10ten Artillerieregimente, sich während dieser denkwürdigen Schlacht wacker benommen, und, sein Leben einsetzend, um das Leben eines seiner Officiere zu retten, sich das Kreuz der Ehrenlegion verdient habe.

— Dieser Pavie, oder vielmehr Pavia, denn ich bin ein Spanier von Geburt — fuhr Ali fort — bin ich, der mit Ihnen spricht. Das wundert sie, nicht wahr? Sie hätten unter diesem Costum schwerlich eine Trümmer der großen Armee vermuthet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Nein, wahrlich nicht," antwortete ich ihm. „Aber aus welcher wunderlichen Laune haben Sie die Artilleristen-Uniform gegen den Kaftan und die Bornuse vertauscht? Das scheint mir, unter uns gesagt, ein etwas schroffer Uebergang zu seyn; denn ich wüßte nicht, daß die Soldaten des Kaisers je eine besondere Liebhaberei für den Mohamedismus gehabt hätten, außer etwa im Punkte der Vielweiberei."

— Nun, was das betrifft, so ist das eine lange Geschichte, und ich weiß in der That nicht, bis wie weit das Detail der zahllosen Widerwärtigkeiten und Plackereien, die ich bis auf den heutigen Tag erfahren habe, Sie interessiren könnte; auch möchte ich Ihnen zu Ihrem eigenen Besten rathen, nicht zu sehr in mich zu dringen, daß ich sie erzähle, denn es geht mir wie allen Unglücklichen, ich werde gern weitläufig in der Beschreibung meiner Unfälle.

„„Wohlan denn,"" sagte nun mein Freund, „„Sie sollen uns das alles bei Tische, beim Frühstück zum Besten geben. Sie werden in uns theilnehmende und aufmerksame Zuhörer finden, und um Ihren Kummer wegzuschwemmen, wenn Sie dessen noch haben, wollen wir flott auf die Gesundheit des Propheten trinken, falls Sie nicht seit Ihrer Bekehrung oder Apostasie, wie es beliebt, eine heilige Scheu vor solchen Flüssigkeiten bekommen haben sollten, was mich, ich gestehe es, von einem Ex-Kanonier der kaiserlichen Armee Wunder nehmen würde.""

— Nur vor schlechtem Weine habe ich Scheu, rief unser drollige Tischgenosse aus, indem er sein Glas mit beiden Händen ergriff. Hole der Teufel den Mahomed! ich verachte ihn als eine Wasserratte. Ich will Ihnen also, meine Herren, den Lebenslauf des armen Ali erzählen, da Sie es einmal wollen. Möge die Erzählung meiner Abenteuer Ihnen weniger Langeweile machen, als sie mir Leiden verursacht haben.

Ein Gleiches wünschen wir dem Leser.

Was meinen Freund und mich betrifft, wir setzten uns in Positur und wurden ganz Ohr, fast wie die Dido und Anna Soror in dem Augenblicke, wo der Vater Aeneas das Wort nahm, und wir hörten inter pocula der Geschichte, die man lesen wird, und die der Erzähler nur hin und wieder unterbrach, um dem Mahle des Amphitryons zuzusprechen, mit einer immer mehr gesteigerten Theilnahme zu.

— Spanien, mein Vaterland, begann unser Erzähler, ist bekanntlich das Land der Abenteuer und der Abenteurer. Es scheint, daß ich mindestens in diesem Stücke, meinen Ursprung nicht verläugnen sollte: Sie mögen das beurtheilen. Meine Kindheit und meine erste Jugend verflossen übrigens ziemlich friedlich. Ich lebte achtzehn Jahre lang in dem Zustande, den die Italiener far niente nennen, und den ich stets für den angenehmsten gehalten habe. Obgleich ich einer armen Familie angehörte, befand ich mich doch sehr wohl dabei, denn der Spanier bedarf nur wenig. Meine Eltern, die im Uebrigen so stolz waren, wie wenn sie alle Schätze von Amerika besessen hätten, hielten es unter ihrer Würde, mich irgend ein Handwerk lernen zu lassen, was ich späterhin oft zu bereuen Ursache gehabt habe.

Als ich alt genug war, um waffenfähig zu sein, gab mein Vater, ein geschworner fanatischer Feind der Franzosen, mir ein Gewehr in die Hand und führte mich meinen ältern Brüdern zu, die schon in einer Guerillatruppe dienten, die sich wider die französische Armee gebildet hatte. Ich that wie sie, und focht an ihrer Seite, nicht, daß ich irgend einen Haß gegen Ihre Landsleute gehabt hätte, sondern aus Nachahmung und Zeitvertreib. Diese Art von Zeitvertreib war aber für mich von kurzer Dauer, denn bei einem der ersten Treffen, an welchem ich Theil nahm, zogen die Spanier den Kürzeren, und wurden in die Flucht geschlagen; da ich aber einen Schuß in den Schenkel bekommen hatte, folglich nicht entrinnen konnte, so fiel ich den Siegern in die Hände. Zu gutem Glücke wollte das Geschick, das dergestalt gegen mich präludirte, daß ich es mit menschlich gesinnten Soldaten zu thun hatte, die, statt mir den Garaus zu machen, wie sie es zur Repressalie hätten thun können, mit meiner Jugend Mitleid hatten und mich mit sich ins französische Hauptquartier nahmen, wo ich bald geheilt wurde. Von dort wurde ich dann mit einer ziemlichen Anzahl anderer Spanier, die gleich mir in Gefangenschaft gerathen waren, ins innere Frankreich abgeführt, das ich so zum erstenmale, und, ich verhehle es nicht, etwas ungern, zu sehen bekam. Bald nach meiner Ankunft dort wurde die famöse Deroute bekannt, die Ihr Napoleon da unten, im Norden, erlitten hatte, weil er aus Rußland ein großes französisches Departement hatte machen wollen. Da sah man sich überall nach Leuten um, welche die Soldaten ersetzen sollten, die im Schnee umgekommen waren, und so wurden denn auch wir, die spanischen Kriegsgefangenen, aufgefordert, in die Dienste des Kaisers der Franzosen zu treten; die meisten weigerten sich dessen, ich aber verstand mich dazu. Ich fühlte, wie schon gesagt, keinen Haß gegen Frankreich; überdem handelte es sich ja für den Augenblick nicht darum, gegen Spanien zu fechten, und das Loos eines Gefangenen hatte so wenig Annehmlichkeiten, daß ich nicht anstand, es gegen dasjenige zu vertauschen, das mir geboten wurde.

So kam ich denn unter das 10te Artillerieregiment und mit demselben nach Deutschland, wo der Prinz Eugen mit seinen 25 bis 30,000 Mann einen schweren Stand gegen die fünfte Coalition hatte. Ich wohnte nach einander den Schlachten von Lützen, Bauzen, Hanau, Culm und Wachau bei. Sie wissen, wie der Kaiser Napoleon mit einer Armee von Conscribirten, von welchen drei Viertheile nicht über sechs Monate Dienstzeit zählten, überall zu siegen wußte. Den zweiten Tag nach dem Treffen von Wachau erfolgte die Schlacht von Leipzig. O Gott! welch eine Kanonade, welche ein Blutbad! Noch jetzt überläuft mich ein Schauder, wenn ich daran denke. Ich muß mich jedoch an diesem Tage ziemlich gut benommen haben, denn der General Lagrange, gegenwärtig Pair von Frankreich, und der sich, nebenbei gesagt, nicht wenig wundern möchte, einen Soldaten seiner Division in solchem Aufzuge zu sehen brachte mich noch am Abend der Schlacht für das Kreuz der Ehrenlegion in Vorschlag. Ich war bereits Unterofficier, und hätte also, wie Sie sehen, schon so gut wie ein Anderer meinen Weg machen können; aber leider wurde ich, als wir den andern Tag wegen Mangel an Munition und Lebensmitteln retiriren mußten, von einem Trupp Preußen umzingelt und gerieth abermals in Gefangenschaft. Ich wurde nach Preußen abgeführt und blieb bis zur Abdication des Kaisers gefangen; da wurde ich von meinem Gesandten reclamirt, der mich nach Stralsund schickte, um dort nach Spanien eingeschifft zu werden. Wie fühlte ich mein Herz pochen, als ich dort angelangt, mein Dorf, wo ich das Licht der Welt erblickt hatte, wieder sah! Ich rannte meiner Wohnung zu, fand sie aber öde und verlassen: da bemächtigte sich meiner schon ein unheimliches Gefühl. Was ist aus Diego Pavia, meinem Vater, geworden, fragte ich einen Nachbar, der eben vorüber ging. — Der ist im Kampfe für seinen legitimen Monarchen gefallen. — Gefallen! wiederholte ich maschinenmäßig. Und meine Brüder Joseph und Johann?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Auch sie sind für die gute Sache gefallen. Allmächtiger! was muß ich hören. Und meine Mutter, ist auch sie unter den Todten? Ja, sie überlebte ihren Gatten, ihre Söhne nicht, denn sie glaubte, daß auch Ihr für sie verloren wäret. Gott schütze Euch, Nachbar!

So kam ich denn nach drei Jahren peinlicher Abwesenheit in mein Vaterland zurück, um dort die traurige Gewißheit zu erlangen, daß ich jetzt allein auf der Welt stände. Ohne Eltern, ohne Freunde, ohne ein Gewerbe und ohne Hülfsmittel blieb mir nichts weiter übrig, als, wie schon früher, wieder Soldat zu werden. Ich ließ mich demnach unter die Fahne des Königs von Spanien werben, wo ich aber von meinen Thaten zu Lützen und Leipzig schwieg, fürchtend, daß mich das in den Augen meiner Chefs compromittiren möchte. Es gelang mir in der That, die Sache eine Zeitlang zu verhehlen; aber das stets auf mich erpichte Unglück machte bald alle meine Vorsicht zu Schanden: ein, ich weiß nicht welcher, heilloser Zufall hatte es offenbart, daß ich zur Zeit meiner Gefangenschaft in Frankreich Dienste genommen hatte. Es fehlte wenig daran, daß dieser Umstand als Hochverrath angesehen und bestraft worden wäre; man begnügte sich jedoch damit, mich aus dem Eliten-Corps auszustoßen, dem ich bis dahin angehört hatte, und mich nach Ceuta zu schicken, eine Stadt, welche die Spanier im Marokkanischen, am Eingang des mittelländischen Meeres besitzen, und deren Obhut sie dem Auswurf ihrer Armee anzuvertrauen gewohnt sind. Dort warteten meiner neue Widerwärtigkeiten: ich hatte das Unglück, mich zu verlieben, und dabei das nicht minder große, daß mein eigener Oberst mein Nebenbuhler war. Er war alt und häßlich; ich war jung und ziemlich gewandt: auch hatte ich ihn bald aus dem Sattel gehoben. Eines Tages trafen wir uns bei unserer gemeinschaftlichen Infante, welche die Tochter eines spanischen Kaufmans zu Ceuta war, zusammen. „Fort!“ schrie mir der Oberst wüthend zu „und auf vierzehn Tage in Arrest.“ An Widerstand war nicht zu denken, ich gehorchte demnach; aber ich fand doch Gelegenheit, Paquita jede Nacht zu sehen.

Mein Unstern wollte aber, daß der Oberst auch hinter meine nächtlichen Ausflüge kam, und er schickte mich nun ins Fort Ceuta, das durch eine Compagnie seines Regiments bewacht und jeden Abend geschlossen wurde. Da stieg mir das Blut zu Kopfe: mein Stand, meine Vorgesetzten, ja selbst meine Kameraden wurden mir verhaßt, und in einer Art von Raserei verfiel ich auf den tollen Einfall, Spanien ein ewiges Lebewohl zu sagen und zu sehen, ob ich nicht mein Glück im Reiche von Marokko machen könnte. An einem nebelichten Frühlingsabend, der eine finstere Nacht versprach, fand ich, kurz vor dem Abschließen des Thores, und nachdem ich noch eben mit meinen Kameraden Mora gespielt hatte, einen Vorwand, mich aus der Wache, wo ich vorbedächtig den größeren Theil meiner Equipirung, selbst meine Kopfbedeckung, hinterließ, zu entfernen. Darnach schlich ich mich in dem Augenblicke, wo dort eben der letzte Posten abgelöset wurde, nach dem Thore des Forts, und war bald mit einem Satze im Freien. So hatte ich endlich meine Freiheit wieder, war nicht mehr dem militairischen Despotismus unterthan! Ich athmete freier auf, wie wenn mir eine schwere Last abgenommen worden wäre, und glaubte nun am Ziele meiner Leiden zu sein; aber ach! ich war noch fern davon.

Ich war nun in einer stockfinsteren Nacht auf marokkanischem Gebiete, ohne Geld, baarhaupt, kaum bekleidet, wußte nicht, wohin ich meine Schritte lenken sollte, und verstand, was das Schlimmste war, kein Wort Arabisch. Das war eine Lage, die wahrlich nicht erfreulich war; doch wollte ich lieber Alles wagen, als wieder umkehren; so wand ich mich denn bedächtig durch das Gestrüpp, ohne mich durch die tiefe Einöde, die mich umgab, noch durch das gräuliche Geheul der Schackals, das zwischendurch die Stille der Nacht unterbrach, einschüchtern zu lassen. Bei Tagesanbruch gewahrte ich in der Ferne ein großes Gebäude, das ich bald als ein Serail oder marokkanisches Fort erkannte, welches nicht weit von Ceuta belegen war. Ich ging sogleich darauf los und machte den Commandanten nicht ohne Mühe begreiflich, das ich des Umgangs mit den Christen überdrüssig sey und daß ich ein Muselmann werden wolle. Der Commandant beorderte dann zwei arabische Reiter, mich nach Tanger zu führen, um meine Erklärung dort in Gegenwart des spanischen Consuls zu wiederholen. Meine beiden Führer schienen über den ihnen gegebenen Auftrag sehr verdrießlich zu seyn; auch waren wir kaum einige Stunden vom Fort entfernt als sie absaßen und mir durch Zeichen zu verstehen gaben, ich sollte nur vorwärts gehen, sie wollten erst ihre Pferde weiden lassen. Ich that, wie sie mir geheißen hatten, als ich sie aber nach einer halben Stunde mir nicht nachkommen sah, da schöpfte ich Verdacht, kehrte zurück, und sah vergebens nach ihnen aus. Nun mußte ich wieder, wie in der vorherigen Nacht, auf gut Glück umherirren. Als ich nun, mich Gott empfehlend, traurigen Herzens weiter ging, erblickte ich eine Gruppe Beduinenfrauen, die am Ufer eines Baches niedergekauert saßen, um einige Lumpen zu waschen. Ich näherte mich ihnen, in der Hoffnung, daß sie mir Auskunft geben würden, welchen Weg ich einzuschlagen hätte, um nach einem bewohnten Orte zu gelangen. Bei meinem Anblick sprangen die schwarzen und häßlichen Geschöpfe tumultuarisch auf, umzingelten mich, und stellten die speciellste Untersuchung mit mir an.

Diese Untersuchung mußte indeß nicht zu meinem Vortheil ausgefallen seyn, denn die Megären erhoben bald ein gräuliches Geschrei und spieen mir unter dem Ausruf Kelb und Rumi (Hund und Christ) ins Gesicht. Ich lief, so schnell ich konnte, von dem Gezisch und den Flüchen der abscheulichen Furien verfolgt, davon. Der Zufall, dem ich nach diesem Abenteuer die Leitung meiner Schritte anheimstellte, war mir diesmal günstig, und ich erreichte noch vor Einbruch der Nacht Alcazar, eine ziemlich große, aber verfallenene Stadt, in welcher ein marrokkanischer Gouverneur residirt. Derjenige, den ich dort damals (im April 1818) vorfand, verstand etwas Spanisch. Ich theilte ihm meinen Entschluß, Muselmann zu werden, mit, und erzählte ihm, wie es mir jüngst ergangen. Er versprach mir, die beiden Araber, die mich so verrätherisch im Stich gelassen, zur Strafe zu ziehen, ließ mir, der ich halb verhungert war, etwas zu essen geben, und den andern Morgen brach ich unter der Begleitung von zwei neuen Arabern, welchen der Gouverneur in meiner Gegenwart mit der Bastonade bedroht hatte, wenn sie mich unterweges verließen, nach Tanger auf. Durch diese Drohung eingeschüchtert, hüteten meine neuen Führer sich, den Befehlen des Gouverneurs ungehorsam zu seyn, und ich hatte auf dem Marsche von Alcazar nach Tanger nur Ursache, mit ihrem scheinbaren Benehmen gegen mich zufrieden zu seyn. Ich sage scheinbar, denn von meiner kritischen Lage unterrichtet, wollten die Spitzbuben sich dieselbe zu Nutz machen und hatten zu dem Ende einen machiavellistischen Plan ausgeheckt, der mir verderblich geworden seyn würde, wenn ich nicht so glücklich gewesen wäre, ihn zu vereiteln.

Auf unserem Zuge führten meine beiden Führer auf Arabisch eine sehr lebhafte Unterhaltung, deren Sinn mir verbor-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gen blieb, doch sah ich aus ihren Blicken und Gebehrdenspiel, daß sie mich betraf. Ich fürchtete anfangs, daß sie mich ermorden möchten, um sich in meinen Raub zu theilen; da ich aber nicht einen Heller im Vermögen hatte und mein Anzug auch den genügsamsten Räuber nicht hätte reizen können, so sah ich bald ein, daß dies eine überflüssige Besorgniß sey. Aber ich blieb doch unruhig und war, irgend eine Tücke ahnend, auf meiner Hut. Um nach Tanger zu gelangen, mußten wir das Gebiet von mehreren Stämmen passiren. Die ersten Eingeborenen, die uns erblickten, liefen, von der Neugier angezogen herbei. Beim Anblick meiner spanischen Uniform fragten einige mich sofort in fränkischer Sprache, ob ich Muselmann oder Christ sey. Ich antwortete ihnen, ich sey von Herzen Muselmann; dies schien meinen Führern gar nicht zu behagen, und einer von ihnen flüsterte mir zu, ich sollte mich als Christ bekennen, während der andere sich auf Arabisch bemühte, meiner Angabe zu widersprechen. Als sich dieselbe Scene etwas weiterhin erneuerte, wußte ich nicht, was ich von ihrem Rathe, mich für einen Christen auszugeben, da ich doch auf dem Wege nach Tanger war, um ein Muselmann zu werden, halten sollte. Ich zerbrach mir den Kopf, den Zweck dieses Manoeuvers zu errathen, und es gelang mir auch endlich. Das Wort Consul, das in ihrer Unterredung ungewöhnlich häufig vorkam, brachte mich auf die Spur, und ich sah nun ein, daß die beiden Schufte mich dem spanischen Consul zu Tanger ausliefern wollten, um die Prämie zu erhaschen, die er für das Einbringen eines Deserteurs seiner Nation zahlt. Dann war es aber um mich geschehen und ich wurde unfehlbar erschossen. Ich konnte der Strenge unserer Militairgesetze nur dadurch entgehen, daß ich mich in den Schutz der marokkanischen Regierung begab und zum Islam überging, ein Aushülfsmittel, dessen mich meine beiden Führer berauben wollten. Nun wurde es mir klar, warum die Schelme sich so sehr dafür interessirten, mich im Schooße der römisch-katholischen Kirche bleiben zu sehen. Ich dankte Gott, daß er mir ihre treulosen Anschläge offenbart hatte, und um diese desto eher vereiteln zu können, stellte ich mich nicht bloß, als ob ich von ihrem Vorhaben nichts wüßte sondern fügte mich auch ganz ihren Wünschen. Ich sagte von da an einem Jeden, der es hören wollte, daß ich ein Christ sey und als Christ zu leben und zu sterben gedächte; dies zog mir freilich Schmähungen und Hohn zu, doch achtete ich dessen nicht.

— Wo war ich stehen geblieben, sagte Ali, nachdem er, die Vorschriften des Korans vergessend, einen tüchtigen Zug gethan hatte.

„Bei ihrem Einzuge in Tanger, in Gesellschaft der beiden Araber, die durchaus wollten, daß Sie sich für einen guten Christen ausgeben sollten."

— Schon gut.

Erst als wir alle drei vor dem Pascha von Tanger standen, da wandte sich das Blatt, und auf seine Frage, ob ich Christ bleiben wollte, antwortete ich rasch: es sey mein sehnlichster Wunsch, recht bald ein Muselmann zu werden. Meine beiden Führer machten noch einmal den Versuch, mich zur Zurücknahme meiner Erklärung zu vermögen, indem sie mich leise zur Beharrlichkeit in meinem christlichen Glauben ermahnten. Aber mit den schlechten Motiven ihres Rathes bekannt, setzte ich den Pascha von ihrem Abmahnen in Kenntniß, und dieser befahl sofort, ihnen in meinem Beiseyn hundert Streiche auf die Fußsohlen geben zu lassen; ich selbst wurde dann dem Consul vorgeführt.

Vor diesem erklärte ich nun Angesichts zweier Zeugen, daß ich zur Religion des Propheten übergehen wolle, und bat ihn, dies zu Protokoll zu bringen. Er suchte mir mein Vorhaben auszureden, und bot alle seine Beredsamkeit auf, mir zu beweisen, daß meiner so ein elendes Loos in dieser und eine ewige Verdamniß in jener Welt erwarte. Da es aber immerhin besser blieb, ein Muselmann zu seyn, als erschossen zu werden, so fruchteten seine Vorstellungen nicht. Als ich das spanische Consulat verlassen hatte, begab ich mich zum Kadi, den ich in der Mitte seiner Ulemas vorfand und vor welchem ich die christliche Religion feierlich abschwur. Darauf schickte mich der Kadi zur Moschee, wo die Gläubigen sich zum Freitagsgebet versammelt hatten, und wo ich in die Lehren des Korans eingeweiht werden sollte. Gleich nach beendigtem Gebete kam der, schon von dem Pascha benachrichtigte, Mufti zu mir und schritt zu dem in solchen Fällen üblichen Examen. Die erste Frage, die er an mich richtete, bestand aus zwei arabischen Worten, die sich durch „willst Du ein Muselmann werden?" übersetzen lassen. Aber in der Meinung, der Mufti habe mir den Text meines neuen Glaubensbekenntnisses vorgesagt, wiederholte ich wörtlich seine Frage, was alle Umstehenden lachen machte. Selbst der Mufti konnte sich des Lächelns nicht erwehren, und wohl einsehend, daß ich ihn nicht verstanden hatte, wiederholte er seine Frage nun in der fränkischen Sprache. Ich eilte natürlich, sie zu bejahen.

„„Glaubst Du,"" fuhr er dann in demselben Idiom fort, „„daß es nur einen einzigen Gott giebt und daß Mahomed sein Prophet ist?""

— Sehr gern, antwortete ich.

„„Machst Du Dich anheischig, den Armen regelmäßig den zehnten Theil Deines Vermögens zu geben?"

Von Herzen gern, nur fürchte ich, daß sie nicht viel bekommen werden, indem ich selbst nicht einen Deut besitze.

„„Wenn Du selbst arm bist, hast Du gleiche Ansprüche an die Reichen. Versprichst Du, während der dreißig Tage des Ramazans zu fasten?""

— Herr, das kann ich unmöglich versprechen, denn ich würde schon am dritten Tage Hungers sterben.

„„Das Gesetz,"" sagte der Mufti, über meine Naivität lächelnd, „„legt Dir nicht die Verpflichtung auf, dreißig Tage lang gar nichts zu genießen, nur sollst Du Dein Mahl nicht eher als nach Sonnenuntergang halten.""

— Ja, wenn dem so ist, so will ich mich willig dem Fasten unterwerfen.

„„So gehe denn,"" sagte der Mufti nun, „„und wandle unter Gottes Schutz den Weg des Heils. Vergiß vor allem nicht, täglich fünfmal zu beten und die durch das Gesetz vorgeschriebenen Waschungen zu verrichten. Besudele Dich nicht mit dem Genuß des unreinen und verfluchten Schweinefleisches und hüte Dich vor allen hitzigen Getränken.""

(In diesem Augenblicke unterbrach Freund Ali-Ben-Abdallah sich, um sich ein Glas Champagner einzuschenken, das er mit sichtlichem Wohlbehagen hinunterschlürfte.)

Nach dieser Ceremonie wurde ich auf Befehl des Mufti's zu einem mozabitischen Bader geführt, der, wie alle seine Gewerksgenossen, zugleich Barbier war und mich mit einer Art von gezähnter Sichel zu scheeren begann, daß mir vor Schmerz die Augen übergingen. Ganz blutig verließ ich diesen Schinder, um zu dem Pascha zurückzukehren und ihn um einen Anzug, der zu meinem jetzigen Zustande besser passe, so wie um eine Unterstützung von Geld und Lebensmitteln, um nicht Hungers zu sterben, zu bitten. Aber dieser Gouverneur, ein gro-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ßer Geizhals, wies mich rauh ab, und als ich ernster in ihn drang, ließ er mich durch seine Leute hinauswerfen. Als ich nun trübselig, und nicht wissend, was ich jetzt beginnen sollte, mich in den Straßen umhertrieb, da klopfte mir einer von den Leuten, die den Morgen meiner Bekehrung in der großen Moschee beigewohnt hatten, auf die Schulter und lud mich ein, mit ihm sein frugales Mahl zu theilen. Freudig nahm ich des gastlichen Mannes Erbieten an, der mir, nachdem er seinen Reis und seinen Cuscusse mit mir getheilt hatte, noch den Rath gab, nach El-Raich, einem kleinen Hafen eine halbe Tagereise von Tanger, zu gehen, dessen Pascha, ein sanfter und mitleidiger Mann, mich sicher freundlich aufnehmen würde. Ich dankte ihm für seinen guten Rath und machte mich schon den andern Morgen auf den Weg. Unterweges gesellten sich mehrere Araber zu mir, und als sie an meinem geschorenen Kopfe einen Glaubensgenossen in mir erkannten, da sagten sie: „Warum trägst Du, da Du nun den Gläubigen angehörst, noch die Kleidung der Christenhunde? Wirf sie doch von Dir;"

— Das möchte ich gern, und will es auf der Stelle thun, wenn Ihr mir nur eine andere geben wolltet.

Aber da fand ich verschlossene Ohren, und es war unter all den dienstfertigen Rathgebern nicht Einer, der mir nur ein Paar Pantoffeln geboten hätte. So übt man hier zu Lande die von dem Koran gebotene Mildthätigkeit.

Aber ich fand in dem Pascha von El-Raich ganz den wahren Wohlthäter, wie ihn mein maurischer Freund zu Tanger geschildert hatte. Es war ein guter alter Mann, der, von meiner Lage gerührt, mich nicht allein neu kleiden ließ, sondern mir auch eine kleine Anstellung im Innern seines Hauswesens gab. Er hatte den Plan, mich mit einer kleinen Jüdin zu verheirathen, die jüngst zur muhamedanischen Religion übergegangen war, und die er gleich mir in seinen besonderen Schutz genommen hatte. Leider brach bald die Pest im Marokkanischen aus, und er wurde eines ihrer Opfer. Auch ich wurde bald von dieser gräulichen Geißel befallen, und da floh mich ein Jeder, aus Furcht angesteckt zu werden. Von Jedermann verlassen, ohne Nahrung, ohne Hülfe auf einer Strohmatte hingestreckt, glaubte ich, daß meine letzte Stunde geschlagen habe. Aber, wer hätte das gedacht? Gerade dies Verlassensein war es, was mich rettete. Wenn ich nicht ein elender, verachteter Renegat gewesen wäre, so wurden die Aerzte des Landes mich besucht haben und hätten mich sicher durch ihre Albernheiten meinem guten Pascha nachgeschickt; da mir aber Keiner zu Hülfe kam, so mußte ich schon selbst auf Mittel bedacht sein, dem Tode zu entrinnen.

Ich hatte einmal von einer Behandlung gehört, die von einem spanischen Arzte, der lange im Oriente practicirt hatte, erfunden worden war. Diese Curart, die für unfehlbar gehalten wurde, bestand darin, die von der Pest Befallenen viel Oel trinken zu lassen und auch ihren ganzen Körper mit Oel einzureiben. Durch den instinctartigen Trieb der Selbsterhaltung angespornt, nahm ich meine letzten Kräfte zusammen und schleppte mich mehr todt als lebendig zum nächsten Bazar, wo ich für das Bischen Geld, das ich besaß, einen Schlauch mit Oel kaufte und ihn mit Mühe zu meiner Lagerstätte trug. Ohne mich durch den üblen Geruch und den garstigen Geschmack des ranzigen und verdorbenen Oeles, wie es von den Barbareskken fabricirt wird, abschrecken zu lassen, schlürfte ich muthig den größeren Theil desselben hinunter und rieb mir den Rest vom Kopf bis zur Zehe ein. Meine Oelcur schlug trefflich an; möglich, daß die gänzliche Diät, zu welcher mich mein Verlassensein verdammte, mit dazu beitrug; dem sey nun, wie ihm wolle, genug mein Uebel wich, meine Kräfte wurden wie durch einen Zauber neu belebt, und ich war nach wenig Tagen völlig hergestellt.

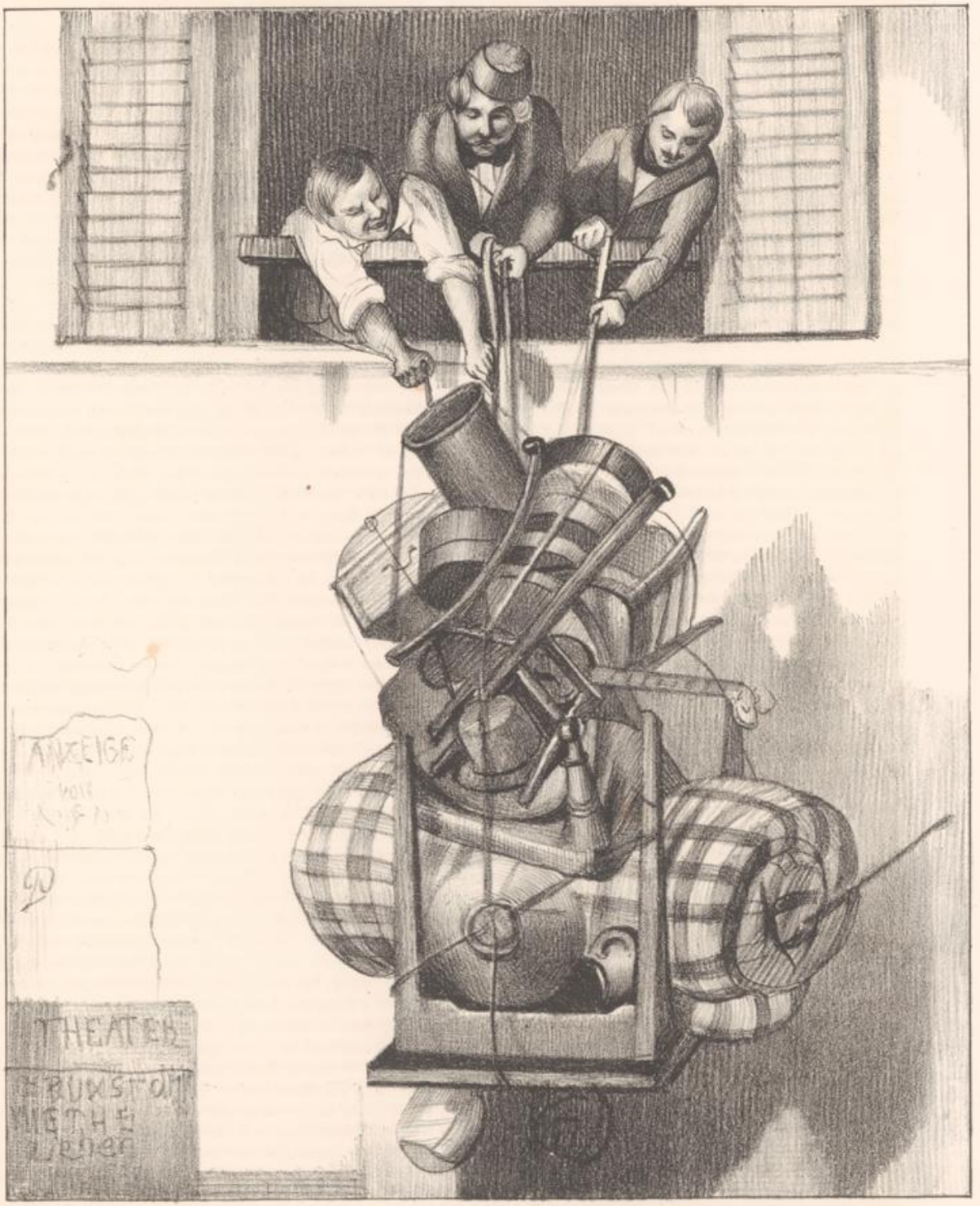
Gleich nach meiner Genesung eilte ich, von El-Raich fortzukommen. Die Gunst, in welcher ich bei dem verstorbenen Pascha gestanden, hatte mir eine Menge Neider erweckt; ich beschloß deshalb, nach Tanger zurückzukehren, wo ich in Ermangelung eines Besseren mich von meiner Hände Arbeit zu ernähren hoffte. Ich fand dort alles in großer Aufregung; ein eben angelangter arabischer Courier hatte nämlich sehr beunruhigende Nachrichten überbracht, und es wurde eine Expedition ausgerüstet, um dem Kaiser von Marokko zu Hülfe zu eilen, der in seiner Hauptstadt durch eine Menge wider ihn aufgestandener Stämme blokirt gehalten wurde. In der Hoffnung, in dieser Campagne eine Gelegenheit, mich auszuzeichnen und mich bei dem Kaiser in Gunst zu setzen, zu finden, bot ich mich freiwillig an, die Expedition mitzumachen. Wir verließen Tanger, 3000 Mann stark, unter dem Befehl des Distrikts-Aga, und glaubten, daß die Rebellen die Flucht ergreifen würden, wenn wir uns näherten; diese aber, die noch Verstärkung erhalten hatten, griffen uns in einiger Entfernung von Mequinez mit einer solchen Uebermacht und einem solchen Ungestüm an, daß unser Armeecorps nicht zehn Minuten Stand hielt. Ein Jeder floh, so schnell er konnte, und den meisten derjenigen, die dem Feinde in die Hand fielen, wurde nach arabischem Brauche der Kopf abgeschlagen.

Was mich betrifft, den vier oder fünf Rebellen gepackt hatten, ich hatte schon im Stillen mein Testament gemacht und erwartete den tödtlichen Streich; denn einer von ihnen duckte mir schon mit den einen Hand den Kopf nieder, um mit der anderen den Yatagan aus dem Gürtel zu holen, der mich in die andere Welt schicken sollte. Statt mich aber mit der stupiden Resignation der Eingebornen geduldig schlachten zu lassen, entwand ich mich der Faust meines Henkers, und sagte: „Ich bin ein Christensclave, der gezwungen worden ist, gegen Euch zu Felde zu ziehen. Warum wollt Ihr mich tödten? Bin ich strafbar, daß ich der Gewalt habe weichen müssen? Bin ich nicht eben so gut als Ihr das Opfer eines Tyrannen, den Ihr bekämpft?" Es sei nun, daß diese Lüge, die ich unter solchen Umständen schon für erlaubt hielt, auf meine Feinde Eindruck gemacht hatte, oder daß es ihnen etwas Neues war, Jemand zu finden, dem so sehr an die Bewahrung seines Kopfes lag, genug, der verhängnißvolle Yatagan wurde wieder eingesteckt, und nachdem sie einige Worte unter sich gewechselt, begannen sie ruhig mich auszuschälen, und als ich nackend war, wie ein Wurm, da sagsen sie zu mir: „Nun, Hund, jetzt mache, daß Du fortkommst, und hüte Dich, uns je wieder in die Hände zu fallen!" Ich ließ mir das, wie Sie leicht denken können, nicht zweimal sagen; doch warteten meiner noch andere Gefahren; denn als die Araber, denen ich wie durch ein Wunder entronnen war, mich so laufen sahen, mochten sie sich eines Anderen bedacht haben, oder wollten sich auch einen Scherz ihrer Art mit mir machen: sie schossen hinter mich her, wie nach einem wilden Thier, und es sausten mir mehrere Kugeln an den Ohren vorbei.

Das Uebel wurde dadurch noch ärger, daß ich auch das Feuer von anderen Arabergruppen, die auf dem Terrain zerstreut waren, das ich durchlief, zu bestehen hatte und ihnen als Scheibe diente. Dank dem wundersamsten Zufalle und meiner Vorsicht, im Zickzack zu laufen, traf mich von den vielen Kugeln nicht eine einzige. Endlich erreichte ich gänzlich athemlos und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Still! Still! daß ja der Wirth nicht erwacht! Hurtig... nehmt euch in Acht... wir werden dem guten Mann eine merkwürdige Ueberraschung bereiten... Leise... Leise



von den Steinen und dem Gestrüppe blutrünstig an den Beinen und Füßen einen abgelegenen Ort, wo ich, da ich keinen Feind mehr erblickte, in einer kleinen Bretterhütte, die von allen Seiten offen war, und die des Tages wohl irgend einem Hirten als Zufluchtsstätte dienen mochte, zu übernachten beschloß. Aber ohne alle Bekleidung der eisigen und feuchten Nachtluft bloßgestellt, wäre ich beinahe vor Kälte umgekommen. Den andern Morgen, so wie es tagte, verließ ich halbtodt meinen Versteck, kaum im Stande, meine blutenden und von den vielen Dornen, die darin stecken geblieben waren, angeschwollenen Beine zu gebrauchen. Ein Baumzweig, den es mir trotz meiner großen Schwäche abzubrechen gelang, diente mir zur Stütze, und das Ufer eines kleinen Flusses, von dem ich richtig urtheilte, daß er auf Mequinez zufösse, leitete mich zu dieser Stadt, in die ich dann in dem Aufzuge unserer Aller Urvater einzog.

Ich war darauf gefaßt, die gesammte Populace auf die Beine zu bringen; doch war dies nicht der Fall, indem Abenteuer dieser Art in den von Arabern bewohnten Ländern nichts Seltenes sind. Einige alte Frauen erhoben ein kreischendes Geschrei, als sie mich erblickten, außer ihnen nahm aber Niemand Notiz von mir. Eine mitleidige Seele erbarmte sich jedoch mein und schenkte mir einen zerissenen Haik, aus welchem ich mir eine Art von Weiberrock oder Tunica machte, die ich mir um die Hüften band und die mir bis auf die Kniee herabfiel. In dieser leichten Bekleidung präsentirte ich mich dann dem Kaiser von Marokko. Die Herscher hier zu Lande sind gewohnt, täglich öffentliche Audienzen zu geben, zu welchen ein jeder ohne Unterschied, der Aermste wie der Reichste zugelassen wird. Ich machte mir das zu Nutz, um den erhabenen Kaiser um Beistand anzusehen, indem ich mich dem Brauche nach ihm zu Füßen warf. Nachdem er mehrere Fragen über das Treffen, in welchem seine Truppen den Kürzeren gezogen, an mich gerichtet und sich in fürchterlichen Flüchen wider die Rebellen ausgesprochen hatte, die er mit Stumpf und Stiel zu vertilgen schwur, ließ er mir achtzehn Budschus (ungefähr 30 Franken) auszahlen, womit ich sofort meine Garderobe herstellte. Die ganze Gratification des Kaisers ging hierin bis auf einen Budschu auf. Was damit beginnen? Manche Andere dürften in meiner Stelle zwei oder drei Tage von dieser letzten Ressource gelebt und ein Uebriges Gott anheim gestellt haben; das war aber nicht meine Weise, ich dachte vielmehr daran, durch Geld Geld zu machen. Zu dem Ende miethete ich mir in einer der besuchtesten Straßen der Stadt eine kleine Boutike, das heißt, ein Loch von drei Fuß Weite bei vier Fuß Höhe; dann kaufte ich ein Pfund Rauchtaback, den ich, in kleine Packete abgetheilt, feil bot. Während in Europa große Summen erforderlich sind, um irgend ein Unternehmen auszuführen, war es mir in Marokko möglich, mit einem Capital von 36 Sous ein Handelsgeschäft zu begründen. Uebrigens müssen Sie wissen, daß die meisten der Krämer, deren Buden in der Nähe der meinigen lagen, wenig reicher waren als Ihr gehorsamer Diener. So wenig mein kleiner Handel auch abwarf, hätte ich doch nothdürftig davon leben können, wenn ich nicht mein Bischen Brod mit einem Landsmanne, der auch wie ich ein Renegat und ohne Hülfsmittel war, getheilt hätte. Nun ging aber mein Capital sammmt den Revenüen bald in die Brüche und ich mußte meine Bude zuschließen.

Juan Perez (so hieß mein Landsmann) rieth mir nun, mit ihm nach Uschda, einer kleinen, eine Tagereise von Mequinez belegnen, Stadt zu gehen, die größtentheils von spanischen Renegaten bewohnt sei, welche uns sicher gut aufnehmen und zu unserem Fortkommen behülflich seyn würden. Ich beschloß, diesen Versuch zu machen: als wir aber zu Uschda angekommen waren, da klopften wir vergebens bei unseren Landsleuten an: wir fanden in ihnen nur hartherzige, egoistische, aller Erinnerung ihres früheren Vaterlandes entfremdete Menschen, und sahen deutlich, daß von ihnen keine Hülfe zu erwarten war. Juan Perez, groß und von athletischem Körperbau, verdang sich als Lasträger, und ich ging bei einem maurischen Müller in Dienst, dessen Knecht am Fieber gestorben war.

Bei dem Mahlgeschäfte hier zu Lande ist die erste Hauptsache die, von dem Korn das man zu mahlen bekommt, möglichst viel zu stehlen. Mein Herr, dessen Dieberei ans Unglaubliche gränzte, unterließ nicht, mir in dieser Beziehung die formellsten und deutlichsten Instructionen zu geben. Wie sehr ich es mir nun auch angelegen sein ließ, dieselben buchstäblich zu befolgen, war ich ihm doch immer noch zu säumig im Stehlen und schalt er mich einen schlechten Diener, wie wenn ich ihn selbst bemaust hätte. Der ewigen Vorwürfe müde, unterdrückte ich endlich jede Bedenklichkeit und stahl mit beispielloser Schamlosigkeit den vierten und den dritten Theil. Aber ach! ich hatte es nun zu arg gemacht, und die Sache nahm ein schlechtes Ende. In einer Nacht, wo ich allein in der Mühle war, beschäftigt, das zu einer Hochzeitfeier, die den andern Tag zu Uschda stattfinden sollte, erforderliche Getreide zu mahlen, schlug erst das Geräusch von mehreren wirren Stimmen an mein Ohr und dann erbebte die Thür der Mühle von heftigen Schlägen und Stößen. Voll Schrecken über den nächtlichen Angriff, hütete ich mich schon zu öffnen; aber die Thür mußte den Anstrengungen der Angreifenden bald weichen, und es stürzten nun fünf bis sechs Männer in langen weißen Mänteln unter den fürchterlichsten Drohungen wider mich herein. Mir stockte das Blut in allen Adern als ich in ihnen mehrere Berberen eines benachbarten Stammes erkannte, die ich auf das Geheiß meines heillosen Herren über alle Gebühr mitgenommen hatte. Sie fielen wie rasend über mich her, und hatten mir in einem Nu meine ganze Bekleidung abgerissen. Einer von ihnen sprach selbst davon, mir den Kopf abzuschlagen; dies wollten die übrigen, die menschlicher dachten, jedoch nicht zugeben, und man begnügte sich nun damit, mir Hände und Füße zu binden und mich auf die kalte Flur niederzulegen, wo ich unbeweglich der Vernichtungsscene zusehen mußte, die nun begann. Mit schweren eisernen Stangen zerschlugen sie von der Mühle, was nur zerschlagen werden konnte und zerstörten auch alle dazu gehörigen Geräthschaften, und als es nichts mehr zu zerstören gab, da nahmen sie alles vorräthige Mehl und Getraide in Beschlag und zogen damit ab.

Den andern Morgen erschien der Bräutigam, um sein Mehl zu holen, und fand mich in meiner vorerwähnten jämmerlichen Lage. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er den Schauplatz der Verwüstung sah, und richtete hundert Fragen an mich, statt meine Bande zu lösen. Endlich entschloß er sich dazu, und als ich ihm von dem Vorgefallenen Bericht erstattet hatte, da jammerte er sehr über den Verlust seines Mehles, weniger über das Unglück des Müllers, und noch weniger über mein eigenes. Da er aber im Grunde doch ein guter Mensch war, so warf er mir seinen Mantel über und nahm mich mit zur Stadt, wo er mir einige alte Lumpen und zu essen gab; das war denn aber auch Alles, und ich war nun wieder in Sorgen, was aus mir werden sollte.

Nachdem ich mich zu Uschda vergebens nach einem neuen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Broderwerb umgesehen hatte, entschloß ich mich, nach Mequinez zurückzukehren und abermals des Kaisers Großmuth in Anspruch zu nehmen.

„„Ich habe den Hund schon irgendwo gesehen!““ rief die gnädige Majestät, die ein herrliches Gedächtniß zu haben schien, aus.

— Ja, großer Fürst der Gläubigen, hier, in Deinem Palaste, war ich so glücklich, in Deiner erhabenen Gegenwart zu erscheinen, antwortete ich, indem ich, der Etikette am marokkanischen Hofe gemäß, auf allen Vieren zu ihm hinkroch.

„„Was will der Hund denn noch?““ begann der Kaiser wieder. „„Habe ich nicht schon den Thau meiner Wohlthaten über ihn ausgegossen? Warum behelligt er mich denn noch?““

— Die Erinnerung an Deine Großmuth ist dem demüthigsten Deiner Sclaven, o hochherziger Sultan, auf ewig ins Herz gegraben; aber geruhe noch einmal einen Blick des Erbarmens auf ihn zu werfen; denn wenn Du ihn verläßt, so wird er vor Hunger und Elend umkommen.

„„Du hast also nichts gethan, um Dir Dein Brod zu verdienen, weil Du abermals um unsern Beistand bettelst?““

Aus Furcht, meine Sache zu verderben, wenn ich dem Kaiser mein letztes Abenteuer erzählte, beantwortete ich diese Frage durch eine wohlgewählte Lüge.

— Ha! rief ich in einem kläglichen Tone aus, wie kann ich arbeiten? Das Gewerbe, welches ich früher getrieben, ist hier zu Lande unbekannt.

„„Und das Gewerbe?““ fragte der Kaiser nun.

— Erhabener Sultan, ehe die Güte des Allerhöchsten mich auf dem wahren Wege hatte Fuß fassen lassen, zu der Zeit, wo noch ein dichter Nebel meinen Augen das göttliche Licht verhüllte, verfertigte ich für die Franken, in deren Mitte ich in meinem Vaterlande lebte, Hüte. Dies ist ein Industriezweig, den ich jetzt nicht üben kann, weil der Turban die einzige Kopfbedeckung ist, deren sich die Kinder des Propheten bedienen. Ich setze deshalb alle meine Hoffnung auf Dich, der Du der Stellvertreter Gottes auf Erden bist, und beschwöre Dich, Du wollest Dich meiner erbarmen.

„„Schon gut,““ sagte der Kaiser nach einem Augenblick Besinnens; „„wenn ich aber alle Herumtreiber und alle Arbeitslose meines Reiches nähren sollte, so würden alle Reichthümer des Orients dazu nicht ausreichen. Darum packe Dich fort, und wenn Du mich noch einmal mit Deinen Zumuthungen belästigst, so mache Dich für diese Unverschämtheit auf funfzig Hiebe gefaßt.““

Kaum hatte Se. Majestät die wohlwollenden Worte gesprochen, als zwei ihrer Chauschen mich anpackten und gar unsanft zum Audienzsaal hinauswarfen.

— Nun, sagte ich zu mir selbst, als ich den Palast hinter mir hatte, es scheint nicht, daß ich zu Mequinez mein Glück machen werde — ich muß das anderswo versuchen.

Da nun Mulei-Ismail, des Kaisers Sohn, mit einer starken Bedeckung nach Fez abging, so schloß ich mich dieser an und folgte ihm zu der zweiten Hauptstadt des Reiches.

Am Ziel meiner Reise angelangt, irrte ich traurig in den Straßen des alten Fez umher, nicht wissend, was ich beginnen sollte, als ein paar Leute von ziemlich verdächtigem Ansehen, die es mir an meiner unschlüssigen Haltung und meiner bekümmerten Miene abgemerkt haben mochten, daß ich nicht wußte, wo ich in der herannahenden Nacht mein Haupt hinlegen sollte, und daß es in Betreff meines Gesättigtseins mindestens eben so problematisch sei, mich ohne weiteres anredeten und fragten, ob ich in ihre Dienste treten wollte.

— Von Herzen gern, erwiederte ich; was wird denn meine Arbeit seyn?

„Das sollst Du schon erfahren; folge nur, und beachte Schweigen und Discretion.“

Glücklich, ein Unterkommen gefunden zu haben, ließ ich mich nicht lange nöthigen. Nachdem wir ein Labyrinth von öden und engen Gassen durchzogen waren, machten wir am äußersten und einsamsten Ende der Stadt, bei einem ungeheuren Trümmerhaufen Halt, durch den wir uns nicht ohne Mühe bis zu einer ärmlichen Hütte durchwanden, welche davon wie mit einem unübersteiglichen Walle eingeschlossen war. Meine beiden Gefährten klopften dreimal an die Thür der elenden Baracke, deren Existenz man von Außen gar nicht ahnen konnte, und wir wurden nun sofort durch einen alten Neger in ein länglich-viereckiges Gemach geführt, das durch eine vergitterte Luke nur nothürftig erhellt war, und in welchem ich Waaren jeder Art und Gegenstände jeder Form aufgespeichert fand. Zwei Araber kauerten auf Matten und rauchten schweigend ihre Pfeife, während ein dritter vor einem Ballen Seidenzeug knieete und dessen Inhalt mit der größten Aufmerksamkeit untersuchte. Die Wand war mit Yatagans, Pistolen und Gewehren jeglichen Kalibers behangen, wie wenn es eine Waffen-Niederlage oder ein Arsenal gewesen wäre.

„Höre,“ sagte da einer der Beiden, die mich zu dieser sonderbaren Behausung geführt hatter, „der Prophet hat zu den Reichen gesagt, daß sie den Armen den zehnten Theil ihrer Einkünfte geben sollten. Aber ach! da hat der Prophet tauben Ohren gepredigt. Du siehst in uns arme Leute, die sich, über die Selbstsucht der Reichen empört, mit einander verbunden haben, um sich den ihnen gebührenden Zehnten selbst zu nehmen. Du scheinst,“ setzte er hinzu, indem er meine Lumpen musterte, „wie wir, einer von denen zu seyn, die auf den Zehnten Anspruch haben; so bleibe denn bei uns; Du wirst gut genährt, gut gekleidet, gut gebettet seyn, dafür sollst Du unser Mahl bereiten, während wir außerhalb darüber aus sind, die Gleichheit der Glücksgüter herzustellen. Aber eins merke Dir: wenn Du uns je verrathen solltest, so ist es um Dich geschehen!“

So war ich denn, wie Gil Blas von Santillana, in eine Räuberhöhle gerathe; aber der Ton, in welchem mir der ebenerwähnte Vorschlag gemacht worden, war der Art, daß ich denselben nicht wohl ablehnen konnte; ich ergab mich also in mein Schicksal, jedoch mit dem stillen Vorsatze, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, aus einer solchen Verbindung wieder herauszukommen. In Abwesenheit der Räuber entrinnen, wäre ein gefährliches Wagestück gewesen, weil sie mich dann der Denuncirung verdächtig gehalten und ich ihre Rache zu fürchten gehabt hätte; ich zog es deshalb vor, durch List zum Ziel zu gelangen. Zu diesem Zwecke stellte ich mich äußerst dumm und verrichtete meine neuen Functionen, zu welchen ich auch in der That wenig Anlagen hatte, so ungeschickt, daß die Räuber mir bald den Laufpaß gaben, doch unter den gräulichsten Flüchen mit abermaliger Todesbedrohung, wenn ich es mir einfallen ließe, ihren Versteck zu verrathen.

Aber wenn ich bei den Räubern Brod und ein Asyl gefunden hatte, wurde mir abseiten der ehrlichen Leute weder eines noch das andere gegeben. Aus Mangel an Arbeit und Hülfsmitteln zum Betteln gezwungen, sprach ich das öffentliche Mitleid nur zu oft vergebens an. Um mein Unglück vollständig zu machen, wurde ich noch von dem Fieber befallen, das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

periodisch im Lande grassirt. Auf dem Wege von dem alten nach dem neuen Fez, die nur durch eine kurze Strecke von einander geschieden sind, fiel ich erschöpft, und außer Stande, noch einen Schritt weiter zu gehen, am Wege nieder. Ich hatte dort schon unter großen Schmerzen gelegen, als ich von drei Arabern gefunden wurde.

„Ist das nicht der arme Renegat," sagte einer von ihnen, „den man seit einiger Zeit die Glaubigen zu Fez um Almosen bitten sieht?"

„„Der arme Mann!"" sagte ein anderer, indem er mein von Schmerz gebeugtes Haupt etwas aufrichtete.

Darnach wechselten alle Drei leise einige Worte unter sich und einer won ihnen holte eine kleine Caffeetasse hervor, die er nebst einem Stücke Geld vor mir hinlegte, ein Act der Großmuth, den die andern beiden nachahmten. Damit nicht zufrieden, faßten meine improvisirten Wohlthäter mitten auf dem Wege Posto und forderten die Vorübergehenden zu meiner Unterstützung auf.

„Erbarmet Euch," sagten sie, „des armen Muselmannes, den Ihr da von aller Welt verlassen seht; es verzehrt ihn die Fiebergluth, und er kann nicht genesen, weil es ihm an allen Mitteln fehlt. Er ist erst seit Kurzem Euer Bruder in der Religion geworden; nun geht ihm, indem Ihr ihn unterstützt, mit dem Beispiel des Almosengebens voran." Durch solches Zureden erweicht, langten die Vorübergehenden in ihre Taschen und legten ihr Scherflein zu den Gaben meiner Beschützer.

Was mich betrifft, ich war vor Erstaunen und Freude verstummt: da ich bei Anderen immer nur Gleichgültigkeit und Eigennutz angetroffen hatte, so wußte ich gar nicht, wie ich mir eine so zarte und so freiwillige Barmherzigkeit erklären sollte. Inzwischen schielte ich behaglich nach der erfreulichen Tasse hin, in welche es Pataken und halbe Budschus regnete. Als ich sie bis an den Rand gefüllt sah, streckte ich die Hand darnach aus, um sie zu mir zu nehmen; aber einer der Araber kam mir zuvor, und nachdem er ihren Inhalt geleert hatte, theilte er denselben in drei Theile, von welchen er einen für sich behielt und die anderen beiden seinen Kameraden gab, dann sich zu mir wendend, der ich von Schmerzen zerrissen, wie gelähmt der loyalen Theilung hatte zusehen müssen, sagte er ganz grativätisch:

„Hast Du, elender Renegat, wirklich geglaubt, daß die Almosen der Gläubigen einem solchen Lump, wie Du bist, zu Gute kommen dürften? Uns gebühren sie, uns, die wir Kinder des Propheten sind, und nicht Hunden Deiner Art. Suche also nicht, sie uns streitig machen zu wollen, sonst soll dieser Stock Dir Deine insolenten Einsprüche vergelten."

Nachdem die drei Araber so ihr Spiel mit mir und dem öffentlichen Mitleiden getrieben hatten, setzten sie ruhig ihren Weg fort, ohne mir auch nur einen Deut von dem Gelde zu lassen, das mir bestimmt gewesen war. Ich gestehe, daß mich dieser Vorfall durch und durch erschütterte. Aber wie hatte ich auch an die Menschlichkeit solcher Schufte glauben können! Als ich endlich der Stärke meiner Constitution eine Genesung verdankte, auf die ich kaum noch gerechnet hatte, schien mir einen Augenblick lang ein besseres Loos erblühen zu wollen. Nachdem ich dem Sohne des Kaisers in einer Audienz, die er mir gab, meine Drangsale geklagt, wurde ich durch ihn als Gärtner des kaiserlichen Palastes zu Fez angestellt. Bei diesem Amte würde ich nun wahrscheinlich bis auf den heutigen Tag geblieben sein, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß sich in dem meiner Obhut anvertrauten Garten des Nachts Diebe eingeschlichen, um aus einem an den kaiserlichen Palast stoßenden großen Schoppen Pulver und Salpeter zu stehlen, die, dem Staate angehörend, dort lagerten. Ich lauerte ihnen auf, und da erkannte ich dann in den Dieben dieselben Räuber, unter welchen ich noch vor wenigen Tagen gelebt hatte. Ha! sagte ich da zu mir selber, giebst du sie nicht an, so kommst du selber in den Verdacht, der Dieb zu sein, und der Aga läßt dir den Kopf abschlagen; es ist deshalb hier deines Bleibens nicht, du mußt noch einmal den Ort deines Aufenthalts wechseln.

In dieser Stimmung traf ich mit einem armen Mauren zusammen, der an einem Augenübel litt, welches ihn ganz des Gesichts zu berauben drohte, eine Calamität, die er seiner Versäumniß, noch keine Wallfahrt nach Mekka unternommen zu haben, wie es jedes Muselmannes Pflicht ist, zuschrieb. — „Verlasse Marokko," sagte er zu mir, „und begleite mich nach Oran, wo ich mich nach einem arabischen Hafen einschiffen will. Der Bey Hassan, der dort gegenwärtig herrscht, ist ein liberaler und den Europäern freundlich gewogener Mann, bei dem Du sicher eine gute Aufnahme finden wirst.

Ich nahm den Vorschlag an, und mein Landsmann Juan Perez, der noch eben so arm war als früher, entschloß sich auch, die Reise mitzumachen.

— Aber, sagte ich vor unserem Aufbruche zu unserem Reisegefährten, wovon leben wir unterweges? Würde es nicht wohlgethan sein, unser Vorhaben aussetzen, bis wir uns etwas Reisegeld beschafft hätten?

„Ei ja nicht," antwortete mir der Pilger. „Gott wird schon für uns sorgen. Wenn wir Geld bei uns führen, so würde es uns sicher von den Arabern, welche die Heerstraßen unsicher machen, abgenommen werden, und wir würden vielleicht noch gar erschlagen. Wenn wir aber mit leeren Händen zu ihnen kommen, so werden sie vielmehr die Gastfreiheit an uns üben, die das heilige Gesetz des Propheten vorschreibt."

Unglücklicherweise herrschte aber unter den Stämmen des Landes ein solches Elend, daß wir sieben Tage nach einander von Gräsern und wilden Früchten leben mußten, indem die Araber uns nichts vorzusetzen hatten. Der arme Pilger, der schon alt und schwächlich war, konnte solche Entbehrungen nicht ertragen: er sank auf einem unserer Märsche zusammen, und sagte mit größter Ergebung, er fühle sein Ende nahen. Er verschied in der That unter unsern Augen, wie eine Lampe erlischt, der das Oel ausgegangen ist. Auch wir standen auf dem Punkte, eben so zu enden, als wir glücklicherweise Tlemecen erreichten, wo wir, nachdem wir gut gespeiset worden waren, von dem Gouverneur dieser Stadt all den Beistand erhielten, dessen wir zur Fortsetzung unserer Reise nach Oran bedurften. Dort fand ich endlich das Ziel meiner langen Leiden.

Der Bey Hassan, welcher einem Türken Namens Bu-Kabusch in der Regierung gefolgt war, den man, weil er sich wider den Pascha empört gehabt, lebendig geschunden hatte, empfing uns, meinen Kameraden und mich, aufs Beste. Er nahm den Perez zu Hausarbeiten an und machte mich zum Aufseher der Gärten. Als solcher hatte ich freie Wohnung und Beköstigung und dazu einen Gehalt von 5 Budschus oder 9 Franken. Nun war ich ein gemachter Mann; auch heirathete ich eine junge Maurin, und lebte mit ihr in Glück und Ruhe bis 1830.

Um die Mitte des Monats Juni hörte man, daß die Franzosen ungehindert zu Sidi-Ferruch gelandet seien, weil der Dey von Algier in seinem blinden Selbstvertrauen sich dem nicht widersetzt hatte, um, wie er sagte, es zu verhindern, daß auch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nicht Einer von ihnen enträne. Bald traf ein Bote mit der Kunde von dem durch die Armee des Aga zu Staonely erlittenen Unfall beim Bey ein. Die folgenden Tage wurde berichtet, daß die Franzosen, statt von den muselmännischen Horden zurückgeworfen zu werden, diese vor sich hertrieben wie der Wind die Spreu, und langsam, aber unaufgehalten, gegen die Hauptstadt vorrückten. Drei Tage später erfuhr man den nicht minder unglücklichen Ausgang der Treffen von Sidi-Kalif und von Sidi-Abderrahman-Bon-Nego, Treffen, die dem Halbmonde verderblich gewesen waren. Sie können denken, welche Aufregung die Kunde von diesen verschiedenen Unfällen in der Stadt zuwege brachte. Eine Menge Araber, die sich im Hauptorte des Beylicks eingefunden hatten, um Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu erfahren, durchzogen bewaffnet die Straßen und öffentlichen Plätze, wechselsweise Flüche gegen die Franzosen und Drohungen gegen den Bey Hassan ausstoßend, den sie allgemein wegen seiner Tyrannei haßten und dessen Joch sie abzuwerfen verlangten.

Am 7. July, als ich ruhig meinen Geschäften oblag, wurde ich zum Bey berufen, den ich in stummer Bestürzung antraf.

„Ali," sagte er sogleich als er mich erblickte, „meinst Du, der Du unter den Franzosen gelebt hast und ihre Macht zu beurtheilen im Stande bist, daß es ihnen gelingen werde, sich der heiligen Stadt zu bemeistern? Sprich offen mit mir — es ist ein Freund, der Deine Meinung hören will."

— Herr, antwrrtete ich ihm, ich habe an dem Erfolge ihres Unternehmens nie gezweifelt und ich glaube jetzt mehr als je daran.

„Dann," sagte der Bey, „bin ich verloren! Die Araber, von welchen die Stadt voll ist, und deren aufrührerische Gesinnung ich so oft zu züchtigen Anlaß gehabt habe, werden diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, um wieder zur Unabhängigkeit zu gelangen, und meine getreuen Türken sind nicht zahlreich genug, um mich gegen die Angriffe dieser infamen Canaille zu schützen. Aber, vielleicht sind unsere Besorgnisse voreilig; vielleicht . . . .

In diesem Augenblicke trat ein Araber, athemlos, mit Staub bedeckt, und kaum im Stande sich auf den Beinen zu halten, ein.

—„— Herr, sagte er zum Bey, ich habe die weiten Ebenen zwischen Algier und dieser Stadt in zwei Tagen zurückgelegt. Du siehst in mir eine der Trümmer des Armmeecorps, welches Du dem Dey Hussein zu Hülfe gesandt hattest. Dein Aga schickt mich zu Dir, um Dir anzuzeigen, daß die heilige Stadt, nachdem sie das Kaiserfort zusammen brechen gesehen, ihre Thore den Ungläubigen hat öffnen müssen. Es herrscht große Bestürzung unter den Dienern Gottes. Allah läßt uns seine Hand schwer fühlen. —"—

Bei diesen Worten stieß der Bey mehrere dumpfe Seufzer aus und ließ sein Haupt auf seine Brust sinken. In dieser regungslosen und an Vernichtung gränzenden Haltung verblieb er eine Zeitlang, dann aber aus seinem Hinbrüten erwachend, und einen unruhigen und forschenden Blick auf den Boten werfend, sagte er zu diesem:

„„Hat Dich hier irgend jemand gefragt, was für eine Botschaft Du brächtest?""

—„—Ja, Herr, aber ich habe sie niemanden vertraut.—"—

„„Kannst Du das auf das heilige Buch beschwören?""

—„—Ich kann es.—"—

„„Bei Mahomed!"" rief der Bey nun aus, „„Du hast wohl daran gethan, verschwiegen zu sein; denn wenn Deinem Munde auch nur ein indiscretes Wort entschlüpft wäre, so würde ein Alles vermögender Wille ihn auf ewig geschlossen haben! Da, da hast Du 30 Sultanis, zum Lohn für Dein verständiges Benehmen. Entferne Dich nicht; auch Du, Ali, sollst bleiben. Ibrahim,"" sagte er dann zu einem herbeigerufenen Officier, „„sage den arabischen Kaids, die sich zu Oran befinden, daß sie unmittelbar hieher kommen sollen.""

Der Officier verneigte sich respectvoll und entfernte sich sogleich. Der Araber und ich, wir blieben bei dem Bey Hassan zurück, und ich zerbrach mir den Kopf, was er wohl im Schilde führen möchte. Bald strömten die herbeschiedenen Häuptlinge haufenweise zum Palaste, und als sie endlich insgesammt im großen Audienzsaale versammelt waren, sagte Hassan, eine offene und lächelnde Miene annehmend, im fröhlichem Tone zu ihnen:

„„Wackre Chefs, unerschrockene Vertheidiger des bedrohten Glaubens, ich habe Euch Alle hierher berufen um Euch die erfreuliche Kunde mitzutheilen, die ich eben durch einen Boten des Aga erhalten habe. So wisset denn, daß Gott, nachdem er den Muth und die Energie seiner Kinder geprüft, endlich der gerechtesten Sache den Sieg verliehen hat.

Die Franzosen haben unter den Mauern von Algier alle ihre Hoffnungen zu Schanden werden sehen; eine schimpfliche Niederlage ist der Lohn ihrer gotteslästerlichen Vermessenheit gewesen. Eben so wie vormals die Spanier, unter dem Befehl des Kaisers Carl, haben die Ueberlebenden sich eiligst wieder einschiffen müssen, um den Zorn der treuen Gläubigen zu entgehen; aber die meisten von ihnen bedecken nun mit ihren verstümmelten Leichen das afrikanische Ufer. Geht und verbreitet die glückliche Kunde unter die Stämme des Beyliks; auch sollen dem Allerhöchsten einstimmige Dankgebete dargebracht werden! Wenn die Hülfe Eures Armes je vonnöthen seyn sollte, um die Feinde Gottes zurückzutreiben, so rechne ich auf Eure Bereitwilligkeit, Euch von Neuem zur Vertheidigung seines geheiligten Namens zu vereinigen.""

Nun erhob sich ein Schrei des Enthusiasmus aus der Mitte der Versammlung, und die arabischen Häupter verließen den Palast unter dem tausendfaltig wiederholten Ausruf: „Ehre sei Gott! Tod den Christen!" In wenigen Augenblicken hatten alle, von den Leuten ihrer Stämme gefolgt, die Stadt verlassen, um ihren Glaubensgenossen die eben vernommene falsche Kunde eiligst zu überbringen.

„„Man verschließe die Thore von Oran,"" sagte der Bey dann zum Chef der Miliz, „„und bis auf weiteren Befehl darf kein einziger Araber wieder hereingelassen werden.""

So entging der Bey Hussan durch eine wunderbare Kaltblütigkeit und eine bewundernswürdige Geistesgegenwart einer der größten Gefahren, womit je ein Mensch bedroht gewesen.

Bald darauf gingen drei französische Schiffe Angesichts Oran vor Anker, und es war nun nicht mehr möglich, die Wahrheit länger zu verhehlen. Der größte Theil der muselmännischen Bevölkerung verließ, durch seine Prediger fanatisirt, die Stadt und ergoß sich über die anderen Puncte des Beyliks. Meine Frau und alle deren Angehörige nahmen an dieser Auswanderung Theil. Ich meinestheils, der ich keineswegs ihren religiösen Haß theilte, ich erwartete vertrauensvoll die Ankunft der Franzosen. Wüthend, von dem Bey Hassan hintergangen zu sein, hatten die Araber inzwischen wieder zu den Waffen gegriffen und hielten die Stadt eng eingeschlossen.

Schon begann sich Hungersnoth fühlbar zu machen. Der Bey Hassan parlamentirte mit dem Feldherrn Bourmonts, der mit ihm über die Uebergabe von Oran unterhandeln sollte,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

doch wagte er es nicht, den Platz sofort auszuliefern, aus Furcht vor den Türken, die dessen Miliz bildeten. Unter so bewandten Umständen warf er seinen Blick auf mich, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen. Eines Tages, als die Araber die Stadt mit einer Wuth und Erbitterung angegriffen, die befürchten ließ, daß sie bald in ihre Hände fallen möchte, ließ er mich nach der Kasauba rufen und forderte mich auf, möglichst schnell die weiße Fahne auf dem Fort Santa-Cruz auszustecken. Ich erklomm sofort den schroffen Berg, auf dessen Gipfel dies Fort wie ein Adlernest gebaut ist, und nachdem ich meinen weißmusselinenen Turban gelöst hatte, ließ ich ihn als ein Nothzeichen flattern. Dieser Aufforderung entsprechend, liefen die Capitaine der französischen Schiffe nun geradesweges in den Hafen von Oran ein, wo ein Theil ihrer Seesoldaten landete und, ohne einen Schuß zu thun, von dem Fort Mers-el-Kebir Besitz nahmen. Diese Demonstration schüchterte die Araber ein, und sie zogen sich zurück. Als einige Tage später noch mehrere Kriegsschiffe dazu kamen, da zerstreuten sie sich vollends. Leider wurde das kleine Geschwader aber bald und in dem Augenblicke zurückgerufen, wo die Truppen, die es führte, eben in die Stadt einziehen wollten.

Kaum hatten die Franzosen sich entfernt, als die Türken der Garnison mich tödten wollten, weil ich auf dem Fort Santa-Cruz die weiße Fahne hatte wehen lassen, obgleich ich nur gethan, was mir vom Bey befohlen worden war. Glücklicherweise benachrichtigte mich einer von ihnen, der mein Freund war, von dem wider mich angelegten Complott; er sagte mir, daß ich noch denselben Abend durch zwei meiner Landsleute, geschworene Feinde der Franzosen, in meiner Wohnung ermordet werden sollte. Ich eilte demnach, aus Oran fortzukommen und begab mich nach Tlemecen.

Der Kaiser von Marokko hatte aber, wie sie wissen, mit Rücksicht auf die Anarchie, welche die Provinz Oran heimsuchte, den Plan gefaßt, sich ihrer zu bemächtigen, und während einerseits Oran von den Arabern belagert wurde, wurde andererseits Tlemecen durch eine marokkanische Armee unter dem Befehl von Muley-Ismael berannt. Ich hatte demnach in letzterer Stadt alle Drangsale und Gefahren einer Belagerung zu bestehen. Indem ich aber die wenigen strategischen Kenntnisse benutzte, die ich mir früher in den europäischen Armeen zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, trug ich viel zur Deblokirung des Platzes bei, dessen Vertheidigung ich mit einem Erfolge organisirte, daß die Marokkaner, wüthend, alle ihre Angriffspläne vereitelt zu sehen, mir die Ehre erwiesen, einen Preis auf meinen Kopf zu setzen. Muley-Ismail bot **10,000** Budschus aus an jeden, der ihm den armen Ali-Ben-Abdallah todt oder lebend überliefern würde. Zu meinem Glücke war ich zum Wohl des Platzes zu nothwendig, als daß dessen Vertheidiger es gewagt hätten, mich aufzuopfern. Diese Ehre wäre mir aber doch bald theuer zu stehen gekommen; denn als ich nach der Befreiung von Tlemecen das Gebiet der Douairs passirte, um nach Oran zurückzukehren, wollten diese wackeren Leute, durch den Köder der marokkanischen Budschus gelockt, mein Bemühen für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit damit lohnen, daß sie mich an Muley-Ismail verkauften, und es würde auch wahrscheinlich geschehen sein, wenn nicht der wackere Lieutenant Ismail, derselbe, der den General Mustapha nach Frankreich begleitet hat, mich unter seinen Schutz genommen und aufs entschiedenste gegen eine solche Schändlichkeit und Ehrlosigkeit protestirt hätte.

Nach Oran zurückgekehrt, habe ich dort bis auf den heutigen Tag als Thürhüter und Dollmetscher fungirt. Ich bin arm und obscur geblieben, wie ich es vor der französischen Occupation gewesen. Vielleicht bin ich noch nicht am Ziel meiner Leiden; aber ich werde dann, wie seither, mich in Geduld fassen, eine Tugend, deren practische Uebung mir das Unglück gelehrt hat, und die zugleich der Trost des Traurigen und die Kraft des Schwachen ist.

Mit diesen Worten schloß der Erzähler seinen Vortrag, der, das wünschen wir, dem Leser nicht zu lang geworden sein mag.

(Commerce.)

Eine Restauration auf hoher See.

Ich lagerte am Fuße der Berge, die Marseille wie mit einem Gürtel umgeben und ich will dich dahin mit mir nehmen. Du wirst mir folgen und mir zuhören; denn nicht von mir werde ich sprechen, von mir dem armen Träumer, der ich dir von meiner Vergangenheit nichts zu erzählen habe, es sei denn, daß ich so gern in Sommernächten weinte, oder daß ich mich oft auf das Meer hinaussehnte, auf welchem ich vielleicht einen Byron herausgefordert hätte, wenn er nur als Schwimmer sich mit mir hätte messen wollen.

Von einem Großen der Erde habe ich dir zu erzählen, von einem Könige, von einem großen Könige, denn er war sehr unglücklich; er war verbannt.

Und während ich auf dem Sande hingestreckt bald den Himmel, bald das Meer betrachtete, ohne mir es gestehen zu können, welches von beiden mich mehr entzückte, hörte ich den melancholisch summenden Ton eines Schäferhornes. Es ist ein Schäfer, sagte ich zu mir, der zum Dorfe heimkehrt und milde Trauer beschlich mich von Neuem: Noch nie hatte ich solchen Ton in dem Gebirge vernommen.

Kaum hatte ich mich so wieder in Schwermuth versenkt, als ich einige Toisen weit auf dem Wasserspiegel ein weißes Segel, ein sich bewegendes Licht zu bemerken glaubte. Es fesselte meine Aufmerksamkeit.

Aber der Ton des Hornes zog sie wieder davon ab, dieses Mal war der Laut näher; er bewegte sich so regelmäßig um den Platz, auf dem ich mich befand, daß ich glaubte, der Schäfer auf dem Hügel suche einen Weg zum Meeresufer.

Ich richtete mich auf, um die Wahrscheinlichkeit meiner Vermuthung zu prüfen, und überzeugte mich, daß das Licht auf dem Wasser von einer catalonischen Fischerbarke herrührte. Es war ein Fahrzeug, lang und schmal wie ein Schwerdtfisch; rudernd kam es vorwärts, denn die Luft war nicht bewegt genug, um nur das schwächste Segel blähen zu können.

Ich stand auf; der Schäfer stand hinter mir, und in demselben Augenblick landete der Kahn auf dem Sande.

Guten Abend Gervaisy!

Guten Abend Mateo!

Gervaisy war der Schäfer, Mateo der Schiffer; ich merkte, daß es eine Zusammenkunft war, das Hirtenhorn hatte das Zeichen gegeben.

Nachdem sie mich gegrüßt, reichten sie sich die Hand. Sollten es Schleichhändler sein? dachte ich; eine so helle Nacht wollten sie benutzen, um ihren Plan auszuführen? Ich hätte die Schleichhändler für klüger gehalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— Ihr hält uns für Schleichhändler, sagte in schlechtem Französisch der Fischer Mateo.

— In der That, antwortete ich, dies Fahrzeug, ... dieser Korb, den euer Kamerad der Schäfer trägt ...

— In diesem Korbe, sagte der Schäfer zu mir, ist nur Obst, Trauben, Feigen, einige Handvoll Mandeln.

— Und in diesem Fahrzeug Rothflossen und Sardellen, setzte der Fischer hinzu und faßte meine Hand, um mir zu helfen, in seinen Kahn zu springen, der in der That mit kleinen diesen Abend gefangenen Fischen angefüllt war.

— Das ist für dich, Mateo. Der Schäfer legte den Korb mit Obst, den er mir eben gezeigt hatte, in den Kahn.

— Und dies hier für dich, Gervaisy, erwiderte der Schiffer und setzte auf des Schäfers harte Hände einen Schilfkorb mit Fischen, die gar munter zappelten in ihrem Bette von Meergras.

— Sie sehen daß wir eigentlich keine Schleichhändler sind, sagte Mateo zu mir mit einem Blicke, der ihn der Lüge zieh; aber genau genommen könnte ich es sein. Und ich glaubte es ihm aufs Wort, da ich sein Gesicht sah, oval und gebräunt, wie eine Olive zur Zeit ihrer Reife, seine Glieder, schlank und kräftig wie die einer amerikanischen Goelette, sein catalonisches Auge, schwarz und feurig, und seine Nase, welche der eines Seevogels glich.

— Ihr führt heute keine Conterbande.

— Heute. Dabei zeigte Mateo seine Zähne. Er hatte gelächelt. — Er fuhr fort:

— Wir sind zwei alte Freunde Gervaisy und ich.

— Nicht wenig alt, sagte der Schäfer, und fügte hinzu: Ich älter als du, Mateo. Ich bin Weihnachten drei und vierzig Jahre alt geworden, und du bist noch nicht vierzig.

— Ich sehe, daß ihr hier in diesem Lande zusammen aufgewachsen seid. Ihr seid wohl auch beide hier geboren?

— Nein, antwortete der Fischer. Meine Heimath ist St. Feliu in Catalonien; aber ich bin schon zu fünf Jahren nach der Provence gekommen; Gervaisy, der ist auf St. Marguerite geboren, drei Lieues von hier. Nicht so Gervaisy?

Statt zu antworten, fing Gervaisy an, in sein Horn zu stoßen, vemuthlich um die Schafe, die er auf dem Berge gelassen hatte, näher ans Meer zu locken. Nachdem er geblasen, lauschte er und wir hielten uns still. Dann hörten wir fernes Blöken und Klingeln in der Luft. Der Befehl des Hirten war zur Heerde gelangt; und der Hund, der alsbald zum Hirten eilte, bestätigte die Pünktlichkeit, mit welcher man gehorcht hatte.

Der Schäfer winkte dem Hunde, sich zu seinen Füßen zu legen. Mateo hieß dem Schiffjungen, der eben damit fertig geworden war, den Kahn auszuschöpfen und die Netze zusammenzulegen, er solle sich schlafen legen, wenn er wolle. Und schon schliefen der Schiffsjunge und der Hund.

Wie war das Meer schön! werde ich es jemals so wiedersehn?!

— Wir sind zwei alte Freunde, wiederholte Mateo mit der kräftigen Kürze eines Spaniers, für welchen ein solches Geständniß keine leichtsinnige Betheurung ist. Gervaisy und ich, wir haben uns hier kennen gelernt, es sind nun zwanzig Jahre.

— Zwanzig Jahre, bestätigte der Schäfer, der sich auf den Sand niedergekauert hatte, an der Stelle, die ich vorher innegehabt, während Mateo und ich, er auf der einen ich auf der anderen Seite des halb im Sande versteckten Kahnes saßen.

— Wir waren, Gervaisy und ich, sagte Mateo mit der feierlichen Langsamkeit der Erzähler des Orients, welche nichts in ihrem Vortrage beschleunigt, denn sie wissen, daß die Nächte lang sind und daß der Tod das Ende aller Dinge; — wir waren, ich und Gervaisy, alle beide im Dienste des Königs von Spanien, Carl's IV, — Gott habe ihn seelig!

Mateo nahm seine rothwollene Mütze ab und blickte zum Himmel. Gervaisy benutzte diese von Mateo einer frommen Erinnerung geweihte Pause, um von dem Bande seines Schäferhutes eine Art Pfeife loszumachen, einen alten räuchrigen Vulkan. Er stopfte sie mit seinem breiten Daumen so fest und so lange, daß ich mich wunderte, sie nicht springen zu sehen. Dem Anschein nach kannten sie sich von alter Zeit, er und sie. Noch mehr aber erstaunte ich, daß er sie in den Mund zu stecken vermochte, denn die Pfeife hatte buchstäblich kein dem Auge sichtbares Rohr, und die Nase des Schäfers war sehr lang und nach den übermäßig schmalen Lippen hin sehr gebogen.

Einige Minuten hielt er sie in der Hand, aufmerksam auf Mateo's Erzählung, der wieder begonnen hatte, wie folgt:

— Wir waren, ich und Gervaisy, im Dienste des Königs von Spanien, Gervaisy als Schäfer, ich als Fischlieferant.

Dies Wort „Schäfer" rief Gervaisy ins Gedächtniß zurück, daß er Schafe in der Nähe habe, und ohne den Athem zu verlieren, brachte er von Neuem das Hirtenhorn an seine Lippen und blies, ohne sich stören zu lassen. Der Hund spitzte die Ohren, doch als er merkte, daß man seine Ruhe nicht ernstlich stören wollte, schlief er wieder ein.

— Es war ein guter König, sagte Mateo mit einem Kopfnicken, welches ausdrucksvoller war, als eine moralisch-philosophische Geschichte des Verfalls der spanischen Monarchie.

— Ein stolzer Mann, fügte der Schäfer hinzu, der seine Pfeife auf den Sand legte und Feuer schlug. Er tödtete euch die Rebhühner im Fluge, wie Keiner. War er schwach, so lud man ihm das Gewehr und er schoß; war er krank, so schoß er aus seinem Lehnstuhl; konnte er nicht gehen, so nahmen wir ihn in die Arme, Mateo und ich, und dann schoß er über unsere Köpfe; und er fehlte nie.

Unterbrochen von Gervaisy hatte Mateo seinen Taback aus seiner Tasche gezogen, Alkoy-Papier auf seinem Beine gerollt und so ein Cigaretto von ächter Qualität angefertigt;

Wie nun die Pfeife und das Cigaretto wieder angezündet waren, fuhr Mateo fort:

— Auf folgende Weise haben wir, mein Kamerad und ich, uns kennen gelernt, hier in dem Eigenthum des Königs von Spanien, auf dem wir uns befinden.

Und der Seemann und der Schäfer fingen an zu rauchen. Die Rede Mateo's blieb unbeendet.

Ein Zufall, wie ihn die Geschichte liebt, hat dieser herrlichen Villa, an dessen äußerster Grenze wir, der Hirt, Mateo und ich, uns befanden den Namen Landsitz des Königs von Spanien erhalten, obgleich sie schon längst wieder an den vorigen wohl nicht sehr königlichen Eigenthümer und später an eine Nachkommenschaft von Kaufleuten gekommen ist, die von dieser glänzenden Trümmer, ohne sie sonderlich hochzuschätzen, Besitz nahmen. Keines von all den schönen Schlössern, die Paris umgeben, kann mit dem verglichen werden, welches Carl IV, König von Spanien, während seines Exils in der Provence bewohnte, wo er zum Ersatz für eine verlorne Krone die Gesund-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

heit wiederfand, welche ihm ein herbes Schicksal geraubt. Es ist ein Maltheſiſcher Garten, ein duftender Palast, wie man ihn an den lieblichen Gewässern Asiens, Constantinopel gegenüber, sieht. Der Boden ist weicher, gesiebter Sand, man könnte nackten Fußes ganz bequem darüber gehen; sein Horizont, seine Grenze ein Kreis von Bergen, deren bewaldeter Abhang noch dem Schlosse zugehört, eine grüne Grenzmauer von im Sonnenlicht zitternden, kosenden Pinien. Rings um ihn das Meer, das mittelländische Meer, diese weite grüne Wasser-Fläche und darüber der warme, helle Himmel der Antillen. Zwar ist hier das Wasser nicht in solcher Fülle vorhanden, wie im Norden, aber dafür ist es hell, rein, hurtig wie eine Schlange sich windend und kalt wie Eis, ohne dabei hart und den Lippen schmerzhaft zu sein, dabei herrlich anzuschauen in den Felsengrotten oder einer Krystallvase; es ist unter den Gewässern, was der Champagner unter den Weinen. Es ist Champagner-Wasser. Und dieses klare, seltne Wasser füllt in diesem Eden Marmorbassins, die sich hinter Platanen verstecken und kühlt mit seiner Frische die heiße Luft an den Herbstnachmittagen, wenn die Sonne mit ihrem sengenden Strahl die Bäume wie die Blumen daniedergebeugt. Und überall in den Alleen Orangenbäume, von Myrthen bekränzt, und in der Ebene die Oliven, diese griechische Frucht, deren Schatten so griechisch, so ernst und poetisch ist, und deren feierlich abgemessenes Rauschen sich wie eine Ode Anakreons anhört. Herrliche Villa, in welche die Palme und der Citronenbaum sich verpflanzten, wüßten sie, wie gut sie hier gedeihen würden, hier wo Italien und der Orient sich vereinen, wo jede der langen Alleen die köstlichste Aussicht auf das Meer bietet, hier ein Apfelbaum eine Brigg verdeckt, die mit vollem Segel von Indien kehrt, dort eine Goelette durch die Blätter einer Blumenakazie schimmert.

— Und er jagte so leidenschaftlich, fuhr Gervaisy fort, daß er nach zwei Jahren seine Beine und seinen Magen wiedergefunden hatte. Seht ihr jenen weißen Strich in dem Fichtenwalde? der Mond zeigt ihn euch hier wie am hellen Tage.

— Ich glaube ihn zu sehen, erwiederte ich dem Schäfer.

— Das ist eine Mauer, die man auf den Felsen gebaut hat, damit der König, wenn er mitten in der Jagd ermüdet war, sich darauf stützen könnte. In dem Maaße, wie seine Kräfte wiederkehrten, wurde auch die Mauer verlängert.

Sie hat eine schöne Länge, versetzte ich.

— Der König Carl IV befand sich auch zuletzt ganz wohl.

Das Gesicht des Catalonier's Mateo erheiterte sich; während der Schäfer in solchen Pausen, wie sie sein Rauchen nöthig machte, jene Bruchstücke aus dem Privatleben des unglücklichen Carl's IV von Spanien erzählte, der von Napoleon, welcher damals den Schmerz der Verbannung noch nicht kannte, aus seinem Reiche vertrieben worden. Gervaisy hatte ausgeraucht; er stieß von Neuem in sein Horn; bald darauf hörten wir das Blöken der Schaafe und den silberhellen Klang der Schellen.

— Gleich Mitternacht, sagte Mateo, indem er den Schatten beobachtete, den die Berge über das Meer warfen.

— Noch nicht, sagte der Schäfer, der seine Augen auf einen Stern richtete, welcher westwärts unterging. Es fehlt noch ein Viertel.

— Fischte der König denn nie in dem schönen Bassin, das ihm so nahe lag? Es machte ihm vielleicht kein Vergnügen?

Nach meiner Frage sahen sich der Katalonier und der Schäfer einige Minuten lang an.

Gervaisy antwortete nicht, aber Mateo ließ ein kurzes Ja hören und seufzte.

— In der That, sagte er dann und ließ dabei seine Füße im Wasser naß werden, wie ein trauriger und zerstreuter Mensch, das ist Alles vorüber, wie der Wind in dieser Nacht. Nicht wahr Gervaisy?

— Ach Gott ja, Mateo.

— Und es war in einer eben so schönen Nacht, wie diese, setzte Mateo der Fischer hinzu, ein Meer, eben wie die Hand, ein Mond, rund und glänzend, wie ein neuer Thaler, und ein Wind, um Nußschaalen nach Amerika zu treiben.

Ich erinnere mich, bestätigte der Schäfer, indem er mit seinem Messer das gewundene öhlige Horn schabte, auf dem er geblasen.

— Gewiß erinnert ihr euch beide eben eines großen Fischzuges, einer Wasserfahrt, an der der König Theil genommen und ihr Mateo waret der Führer der Barke?

— Ich führte die Barke nicht, denn ich war damals noch zu jung, aber mein Vater that es; indeß war ich auch am Bord.

— Wo am Bord?

Ohne mir zu antworten stieß der Katalonier mit der Ferse auf den Kahn, worauf wir beide saßen. Ich verstand ihn.

— Der König Carl IV wiederholte ich, fuhr also auf dieser Barke in der Nacht jenes Fischzuges.

— Und fuhrt Ihr weit? sehr weit?

Ein ebenso schwermüthiges, als ausdrucksvolles Lächeln, trennte Mateo's braune Lippen.

Der Schäfer fuhr fort mit seinem Messer das Schäferhorn zu glätten.

— Sehen Sie den schönen Stern da unten?

— Ja, Mateo.

— Weiterhin sehen sie noch drei in derselben Richtung?

— Sehr gut; sie stehen über Marseille.

— Beinahe.

— Ihr wollt mir, sagte ich, das Dorf der Catalonier bezeichnen.

Mateo's Kopfnicken benachrichtigte mich, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Wenn man sich über das langsame Fortschreiten unseres Gesprächs wunderte, so würde man vergessen, daß ein Schäfer und ein Spanier die Unterhaltung führten. Einsame Menschen wie die Schäfer sind wortkarg, und die Spanier, haben ihre Schweigestunde wie die Orientalen, besonders wenn der Wind — und nicht den leisesten Luftzug spürte man — die feinen Tasten ihrer Nerven nicht aufregt. Ueberdies lag mir unendlich mehr daran, sie zu hören, als ihnen, zu sprechen. Bisweilen, wenn ich ihre griechischen Gesichter, ihre leisen Kopfbewegungen, ihre wilde Kleidung und die Landschaft rings um mich betrachtete, glaubte ich mich nach Arkadien in die Zeit der Bukolika und Eklogen versetzt.

In jener Gegend ungefähr, im Dorfe der Katalonier, bin ich geboren.

Das Dorf, welches mir der Fischer bezeichnete, war mir wohl bekannt, es ist ein katalonischer Marktflecken am Golfe de Provence, und durchaus spanisch, seinem Idiom, seinen Seesitten, seinen Gewohnheiten und seiner ganzen äußeren und moralischen Physiognomie nach. Es zählt funfzehnhundert oder zweitausend Einwohner, sämmtlich Fischer; Alle bringen sie ein Drittel ihres Lebens in Spanien zu, ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

anderes Drittel in der Provence, ihrem zweiten Vaterlande und das letzte Drittel zwischen Spanien und der Provence, nämlich auf dem Meere. Unerschrockene Seeleute, brauchen sie oft nur zwanzig Stunden, um Spanien zu besuchen und nach Frankreich zurückzukehren. Das Meer ist der Garten, der ihre beiden Gebiete nachbarlich verbindet. Ihr Vermögen ist der Fischfang, ihre Erwerbsquelle ein Netz, ihr Anlagekapital ein Kahn, ihre Hoffnung der Wind. Damit verschaffen sie sich französisches Brod, spanischen Wein, Fische, die noch in der Pfanne zappeln, Frauen, die geschmeidig sind wie eine Binse und schlank wie eine Spindel, endlich am Abend vor ihren Thüren die ewigen Bolero's, von ihren Malaga-Guitarren begleitet.

— Eines Tages, fuhr Mateo fort, sagte mein Vater zu seinen Neffen und Vettern: — Ich habe mit Euch zu sprechen. Kommt heut nach der Vesper zu mir. Ihr werdet Taback, Orangen und Landwein finden. — Gut antworteten die Vettern. Keiner fehlte. Die Frauen schliefen und auf ihren Knieen die Kinder. Man rauchte, trank, dann rauchte man wieder. Ich war auch da, still und aufmerksam; ich war noch zu jung, um meine Meinung zu sagen, doch verständig genug, daß man mir Vieles zu hören gestattete. Da sprach denn mein Vater also: — Dieser Tage, sagte er, haben wir, Mateo und ich, den König gefahren .... Alle Vettern und Neffen standen auf, legten ihre Pfeifen und ihre Cigaretten auf den Tisch und entblößten ihr Haupt. — Wir haben den König in unserer Barke gefahren, da unten, jenseits der Inseln, wo ich ihm das Vergnügen machen wollte, einige Rothflossen zu fangen, die er sehr gern hat. Eine schwarze Wolke zeigt sich, der Wind schlägt um, er wird stärker, das Meer schäumt, ein Sturm war im Anzuge, Rückkehr unmöglich. Ich streiche die Segel, schließe das Verdeck, binde den König an mich und uns beide an den Mast. Mateo war am Steuerruder, um der Wellen zu wehren. Mein Vater hatte die Wahrheit gesagt. — Ich sah wohl, fuhr er fort, welche Richtung wir nahmen — nach Katalonien! Heiliger Johannes! riefen die Vettern. — Nach Katalonien, wiederholte mein Vater. In sechs Stunden trieb uns der Sturm an Spaniens Küste. — Und der König? fragten die Neffen und Vettern, der König .... Mateo, sieh zu, unterbrach sie der Vater, ob die Kähne gut befestigt sind: geh' mein Sohn! So ging ich, fuhr Mateo fort, ohne das Ende der Geschichte zu wissen, die mein Vater seinen Vettern und Neffen erzählte, oder vielmehr ohne zu wissen, wozu er ihnen dies erzählte, denn ich wußte gar wohl, daß der König beim Anblick der spanischen Küste sehr weinte und daß er noch weit mehr geweint hatte, als wir mit entgegengesetztem Winde wieder über den Lyon'schen Meerbusen auf das Schloß zu heimfuhren. Auf dieser Stelle, sagte Mateo, landeten wir. Man glaubte, wir wären umgekommen. Die Königin war trostlos. Sie hatte die Kerzen der Schloßkapelle anzünden lassen und betete für unsere Heimkehr.

— Ist dies das ganze Ereigniß? fragte ich mit der Ungeduld eines Zuhörers, auf den die stärksten Catastrophen keinen Eindruck mehr machen; ich vergaß, daß es sich nicht um ein Drama handelte, wie es von den gewöhnlichen Fabrikanten der Tagesromane erfunden wird, sondern um ein wirkliches Faktum, das einem von Napoleon verbannten spanischen Könige, einem Nachkommen Ludwigs XIV und Heinrichs IV begegnet war.

Mateo bemerkte nicht einmal meine unangemessene Lebhaftigkeit. — Wie gesagt, er erzählte nicht für mich, er sprach nur, seiner Erinnerung ihren Lauf zu lassen, um die dürren Blätter der Vergangenheit, die der Wind des Zufalls ihm vor die Füße geweht, in einer schönen hellgestirnten Nacht aufzulesen.

— Ich sagte Euch, fuhr Mateo fort, nachdem er Gervaisy ein Zeichen gegeben, ihm Feuer für seine Cigarre zu reichen, daß mein Vater mir nicht erlaubt hatte, seine Erzählung bis zum Ende anzuhören. Etwa einen Monat später ereignete sich Folgendes.

— Ach ja! einen Monat später, unterbrach ihn der Schäfer, indem er Mateo ein Stück brennenden Schwamms hinreichte.

— Ja, einen Monat später. Hier legten wir um vier Uhr Morgens mit drei Fahrzeugen an, auf ihnen die Vettern und Neffen, von denen ich Ihnen erzählte; mein Vater befehligte. Dies Fahrzeug war eines von den dreien und ich befand mich darauf. Es galt einem großen Fischfange, den der König in Gesellschaft seiner treuen, armen Unterthanen, der Spanier Kataloniens, zu machen wünschte. Es hieß, er würde den ganzen Tag dauern. Für den Wind hatten wir Segel, für die Stille Ruder und für die Sonne — denn wir waren tief im Sommer — waren wir mit Zelten versehen. Kaum tagte es, so begab sich der König Carl IV von dem Schlosse aus hierher, wo wir uns befinden; zwei seiner Diener begleiteten ihn.

— Und ich sein Schäfer, sein Jagdgefährte.

— Und Du, Gervaisy; ich wollte Dich eben nennen.

— Ein herrlicher Wind erhob sich, sagte Mateo, wie es schien mit veränderter Stimme, ein Wind, wie wir ihn hofften, wie wir ihn von unserer lieben Frau von Mont-Jouy erfleht hatten, vor der wir die ganze Nacht vorher auf unseren Knieen gebetet hatten, mein Vater, ich, seine Vettern und Neffen, die guten und frommen Katalonier. Zwei Stunden später und wir sahen von den Bergen Marseille's und von dem Meerbusen nicht mehr so viel als diese Rauchsäule.

Mateo that zwei bis drei tiefe Züge, dann stieß er, um seinen Vergleich zu rechtfertigen, eine dichte Rauchwolke von sich.

Wir passirten die Inseln der Bucht, eine nach der andern. Endlich erkundigte sich der König, der immer wie ein Heiliger vor Gottes Angesichte erglänzte, so oft ein Windstoß ihm den Hut vom Kopfe riß, denn wir fuhren auf offener See und da ist es bekanntlich um so besser, wenn man den Wind im Rücken hat, also der König erkundigte sich endlich nach Zeit und Ort, wo wir die Netze auszuwerfen und die Angeln auszustecken gedächten. In einer Stunde, Sire, antwortete ihm mein Vater. In einer Stunde, gut! die Stunde war aber noch nicht verflossen, als Carl IV unter dem Segel eingeschlafen war. Er schläft, setzt die Segel ein! rief mein Vater, die hohlen Hände vor dem Munde, mit dumpfer Stimme den beiden Begleitkähnen zu. Setzt die Segel ein! Alles aufgeboten! Und die drei Böte fraßen den Wind. Beim heiligen Johannes so war es. Ich begreife es heut noch nicht, daß wir nicht wie Charpie in die Luft geflogen sind. Der König schlief fünf Stunden. Das machte die Seeluft. Als er erwachte, waren wir im Angesichte von Spaniens Küste. Catalonien dehnte sich vor uns aus. Die Sonne neigte sich zum Untergange.

— Wo bin ich? fragte der König, der in dem Augenblicke wo die Kähne landeten, sich aufrichtete und nicht wenig erstaunt war, sich von so vielen anderen dichtbemannten Fahrzeugen umringt zu sehen.

— Ew. Majestät, redete ihn ein alter Offizier aus seiner Armee an, Sie sind in dem Golf von Rosas, in Catalonien, in Spanien; Sie sehen Ihre getreuen Unterthanen vor sich, die Sie auf ihren Knieen bitten wollen, sich an's Land setzen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schändliches Weib! mich vier ganze Stunden mit diesen Höllenbälgen allein zu lassen! Durrrwtttrr!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu lassen. In einem Monat sind Sie in Madrid. Sire, unsere Ortschaft wird den übrigen das Beispiel geben; das Feuer wird sich über das Land, von Stadt zu Stadt verbreiten und sich ganz Spanien mittheilen. Diese braven Seeleute haben Sie befreit, und willig werden wir unser Leben opfern, Ihre Majestät wieder auf den Thron Ihrer Väter zu setzen.

Und Carl IV, den wir in unsern Armen hielten, fing an zu weinen, wie ein Kind. Er konnte sich gar nicht davon erholen, daß er Spaniens Berge, die Gärten Cataloniens gesehen, daß er wieder hatte spanisch reden hören. Er segnete, er umarmte, er weinte von Neuem.

Ich hielt den Stock und den Hut des Königs in der Hand.

— Nein, meine Freunde, sagte er, ich bin verbannt; ich würde mein Königswort brechen, wenn ich Euch nachgäbe. Aber gleichwohl verzeihe ich Euch die Täuschung. Mateo, also das war der Fischfang! Ich verzeihe Dir ebenfalls. Du hast mich sehr glücklich gemacht. Spanien! Spanien! Spanien! rief er aus, indem er den alten Soldaten, der ihn beschworen hatte auszusteigen, ans Herz drückte. Und er ließ seine Hand über zwanzig Kähne voll stehender Häupter hingleiten: Spanier! Ach, Ihr seid weniger zu beklagen, als ich! Ihr verliert nur einen König, ich aber verliere ein Vaterland! Auf die See, Mateo! rief er, und nach Frankreich! Auf die See!

Mein Vater zauderte.

— Ich will es, wiederholte der König.

Den andern Tag, in der Morgendämmerung, landete der König an diesem Ufer.

Der Kopf des catalonischen Schiffers sank auf seine Brust und er verfiel in ein sinnendes Schweigen, wie wenn er über den Abgrund von zwanzig verflossenen Jahren zurückblicken wollte.

Als er so eine Zeit lang sich seinen Gefühlen überlassen, erhob er wieder die Stirn, und sagte, wie um die traurigen Gedanken zu verscheuchen: das Wetter ändert sich; das Meer wirft kräuselnde Flocken; wir werden Wind bekommen.

Vielleicht hätte, setzte ich hierauf allzu rücksichtslos gegen seine Rührung hinzu, vielleicht hätte Karl IV seinen Thron wiedererlangt, wenn er nach Spanien gegangen wäre.

— Er wäre nicht lebend hingekommen, sagte Gervaisy, der Schäfer, und steckte das Messer wieder in die Scheide, mit welchem er während Mateo's Erzählung unaufhörlich gespielt hatte.

— Du warst damals Spion des Kaisers, wie ich nachmals erfahren, sagte Mateo; und ich habe Dich nur deshalb nicht von den Bergen in's Meer gestürzt, weil Du uns nicht verrathen.

— Ich hatte es nicht nöthig. Carl IV schrieb sogleich an den Kaiser, er möchte ihm fortan die Fischzüge verbieten. Und Napoleon erwiederte: Der König von Spanien wird fortan nicht mehr auf seinem Schlosse übernachten. Seitdem hat er dort nie eine Nacht mehr zugebracht.

— Aber der Wind wird stärker, sagte Mateo. Junge, richte die Seegelstange! Fort auf's Meer!

— Und ich zu meiner Heerde, sagte Gervaisy; der Hirt und der Hund standen auf. Noch einmal stieß Gervaisy in sein Schäferhorn, und der melancholische Ton verfolgte mich bis tief in das Land hinein, als ich mitten unter Fichten und Ginster, die im Mondstrahl erglänzten, heimging.

Léon Gozlan.
(Revue du XIXe siècle.)

Skokloster.

Der Mälar ist Schwedens größter und schönster See; er erstreckt sich längs Upland, West- und Südermanland und stirbt wie ein treuer Unterthan am Fuße des Stockholmer Schlosses, wo seine Gewässer sich mit denen des baltischen Meeres mischen. An seinen Gestaden, in einem Längenraum von vierzig Meilen, erheben sich Städte, Dörfer und Burgen; im Busen der Wälder, die ihn bekränzen, hallen die Kirchenglocken wieder, auf seinen Wellen tönt der Gesang der Fischer und die weitbauchige Handelsbrigg durchschneidet ihn an der Seite der aristokratischen Lustyacht. An einem Ufer des Mälar, zwei Meilen von Upsala, erbaute der Feldmarschall Wrangel das Schloß Skokloster. Sommers wallfahrten die Bewohner der umliegenden Dörfer häufig zu diesem alten durch mannigfache Erinnerungen berühmten Herrensitz; im Winter aber herrscht in dieser romantischen Landschaft die tiefste Stille; dann ziehen sich die Nixen, diese magischen Musiker, die auf dem Spiegel der Gewässer in grünen Haaren, silberne Harfen im Arm einherziehen, in ihre krystallenen Grotten zurück, der Schwan flieht in südliche Regionen und der Fischer trägt Barke und Netz in seine Hütte. Der See ist von einem Ufer zum andern mit dichtem Eise bedeckt, verstummt ist das Gemurmel seiner Wellen, die munteren Gesänge in den Wäldern, die Seufzer der Liebe in den lauen Lüften. Die Natur, ermattet von der herbstlichen Ernte, schlummert wie eine Mutter, die eben geboren, und die ohnmächtige Sonne zeigt auf ihrem bleichen Angesicht nur ein krankhaftes Lächeln, einen Lebensstrahl, gleich einem vergeblichen Wunsche; dann aber gewähren die den Horizont umgürtenden Wolken, die schneebedeckten Tannenwälder einen imposanten Anblick. Es giebt Monumente, die, wie die Tradition unter dem Fittig der Vergangenheit, im Schatten des Winters erhabener und größer zu werden scheinen; und als ich die Chronik von Upland durchlesen, erschien mir Skokloster ein solches Monument.

Es war ein kalter und heller Morgen, als ich mich aufmachte, das Schloß zu besuchen; ein Führer begleitete mich, der aber den Weg nicht kannte. Wir durchzogen den See in allen Richtungen: nirgends ein Pfad oder eine menschliche Seele; mein Pferd keuchend und mit Reif bedeckt, konnte den leichten Schlitten kaum durch die dichte Schneemasse ziehen. Aus Mitleid für dasselbe verließ ich meinen Sitz von Rennthierfellen, in die man mich wie ein Kind eingemummt, und schritt queer über den See, das Schloß um jeden Preis zu besuchen, während mein Führer mit gesenktem Haupte und nachdenklichem Blick sich bemühte, die Unterweisungen, welche er bei seiner Abreise von Upsala erhalten, in sein ungetreues Gedächtniß zurückzurufen. Einige Zeit war ich in der Irre umhergewandert, da erblickte ich mit einem Male in einer Biegung des Waldes, an der Spitze einer Bay, das Schloß mit seinen vier festen Thürmen und der gleich einem Greisenhaupt schneebedeckten Kuppel. Eine Stunde später saß ich in einem seiner hohen gewölbten Säle auf einem breiten, ledernen Armstuhl wie ein schottischer Laird. Ein großes Feuer flammte im Kamine; ein Diener setzte auf einen massiv eichenen Tische eine Schüssel mit Wildpret und eine Flasche Madeira. Mein Pferd war in den Stall gezogen, der Führer hatte in der Küche Platz genommen, und ich segnete den abwesenden Besitzer, der, obwohl in der Ferne, dennoch die von seinen Vorfahren angeerbte Gastfreundschaft an einen Fremden übte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Einen seltsamen Anblick gewährte dieser Saal, in dem ich mich wie ein Bewohner des Schlosses heimisch gemacht. Den Fußboden bedeckten schwere Teppiche, deren Farben die Zeit verbleicht, eiserne Schwerdter, vom Rost zerfressen, hingen an den Wänden; hier ein köstlicher Schrank mit schön geschnitztem Bildwerk, ehemals die Toilette einer großen Dame, der aber schon lang weder seidene Bänder noch Spezereien einschloß, dort auf silberner Säule eine Uhr, deren Pendel klagend und eintönig sich bewegte. Durch die Spiegelscheiben, im Grunde der engen und tiefen Fensternischen, warf der Tag nur ein mattes Licht in diese ehrwürdige Halle. Die eine Hälfte war prachtvoll beleuchtet, die andere aber von tiefen Schatten verhüllt. Es war mir, wenn ich dieses alterthümliche Gemach, in so gewaltige Licht- und Schattenmassen getheilt, betrachtete, als schaute ich in ein Gemälde von Rembrandt, und als der Kastellan des Schlosses in dem grauen Wamms, dem breitgerandeten Filzhut und mit dem gewaltigen Schlüsselbunde eintrat, glaubte ich ein Capitel aus Walter Scott zu träumen. Seltsam contrastirten indeß moderne Erzeugnisse des Luxus und der Verfeinerung mit all diesen ehrwürdigen Resten einer längst dahingeschwundenen Zeit. Das alte Bett war durch Vorhänge von Lyoner Seide verhüllt, auf den Tapeten von braunem Leder sah man Pariser Kupferstiche in vergoldeten Rahmen, auf dem eichenen Tische silberne Leuchter in modernem Styl, Porzellan-Teller und herrliche englische Tassen. Die moderne Civilisation mit all ihrer Eleganz hatte sich den gröberen aber solideren Erzeugnissen des sechzehnten Jahrhunderts vermählt. Das Schloß, von den gottesfürchtigen Kriegern des dreißigjährigen Krieges erbaut, gehört heute dem Grafen Brahe.

Die Geschichte Skoklosters ist mit Schwedens ältesten Traditionen verzweigt. Auf einem der das Schloß umgebenden Berge war der Versammlungspunkt der Bewohner der Umgegend; hier feierten sie ihre Feste, zündeten in gewissen Nächten große Feuer an und murmelten Beschwörungen, ihre Ernte vor Hagelschaden, ihr Vieh vor der Seuche zu bewahren. Unfern dieses Berges stand die Feste der Seeräuber von Upland. Von hier aus schifften sie sich ein, die Wellen des Sees zu durchkreuzen und die mit Handelsgütern beladenen Schiffe wie die Hütten der Landleute an der Küste zu plündern. Dort versammelten sie sich nach ihren blutigen Zügen, tranken Meth aus ihren hornenen Bechern, sangen ihre Kriegslieder und erzählten ihre Thaten. Noch jetzt sieht man unter düsteren Tannenzweigen die Ueberreste einer Burg, einem Geierneste gleich, auf der Höhe eines steilen Berges; durchgräbt man die Erde, findet man Waffen und Rüstungen, die jene Hühnen der Vorzeit sich ins Grab legen ließen, um in einer andern Welt wie in dieser zu streiten. Alle nordischen Chroniken schildern die entarteten Sitten dieser Corsaren, aber unter den furchtbaren Erinnerungen einer gesetz- und zügellosen Zeit findet man auch milde und liebliche Sagen, die der Dichtung angehören. So die rührende Sage von Dumlangi, welche die Kleider des geliebten Mannes an ihr Herz pressend starb; so auch die Erzählung von Sigurd Sing, die der schwedische Dichter Stagnellius zum Vorwurf eines Trauerspiels genommen. Sigurd war König von Schweden. Bei einem öffentlichem Feste bemerkte er eine junge Norwegerin von ausgezeichneter Schönheit, Namens Alfsol, verliebte sich in sie und begehrte sie zum Weibe. Ihre Brüder aber, die ihn zu alt fanden, verweigerten sie ihm. Da zog Sigurd, von Zorn entbrannt, mit seinen Kriegesschaaren gegen sie, und die Norweger, welche besiegt zu werden fürchteten, vergifteten das junge Mädchen. Sigurd kämpfte mit Heldenmuth, schlug seine Gegner in die Flucht und eilte in Alfsol's Gemach. Er fand sie todt auf dem Boden hingestreckt und ohne eine Thräne, ohne einen Seufzer, nahm er das junge Mädchen, dessen Blick seinen Muth belebt, sein greises Herz entzündet, in seinen Arm, trug sie auf sein Schiff, legte sie auf das Verdeck und zog fort durch alle Meere, bis der Sturm über seinem Haupte zusammenbrach, bis das Meer ihn mit der Geliebten in seinem Schooße begrub.

An die Stelle der Burgen von Vikingr brachte das Christenthum Klöster. Es gab zu Skokloster ein Nonnenkloster, das drei Jahrhunderte hindurch ruhmvoll bestand. Zur Zeit der Reformation fiel dies geistliche Besitzthum, durch manche Stiftung und Schenkung ansehnlich bereichert, an die Krone. Carl IX schenkte es seinem Feldmarschall Hermann Wrangel, einem der unerschrockensten Krieger des sechzehnten Jahrhunderts, der auf dem Schlachtfelde alle Grade errungen. Er hatte Skokloster zum Asyl seines Alters bestimmt und an der Seite der Kirche ein niedriges Haus erbaut, von dem aus sein Sohn Karl Gustav in den dreißigjährigen Krieg zog. Als dieser aber ruhmgekrönt heimkehrte, genügte ihm das bescheidene Haus seines Vaters nicht mehr, er bat diesen um Erlaubniß ein neues, stattlicheres an dessen Stelle zu setzen; der Vater aber — erzählt die Tradition — antwortete ihm durch eine Ohrfeige. Karl neigte sich der Hand, die ihn geschlagen, küßte sie und der stolze Hermann, von diesem Act kindlichen Gehorsams gerührt, gestattete jetzt des Sohnes Wunsch. Den nächsten Tag schon gingen die Bauleute an's Werk, und bald erhob sich ein stolzer Palast über den Trümmern des unscheinbaren Gebäudes.

Indeß nicht lange genoß er seines Werkes; der Krieg rief ihn nach Deutschland und mit dem Feldherrnstabe kehrte er von dort zurück. Als der Krieg in Dänemark ausbrach, übernahm er das Kommando der Flotte, befehligte sie wie ein erfahrener Seemann und gewann in einer Schlacht das Admiralsbrevet. Sein Leben war eine Kette von Schlachten und abenteuerlichen Zügen, ein Kriegerleben, durch eine Tapferkeit ausgezeichnet, die sich nie verläugnete und stets durch den Erfolg gekrönt ward. Unter Gustav Adolph hatte er seine Laufbahn begonnen, unter Karl XI beschloß er sie. In einem Jahrhundert des Kampfes war er der Schild Schwedens, der Wall von vier Königsherrschaften. Alt, krank, durch seine Wunden geschwächt, hatte er sich auf seine Satthalterschaft Pommern zurückgezogen, als ihn Karl XI zum Oberbefehl über die Armee berief, die in Brandenburg eindringen sollte. Er strengte seine letzten Kräfte an, seinem Vaterlande zu dienen, aber diesmal unterlag sein Muth der Natur. Er ward genöthigt, sich auf sein Schloß Spiker zurückzuziehen, und starb dort bald darauf, ein gefeiertes Andenken und einen glorreichen Namen hinterlassend. Er war — sagt Graf Bonde in seinen Anekdoten aus der schwedischen Geschichte — einer der größten Generale seiner Zeit, und eben so biedern als tapfern Herzens, Freund der Pracht und des Aufwandes, und geneigter zu kämpfen, als sich in Umtriebe zu mischen. Sein erstes Lorbeerreis pflückte er bei Lützen, sein letztes bei Warschau in einer dreitägigen Schlacht, wo er den linken Flügel der schwedischen Armee befehligte, während Karl X an der Spitze des rechten stand.

Mitten im Glanze seiner Thaten ergriff ihn des Unglücks eiserne Hand. Er sah von seinen fünf Söhnen einen nach dem andern sterben; auf seinen Lieblingssohn, einen schönen jungen Mann von zwanzig Jahren, wollte er seinen Titel und seinen Ruhm vererben, allein er starb wie die übrigen, und der greise Feldmarschall warf sich vor Gott in den Staub. Er war, wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er selbst sagte, victor victus. Er weinte und betete. In jener Zeit lebte das religiöse Gefühl noch im Grunde aller Herzen; die Soldaten warfen sich vor der Schlacht auf die Kniee, und die Generale legten in den Schooß der Kirche die eroberten Fahnen nieder.

Noch blieben Carl Wrangel vier Töchter. Die Aelteste heirathete den Senator Nils Brahe, und durch diese Verbindung ward Skokloster das Eigenthum einer der berühmtesten und ältesten Familien des Nordens. Rudbeck sagt in seiner Atlantica, Brahe bedeute Brahmann, d. h. einen Mann, der an große Thaten gewöhnt ist, und Saxo, der Grammatiker, behauptet, daß es Brahe's in der Schlacht von Brahvalla gab, welche der schwedische König, Hakon Ring, im Jahre 740 dem Harald Hildetand, König von Dänemark, lieferte.

Es gab zwei Familien dieses Namens in Schweden und Dänemark. Zu der in Dänemark gehört der berühmte Astronom Tycho Brahe, zu der in Schweden die heilige Brigitte, die Mutter der heiligen Catharina. Man bewahrt noch zu Skokloster das Manuscript der „Enthüllungen der heiligen Brigitte," das erste im Sinne jener mystischen Philosophie geschriebene Buch, welches später das Genie Jacob Böhme's und Schwedenborg's beschäftigte. Sie war es, die durch ihren Beichtvater die erste schwedische Bibel-Uebersetzung anfertigen ließ; sie war es, die das Kloster von Wodstena gründete, wo man zu einer Zeit, da es nur in den Klöstern Lehranstalten gab, eine ausgezeichnete Schule entstehen sah. Sie vollbrachte die Wallfahrt nach St. Jacob von Compostella, nach Rom und nach Jerusalem, aller Orten dem Volke Trost, den Mönchen Ermahnungen, den Fürsten Rath bringend. Ihr Leben war ein Symbol jeder frommen Schwärmerei des Mittelalters. Als sie drei Jahr alt war, erzählt die Legende, hatte sie noch nicht gesprochen und ihre Mutter fürchtete, sie würde stumm bleiben, als sie eines Morgens erwachend, dem Herrn ein Loblied sang. Schon im siebenten Jahre zeichnete sie sich unter allen ihren Gefährtinnen durch ihre Frömmigkeit und Liebe zur Arbeit aus, und die heilige Jungfrau selbst setzte sich an ihre Seite und lehrte sie nähen. Als ihr Gatte gestorben war, sah sie Christus erscheinen, der ihr eine goldene Krone auf das Haupt setzte und sie seine Braut nannte. Wir glauben heutigen Tages nicht an alle diese Wunder, achten wir jedoch wenigstens das Poetische in der Idee, die sie erzeugte, und in der Sage, welche sie aufnahm.

Das Schloß Skokloster, berühmt durch diese beiden mächtigen Familien Wrangel und Brahe, ein großes Gebäude mit vier Facaden, erhebt sich auf einem Hügel und beherrscht den See. Es ist im einfachen aber imposanten Style gebaut. Innerhalb desselben befindet sich ein gepflasterter Hof, einem Klosterhof ähnlich, umgeben von einer breiten, durch Bogen gestützten Gallerie. Die Halle ist mit ächt italienischen Marmorsäulen geziert, eine seltene Erscheinung im Norden. Christine machte diese ihrem Feldmarschall Wrangel zum Geschenk. Als Karl IX die Besitzthümer, welche seine Vorfahren den Edlen Schwedens geschenkt hatten, mit der Krone zu vereinigen beschloß, legte er Sequester auf diese acht Säulen, und der Eigenthümer, sie zu erhalten, bezahlte 18000 R. B. (12000 Thlr.)

Das Innere der Zimmer athmet, wie alle Herrensitze des Mittelalters, Größe und Reichthum. Man findet hohe und tiefe Rittersäle, glänzend verzierte Plafonds, künstlich gearbeitete Fußböden, geschnitzte und vergoldete Flügelthüren und Hautelice-Tapeten an den Wänden. Diese Säle haben indeß ihren ursprünglichen Glanz verloren; an vielen Stellen ist die Vergoldung verwischt, die Guirlande der Decke ausgebrochen und die Tapeten verbleichen allmählig. Aber wenn die Bauwerke einer frühern Zeit durch das Alter ihren Glanz verloren haben, gleichen sie der reifern Schönheit des Menschen, dem die Zeit, zum Ersatz für rosige Jugendblüthe, Ernst und Würde gibt.

Die vier großen Thürme und die Mehrzahl der Säle schließen Kunstgegenstände oder wissenschaftliche Werke ein. Ist es nicht seltsam, im Schoße einer der entlegensten Provinzen Schwedens, in einem einsamen, mitten im Walde gelegenen Gebäude das historische Arsenal des Königreich's, das Museum des dreißigjährigen Kriegs zu finden?

Karl Wrangel hatte zu Skokloster alle in seinen vielen Feldzügen erworbenen Schätze niedergelegt und die Grafen Brahe vergrößerten die Sammlung noch. Man findet dort alte skandinavische Degen, Dolche mit langer Klinge, schwere zweihändige Schwerdter, eiserne Panzer, Sturmhauben aus dem Mittelalter, eben so mehr als zwölfhundert Waffen aller Zeiten und Arten, von der damascirten Flinte des türkischen Pascha bis zur kupfernen schwedischen Büchse des 16ten Jahrhunderts, von der alten Räderbüchse bis zum Pistol mit elfenem Griff, welches Christine in ihrer kleinen Frauenhand trug. Die Könige selbst haben dieses militärische Museum bereichert. Carl X hat daselbst die scharfe Klinge niedergelegt, worin er, ein ächter Soldat, der die Tage nach seinen Schlachten zählt, einen Calender hatte stechen lassen; Carls XIV Degen, den er in seinen deutschen Kriegen trug, wird hier aufbewahrt. Auch den Schild Karls des V habe ich dort gesehen und eine eiserne Hand, vielleicht die Deinige, tapferer Götz von Berlichingen!

In einem der an diese Gallerie stoßenden Säle hat der jetzige Besitzer von Skokloster die bedeutensten Momente aus dem kriegerischen und politischen Leben seines Königs in Fresko malen lassen; die Arbeit ist geschmackvoll und ehrt eben so den Erfinder des Planes wie den, der ihn ausgeführt.

Die Bibliothek und die Handschriften-Sammlung nehmen die beiden andern Flügel des Schlosses ein. Es ist dies eine der interessantesten und reichsten Sammlungen Schwedens. Sie besteht aus 22,000 auserlesenen Büchern und mehreren bibliographischen Seltenheiten von großem Werthe, worunter die vier Bücher der Atlantica, von denen nur fünf Exemplare vorhanden sind, den ersten Platz einnehmen. Die Sammlung der Manuscripte enthält die Correspondenz des Feldmarschalls Wrangel während des dreißigjärigen Krieges, einige hundert eigenhändige Briefe schwedischer Könige, Senatoren, Generale, und eine Menge handschriftlicher Dokumente, auf die Geschichte Schwedens im XVI und XVII Jahrhundert bezüglich. Unter diesen schwedischen Werken, verwahrt man auch eine französische Uebersetzung des Quintus Curtius. Es ist dies ein prächtiges Manuscript in Folio auf Pergament mit Arabesken, Vignetten und Initial-Buchstaben verziert. Diese Uebersetzung ist ohne Jahreszahl, aber Carl dem Kühnen zu der Zeit gewidmet, als er auszog, die Schweizer zu unterjochen. Sie muß also um das Jahr 1475 oder 1476 verfaßt sein und hat wahrscheinlich dem angehört, dem sie dedizirt worden ist; denn man sieht noch auf den kupfernen Beschlägen des Deckels die Chiffre des Herzogs. Wahrscheinlich kam dies Buch durch Margarethe von Burgund nach Flandern oder nach Deutschland und durch den dreißigjährigen Krieg in den Besitz Schwedens.

Noch befindet sich zu Skokloster eine zahlreiche Gemälde-Gallerie. Sie umfaßt die Portraits aller Renommeen aus den Zeiten Gustav Adolph's, Christinens und ihrer Nachfolger. Die Mehrzahl dieser Portraits, nach dem Leben gemalt, sind Belege zu den historischen Dokumenten der Bibliothek.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unter den Bildnissen in diesem Saale suchte ich besonders das der schönen Ebba Brahe, welche Gustav Adolph zur Königin Schwedens machen wollte. Indeß fand ich nur ein Medaillon, in einer elfenbeinernen Kapsel, grob gemalt, durch das Alter entstellt, überdies durch eine ungeschickte Hand verletzt und ein Gemälde in Lebensgröße, welches sie in einem schwarzen Kleide mit weißen Haaren, erloschenem Blick, gerunzelter Stirn, eine wahrhafte Trauerelegie nach einer jugendlich feurigen Dithyrambe, darstellte.

Die Geschichte erzählt das Leben der reizenden Ebba ziemlich kurz; aber die Sage, welche sich selten ein zärtliches und anmuthiges Bild entschlüpfen läßt, hat sich der kalten Erzählung der schwedischen Jahrbücher bemächtigt und einen Liebesroman daraus gemacht.

Als die Gattin des Großkanzler Brahe ihren Tod herannahen fühlte, empfahl sie ihre einzige Tochter, die kleine dreijährige Ebba, dem Schutze der Königin. Die Königin versprach ihr denselben, nahm, als die Gräfin gestorben war, das kleine Mädchen in ihren Palast auf und ließ sie unter ihren Augen erziehen. Ebba wuchs mit Gustav Adolph heran, der nur ein Jahr älter war. Aus der geschwisterlichen Zuneigung der beiden Kinder, worüber die Königin lächelte, erwuchs aber bald Liebe. Als der vierzehnjährige Gustav nach der Insel Oeland reiste, verließ er weinend seine theure Ebba und bat sie, ihn nie zu vergessen. Kaum war er, achtzehn Jahr alt, zum König ernannt worden, als er freudig zu ihr lief, ihr einen Trauring gab, und sie zu heirathen versprach. Nach diesem Versprechen ihres Königs schrieb Ebba in einer der süßen Träumereien der Liebe auf eine Scheibe des Schlosses diese beiden schwedischen Verse:

Jag oer fornoeid med lyckan min
Och tacka Gud foer nadan sin.

Es lächelt hold mir das Geschick,
Ich dank dem Höchsten für mein Glück.

Aber die Königin war der Entwickelung einer so freien und naiven Leidenschaft mit unruhigem Blick gefolgt. Sie hatte ehrgeizige Pläne für ihren Sohn; sie wollte ihn mit einer fremden Prinzessin verbinden, und als sie Ebba's Worte gelesen, schrieb sie darunter:

Det ena du vill, det andra du skall
Sa plagar moest ga i sadana fall.

Du wünschest dir dies Loos, ein andres soll dir werden,
Denn was man wünscht und hofft, erfüllt sich nie auf Erden.

Kurze Zeit nachher ward Gustav genöthigt, gegen Christian IV zu ziehen, der in Schweden eingefallen war. Die Königin beschloß, seine Abwesenheit zu benutzen und ihm Ebba für immer zu entreißen. Während sie in ihrer Umgebung einen Mann suchte, der würdig wäre, ihre Mündel zu besitzen und ihre Achtung zu erwerben vermöchte, kam der Graf Jacob Pontussen de la Gardie nach Stockholm. Er war ein Abkömmling des tapfern Ritters von Languedoc, welcher aus Frankreichs Diensten in dänische getreten war, und von den Schweden gefangen, der Freund Erichs XIV und Johann's III geworden war. Der Graf Pontusson kehrte eben von seinen weiten Reisen zurück. Er war jung, schön, liebenswürdig, und die Königin bot ihm Ebba's Hand an. Er verweigerte sie anfangs, da er Gustav's Verhältniß zu ihr kannte; als sie jedoch in ihn drang und ihn unter ihren besondern Schutz zu nehmen versprach, als sie ihm für Alles gut sagte, was geschehen könnte, da nahm der Graf, welcher Ebba nicht ohne von ihren bewundernswürdigen Eigenschaften überrascht zu sein, erblickt hatte, freudig den Vorschlag der Königin an. Das Schwerste war nun, Ebba's Einwilligung zu erhalten. Als sie die Absichten des Grafen erkannte, weinte sie, denn sie liebte Gustav Adolph wahrhaft. Sie versuchte, den Bitten zu widerstehen, die man wie Befehle an sie richtete; sie bat um Aufschub — Alles war vergebens. Die Königin wollte nicht nachgeben, und die arme Ebba, allein, inmitten eines Hofes, wo sich Alles gegen sie verschworen zu haben schien, ergab sich in ihr Schicksal und heirathete den Grafen de la Gardie. So erzählt die Geschichte. Die romantische Chronik aber fügt hinzu, daß Ebba, als sie gezwungen war, dem Willen der Königin zu weichen, einen Eilboten an Gustav geschickt habe, um ihn von dem, was sich begeben, in Kenntniß zu setzen, dann habe sie sich so langsam als möglich in die Kapelle führen lassen, wo die eheliche Einsegnung vollzogen werden sollte, und in dem Augenblick, wo sie mit dem Grafen die Ringe gewechselt habe, sei Gustav von den Grenzen Schwedens athemlos und schweißbedeckt angelangt: Du kommst zu spät — habe ihm die Königin zugerufen — die Vermählung ist vollzogen; Ebba gehört dem Grafen von der Gardie.

In mehreren autographischen Sammlungen finden sich Blätter mit der rührenden Correspondenz gefüllt, welche Gustav Adolph und Ebba fern von einander unterhalten. In einer Handschrift zu Skokloster habe ich eine Elegie in schwedischen Versen aufgefunden, von Gustav Adolph verfaßt und an Ebba gerichtet. Es ist die zärtlichste, keuscheste, anmuthigste Sprache des Herzens. Ich habe diese Elegie, nachdem ich sie abgeschrieben, zu übersetzen versucht, indeß nur eine schwache Nachahmung des Originals zu Stande bringen können:

Was mir das Herz zerreißt, ich kann es dir nicht malen,
Ich träum' und schmachte hin in namenlosen Qualen.
Ich seufze, harre dein, der Friede flieht mein Herz;
Aus deinem Lächeln nur kann Lebensmuth mir strahlen,
Und du, o Harte, willst nicht lächeln meinem Schmerz!

Ach! durch Beständigkeit vermeint ich, dich zu rühren,
Durch stilles Lieben noch dein Herz davonzuführen,
Anbetung zollt' ich dir und Segnung und Gesang.
Willst du auf immer denn die Hoffnung mir entführen,
Mich bannen aus dem Sinn, dem Herzen ohne Dank'?

Ich habe and're Frau'n, so schön wie du, gesehen,
Doch ihrer keine setzt' so heißem Liebesflehen
So kalte Grausamkeit entgegen, ach, wie du!
Dennoch bei Tag und Nacht die glüh'nden Blicke spähen
Nach dir in weite Fern', es fliegt mein Herz dir zu.

Ich liebe und in Lieb' will ich dem süßen Blicke,
Nach dem ich dürste, harr'n, dem heißersehnten Glücke;
Zu rühren hoff' ich dich noch durch mein stetes Fleh'n.
Der Pfeil, er kam von dir, den ich in's Herz mir drücke,
Durch dich kann Hülfe nur und Heilung mir entsteh'n.

Und wenn du sie nicht hörest, die Laute, die dir girren,
Wenn nichts dich rührt, so soll kein andres Weib verwirren
Vernunft und Sinne mir mit süßem Liebesblick.
Ich werde einsam, ach! in Nacht und Trübsal irren,
Und ohne dich zu schmähn, anklagen mein Geschick.

Als ich die Bibliothek und die Gemälde-Gallerie besucht hatte, stieg ich hinab und begab mich in die Kirche. Sie ist der einzige Ueberrest des alten Klosters zu Skokloster; mit drei im ältesten gothischen Styl gebauten Vorräumen und einer Herrschafts-Kapelle. Die von der Decke herabhangenden silbernen Kronleuchter, die in der Tiefe des Schiffes gebaute Orgel, das deutsche Gemälde, welches den Hochaltar schmückt und der Stammbaum, welcher seine breiten Aeste an den Wänden des Chors ausbreitet, Alles, was diese Kapelle ziert, rührt von den Herren des Schlosses.

In dem durch ein Gitter geschlossenen Gewölbe, sind die

Vorfahren der Familie Wrangel beigesetzt. Dort ist das Mausoleum des Feldmarschalls Hermann und das seines Sohnes Carl Gustav. Der alte Hermann liegt auf einem Steine mit gefalteten Händen. Karl Gustav ist zu Pferde, den Degen in der Hand. Beide sind gleichsam die Repräsentanten einer und derselben Idee des Krieges: der Vater ist auf seinen Lorbeeren entschlafen und der Sohn hat den Feldherrnstab ergriffen, seine Laufbahn zu beginnen.

In derselben Kirche begrub man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Madame Nordenflycht, die erste Dichterin, welche in den Annalen Schwedens genannt zu werden verdient. Ganz jung noch kam sie im schwarzen Wittwenschleier nach dem Mälar, um an seinen Gestaden einen einsamen Ruheplatz zu suchen. Sie verfaßte didaktische Gedichte, Elegieen und Hirtengedichte. Es war dies die Zeit, wo Schweden eine heftige Neigung zu den Schäferinnen faßte, welche schon ihren Weg durch das übrige Europa gemacht hatten, wo alle Dichter Heerden auf die Weide führten, wo alle Frauen sich Chloe und Amaryllis nannten und unbarmherzig Worte der Liebe in alle Bäume eingruben. Mad. Nordenflycht folgte der Tendenz ihrer Zeit; sie machte aus ihrer Trauerelegie eine Ekloge und verdiente den Namen der Schäferin des Nordens mit Recht. Aber nachdem sie lange Zeit ihre Jugendliebe beweint, liebte sie von Neuem, ward verschmäht und stürzte sich voll Verzweiflung in die Wellen. Einer ihrer Diener kam noch zur rechten Zeit, um sie vom Wassertode zu retten; aber nach dreien Tagen schon endete eine wohlthätige Schickung ihr gequältes Leben. Sie hat eine ziemlich voluminöse Auswahl ihrer Gedichte hinterlassen, welche, wiewohl in dem Geiste der damals in der schwedischen Litteratur herrschenden Affectation geschrieben, dennoch wahre und schöne Gedanken enthalten. Der Ort, den sie bewohnte, war während ihres Lebens berühmt; der Ort, wo sie bestattet ist, verdiente es mit mehr Recht; aber zu Skokloster hat der kriegerische Ruhm jeden andern in den Hintergrund gedrängt. Der Sacristan, der mich begleitete und mir alle an den Mauern aufgehängte Schilder erklärte, konnte mir doch nicht sagen, wo das Grab der Frau war, deren Dichtungen Jahre hindurch die Schöngeister Schwedens beschäftigt hatten.

Während ich die Wappen des Chors und die Grabmale des Schiffes betrachtete, verdunkelte sich das Innere der Klosterkirche; ein schöner Winterabend rief mich ins Freie. Ein lichtblauer Schein umgürtete den Horizont; die Sonne, welche den ganzen Tag über nicht geschienen hatte, zeigte sich plötzlich, gleichsam um der Erde den Abschiedskuß zu geben und ihr schneeiges Bett purpurn zu färben. Es war eine der klaren silberhellen Winternächte, die unendlich schöner sind als der Tag. In weiter Ferne eine weite, weiße Ebene, in der sich die Sterne spiegelten und inmitten des Tannenwalds mit seinem Schneemantel, das einsame Schloß, umhüllt von Schatten der Nacht. Tiefe Stille rings umher; kein Geräusch im Walde, kein Geräusch auf dem See, nur der Wind, derselbe Wind, welcher die Helden Ossian's umwehte, schien von vergangenen Zeiten zu flüstern.

Lange betrachtete ich das erhabene Schauspiel, dann kehrte ich in mein weites, altergraues Zimmer zurück, nur matt erhellt durch zwei Kerzen. Möchte doch, sagte ich zu mir selbst, dir während der Nacht eine jener berühmten Personen erscheinen, die dich den Tag über so lebhaft beschäftigt: der alte Hermann Wrangel, sein Sohn Karl Gustav, vor allen aber, Ebba Brahe.

Zu meiner Beschämung muß ich jedoch gestehen, daß ich sehr prosaisch schlief und erst gegen Morgen eine Erscheinung hatte: es war mein aufmerksamer Diener, der Feuer in dem Kamin machte und mich fragte, wann ich zu frühstücken gedächte.

X. Marmier.
(Revue de Paris.)

Das Album von Waterloo.

Wer hätte beim Oeffnen der Bücher aus Leihbibliotheken, die durch Jedermanns Hände gehen, nicht schon die Bemerkung gemacht, wie deren Ränder außer mit Schmutzflecken jeder Art auch mit allerhand Glossen angefüllt sind, wenn das Buch irgend etwas, worüber sich streiten läßt, irgend einen neuen Vorschlag enthält, der die Abonnenten für oder gegen in Harnisch bringt und daraus Freund oder Feind macht? Da beginnt die Polemik auf der ersten Seite, um erst mit der letzten zu endigen. Die tollsten Angriffe, die albernsten Repliken, die unpassendsten und entgegengesetztesten Fragen und Antworten durchkreuzen sich von Anfang bis zu Ende mit einer unversieglichen Begeisterung, mit einem Humor, der selten akademisch ist, mit einem Freimuth, der immer ohne Furcht, mit einem Geschmacke, der niemals ohne Tadel ist. Das ganze Buch ist dermaßen mit Commentaren gespickt, daß man darüber seinen eigentlichen Gegenstand vergißt, so wie sich ein Türke in der Masse von Gewändern verliert, mit welchen er angethan ist.

Eben so vergaß ich Waterloo, diesen unermeßlichen Text, diesen homerischen Gegenstand, dies Gedicht der neueren Welt, über die Noten jeder Art, gewichtig oder leicht, lustig oder traurig, verständig oder abgeschmackt, die ich in Anlaß dieses großen Ereignisses niedergeschrieben fand; eben so vergaß ich Napoleon, Wellington, Blücher, Frankreich, England und Deutschland, die gesammte Iliade unserer Zeit, über das Album, in welchem ich blätterte, als ich im vorigen Sommer einen Besuch zu Waterloo machte.

Kaum angekommen, begab ich mich nach der so sehr in Ruf gekommenen Auberge von Belle-Alliance, wo mir von der Magd ein paar Bücher präsentirt wurden, die auf ihrem Einbande den hochklingenden Titel Album-Waterloo führten „Da," sagte sie, indem sie mir zugleich eine Feder hinhielt, „belieben Sie Ihren Namen hinein zu schreiben, und fügen Sie demselben, wenn es beliebt, die Gedanken bei, welche Ihnen die Stätte, auf der Sie sich befinden, eingeben mag: es kostet das nur zehn Sous." —

— Wenn es weiter nichts ist, antwortete ich, in meinem Inneren überzeugt, daß ich eine der effectvollen Phrasen zu Tage fördern würde, die einem einen Namen machen können, griff ich sofort zur Feder.

Aber mein Kopf war leider zu sehr eingenommen, und es wollte mir kein guter Einfall kommen; ja, ich hätte wohl gar die Feder ungenutzt zurückgegeben, wenn ich nicht darauf verfallen wäre, ein wenig in dem Buche herum zu blättern, um mich zu begeistern. — Das ist ein herrliches Mittel, sagte ich zu mir selbst, um passende Ideen zu wecken, und nahm dann mit einer Art heiliger Scheu das Album zur Hand.

Die erste Zeile, die mir zu Gesicht kam, lautete: „Talma, Dlle. Mars." Das war mir gar zu lakonisch, und ich las weiter:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Herr, Madame und Miß Ramsbottom haben die Ebene von Waterloo besucht am 17. August 1826."

Darunter stand:

„Was sind das für Ramsbottoms?"

— Antwort: Das fragt den John Bull.

Die unter den so deutlich detaillirten Namen der Familie Ramsbottom geschriebene Frage und Antwort, und darnach die Furcht, daß irgend ein Glied der großen Familie John Bull der Interpellation in einer nicht eben schmeichelhaften Weise antworten möchte, veranlaßten mich diese Zeilen gleich der ersten überzuschlagen. Auf der anderen Seite des Blattes las ich dann:

„This plain, for British arms renowned,
Was by three British travellers found;
Three geese, you'll say, to come thus far,
To see the spot ofs barbarous war,
Where many friends and foes laid low,
But gave poor Nap a fatal blow,
Our British heart now here beate high,
So in haste we say Gentle folks good bye.
Chrononhotonthologos."

(Diese durch die Tapferkeit der englischen Waffen berühmet Ebene ist von drei englischen Reisenden besucht worden. Das sind Thoren, wird man sagen, daß sie so weit reisten, um den Schauplatz eines barbarischen Krieges zu sehen, wo so viele Freunde und Feinde nun unter einander ruhen, dem armen Napoleon aber übel mitgespielt worden ist. Dessen freuen sich unsere britischen Herzen, und so sagen wir den gutmüthigen Thoren denn ein freundliches Valet.)

Ein sauertöpfischer Commentator hatte diesen Zeilen, ebenfalls poetisch, folgenden Anhang gegeben:

„What stuff alas!
And scribbled by a British ass!

(Ha! welche Dummheiten tischt uns da ein britischer Esel auf.)

In den folgenden Zeilen, die sich auf der Blattseite des Deckels des ersten Bandes befinden, athmet unstreitig viel Liberalismus:

„Avromfort und Freund Gastebois haben dies Buch durchblättert und zu ihrem Leidwesen gesehen, wie dessen Blätter durch Schmähungen besudelt worden sind. Für einen wackern Menschen giebt es keine Nation!"

Aber bald folgt wieder Albernes, und man liest gleich neben diesen Zeilen:

„Herr Burra, von London, schreibt sich in dies Buch ein, in der Hoffnung, daß seine Freunde sich seines Namens erinnern werden. Aber die Feder schreibt schlecht."

Und weiterhin:

„Tom Serle, englischer Schauspieler, der in dem Theater zu Brüssel die ersten Rollen hat, ist mit Bob Robert an diese Stätte gewesen; beide waren aber so dumm, sich erhitzt und abgemattet zu fühlen.

Die Worte: so dumm, finden sich unterstrichen und ein Kritiker hat folgende Bemerkung dazu gemacht: „Das ist einmal die Art eines Tom Serle und eines Bob Roberts."

Denselben gelten noch die folgenden Zeilen: „Ihr Schafsköpfe, wenn man eine Subscription eröffnete, um Euch von Brüssel wegzunehmen, so würde ich wahrlich, statt dazu beizutragen, die vier Franken zurückfordern, die ich dumm genug gewesen bin, auszugeben, um Euch zu sehen."

Die Inschrift: „Montargi, Ali Ben, im 26sten Jahre der Hegira „1169" hat zu der schlauen Bemerkung Anlaß gegeben:

„Das scheint mir ein Türke gewesen zu seyn."

Dann kommt folgendes Fragment Prosa, von einem alten Soldaten geschrieben und in dem militairischen Sinne, den die Franzosen Chauvinisme nennen:

„Da bin ich denn wieder auf der Stätte, die Zeuge der Großthaten der Helden der iberischen Halbinsel gewesen ist, und die Erinnerungen zurückruft, welche dem Herzen eines alten Soldaten wohlthun. Es war ein schweres Stück Arbeit! Wir hatten am 18. Juny einen harten Stand. Armer Buchanan! aber das Kriegsgeschick hat es so gewollt. Auch mir wird der Tag anbrechen, wo ich von dieser Welt scheiden muß: aber wie sich dies auch machen möge, ich werde sie nie ehrenvoller verlassen als die wackern Männer, die auf dem Schlachtfelde gefallen sind. Ha! wenn sie hätten sehen können, wie unerschrokken die ganze Linie am Abend auf den Feind eindrang! Hurrah!

„Ein Officier, der 25 Jahre im Dienst gestanden."

Gleich daneben ist diesen Zeilen folgender Dämpfer gesetzt:

„Ha, raisonnirendes Jahrhundert! Hunderttausend Franzosen sind hieher gekommen, um eine gleich große Anzahl Ihresgleichen zu erwürgen und sich für die Sache eines Despoten aufzuopfern, dessen Eisenfaust ihnen nie die Vortheile einer Repräsentativ-Verfassung bewilligt haben würde. Ha! wie weise ist doch unsere Generation! B. Steale."

Weiter unten:

„Hier ward das Blut des Jungen und des Braven vergossen; hier fiel die Hoffnung eines Vaters, der Geliebte eines jungen Mädchens, der Gatte einer zärtlichen und treuen Gattin. Hier feierte der Tod seinen Triumph; diese Erde wurde mit Menschenblut getränkt und die Scene des Gemetzels, dessen Schauplatz diese Stätte war, war das Werk des Ehrgeizes eines einzigen Menschen, eines armen Geschöpfes, das eben so wie der geringste der Soldaten, die seinetwegen umkamen, Leben und Verstand bekommen hatte. O Menschen! Menschen!"

Statt zu philosophiren, haben Andere aus ihrer Pietät für die Gefallenen eine Art von Speculation, eine Annonce, ein Aushängeschild, eine Adreßkarte gemacht. Zum Beispiel:

„Fitz Patterley hat den Manen seines Vaters, der, Sattler beim ersten Regiment Dragoner, auf dem Felde der Ehre gefallen ist, seine Huldigung dargebracht. Fitz Patterley hat den Patriotismus und das Geschäft seines Vaters geerbt; er lebt ihm und der Liebe zu seinem Vaterlande, in London, Leicesterstraße Nr. 40."

Ein Franzose hat dem hinzugefügt:

„Dies erinnert mich an folgende Grabschrift, die ich einmal auf einem Grabstein des Kirchhofs Pater Lachaise gelesen habe, als:

„Hier ruhet N. N., Gewürzkrämer in der Straße St. Denis Nr. . . . . Die trostlose Wittwe setzt das Geschäft fort, und hofft sich bei dem Publikum in Gunst zu erhalten.

Dann folgt eine radicale Inschrift, als:

„Robert Besley, wohnhaft zu London, in der Straße Newgate, dem Lande der Steuern und der Magistratspersonen in Priestergewändern, hat diese Stätte besucht; er hat die Inschriften dieses Albums gelesen, und in der Bitterkeit seines Herzens flucht er den Siegern von Waterloo, nicht, weil sie einen ehrsüchtigen Tyrannen gestürzt, sondern weil sie ein großes Volk gezwungen haben, sich unter dem eisernen Scepter einer Race

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu beugen, die stets nur Bigotte und Sclaven erzeugt hat. Ha, verdammte Bourbons, möchtet Ihr zur Hölle fahren!"

Eine solche Inschrift mußte schon Anlaß zu energischen Protestationen geben, und es folgten ihr deren folgende vier:

1. „Derjenige, der dies geschrieben hat, hätte wohl daran gethan, dahin zurückzukehren, woher er gekommen ist, und sich dort hängen zu lassen, bis zur Verdammniß."

2. „In den Adern des Schreibers dieser Zeilen fließt auch nicht ein Tropfen englischen Blutes.

3. „Einem solchen Patron könnte es in keinerlei Weise schlecht genug ergehen.

4. „Welch ein Rindvieh!"

Weiterhin ist zu lesen:

„Irving Brook, aus London, hat am 26. July 1826 die Ebenen von Waterloo und Planchenet zum drittenmal besucht; er dankt dem Himmel, daß er die Welt durch die Tapferkeit seiner Landesleute von dem grausamsten Tyrannen befreit hat, der je ein Scepter geführt.

Dieser Tirade werden folgende Epithetons nachgeschickt:

„Hund von Engländer, unvernünftiges Vieh!"

Und weiter unten noch folgende corrumpirte englisch-französische Zeilen:

„Goddem, Goddem! mir nach Dampfboot, mir nach London zurückreisen, die Franzosen uns übel mitspielen!

„Bifsteck de Rosbif."

Dann kommen wieder Verse, als:

„Blessed be the spirits of de brave,
Who died, their native land to save.

„A Londoner."

(Gesegnet seien die Seelen der Wackeren, die gefallen sind für die Errettung ihres Vaterlandes. Ein Londoner.)

Hiernach kommt folgendes bachantische Vivat:

„Waterloo, Belle-Alliance — unvergängliche Namen! Hurrah Alt-England und die englische Armee! Beiden zu Ehren wollen wir unsere Gläser leeren.

„Geo. D. Clark, aus London, der diesen Ort am 14 September 1825 besucht hat."

Ein Herr Gouban, Lithograph aus Brüssel, spricht die Gefühle, welche ihm seine Reise nach Waterloo eingegeben hat, in folgender Weise aus:

„Wie die Fäulniß das Leben, das Unglück das Glück gebieret, eben so bringt das Schlachtfeld von Waterloo, das so vielen Menschen das Leben gekostet hat, den Lithographen Vortheil, und ich freue mich demnach des eigenen Glückes auf Kosten Anderer Unglückes. „Gouban.

Diese Probe seines Egoismus wird Herrn Gouban nun mit folgender Exclamation vergolten:

„Räuber, Elender, Heidenvieh, Egoist erster Art, unstreitig ein Flamänder!"

Merkwürdig ist es, daß es zuerst die Frauen gewesen, die auf den ausschließlichen patriotischen Geist verzichteten; sie haben zuerst die Verschmelzung und das Allianzsystem versucht, das späterhin vom Herrn von Talleyrand in Ausführung gebracht worden ist; sie haben zuerst die National-Antipathieen abgestreift, und den Eigenschaften des Continents ihr Recht widerfahren lassen. Sie haben, nach dem Vorbilde Helenens, gefunden, daß die Paris von Frankreich wohl die Menelaus von Großbritannien aufwiegen. Eine von ihnen hat sich demnach wie folgt vernehmen lassen:

„Ich erröthe über den Haß und den Hochmuth der Engländer. Ich liebe die Franzosen von ganzem Herzen, und hoffe stets unter ihnen zu leben, denn die Engländer sind dumm und voller Vorurtheile.

„Eine Engländerin, genannt Georgina, die einen französischen Officier zum Geliebten hat. „Den 12. October 1826."

Eine Andere:

„Ich fühlte hier weder Lust noch Pein, weil ich meinen Geliebten, der Franzose ist, nicht bei mir hatte."

„Mary Templeton."

Noch eine andere:

„Es widmet eine Thräne der Theilnahme dem Geschick der wackeren Franzosen „Emily Payne,

„Engländerin, welche die Franzosen aus voller Seele „liebt, den 12. October 1826. Für den Augenblick wohnhaft zu St. Omer."

Dann folgen spanische Verse, als:

„Napoleon pagno en esta campanna
Sa perfida invacion contra l'Espanna;
Asi peresian todos algun dia,
Los que atenteran a la patria mia.

„M. Heros, vizcayno."

(Auf diesen Feldern hat Napoleon den Lohn für seinen treulosen Einbruch in Spanien erhalten. So mögen immer diejenigen zu Grunde gehen, die meinem Vaterlande etwas anhaben wollen! M. Heros, Biscayer.)

Weiterhin liest man folgende Worte, in welchen ein Geist der Gerechtigkeit und des Edelmuths athmet, ein Geist, der dem Schreiber dieser Zeilen Ehre macht, ein Geist endlich, der den Zeitpunkt verkündigt, wo der Nationalhaß und der Egoismus ihre Endschaft erreicht haben, und wo sich der Augenblick nähert, wann jedes Land der Achtung und der Freundschaft aller anderen Länder theilhaftig sein wird:

„Ich habe dies Buch durchgesehen und darin, wie überall, einen Parteigeist und eine Parteilichkeit gefunden, der in redlichen Herzen nie aufkommen sollte. Ehre dem Muthe! das ist meine Devise; gleichviel ob er von Franzosen, von Deutschen, von Engländern, oder von irgend einer andern Nation ausgeht. Ehre all den Wackeren die gesagt haben: „Die Garde stirbt wohl, aber sie ergiebt sich nicht." Sie haben eben so viele Celebrität als diejenigen, die einen ganzen Tag lang einer ganzen Armee Widerstand leisteten — ich meine das 42ste Regiment Schotten.

„Geo. Craven, aus Sachsen."

Ich las nicht weiter, und da mir selber nichts Geschenteres einfallen wollte und ich nicht Lust hatte, blos meinen Namen einzutragen, so gab ich unter Bezahlung der verlangten zehn Sous das Album zurück, ohne es persönlich bereichert zu haben.

(Naval and Military Magazine.)

Perlen und Korallen.

Wer vermöchte mir wohl zu erklären, warum Paris an einem schönen Tage von all' jenen tausend Kleinigkeiten bezaubert wird, welche während der vierundzwanzig Stunden die ganze schöne und frivole Welt, alle Salons und Boudoirs in so hohes Entzücken versetzen? bald ist es ein Muschel- oder Sammtkörbchen, ein Necessair aus chinesischem Lack oder aus

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Holz von Spa; bald das Meisterstück irgend eines Goldschmieds oder ein Kunstwerk aus Porzellan von Sevres; bald ein Thibetshwal .... oder Markquisbonbons; endlich irgend eine neue incroyable Schöpfung der Phantasie. Alle diese gegebenen oder wiedergegebenen Frivolitäten beweisen indessen nur die seltsamen Launen des Glücks, welche eigentlich keines Beweises bedürfen — wohl aber die innersten Gefühle des Herzens. Die Seele dieser ganzen Geschäftigkeit mag, ich will es gerne glauben, nur die Liebe sein. Warum soll aber Fortuna so vielen Antheil an den Offenbarungen jener haben, warum muß der Gehalt stets in der Form untergehen, warum vor dem blendenden Schimmer des Luxus die bescheidenen sanften Reflexe einer soliden Neigung verschwinden, warum endlich die Stimme des Herzens verstummen, indem wir unsere Ohren den Zaubertönen der Syrene Eitelkeit preisgeben.

Amedée Duval stand seit fast einer Stunde, außer sich, vor einem Gemälde in dem Atelier eines der berühmtesten Künstler von Paris. Dieses Gemälde war sein Meisterstück und er im Begriffe, dasselbe einem Kunst-Antiquar zu verkaufen, oder vielmehr es an ihn wegzuwerfen; er fühlte schon im Voraus tiefen Schmerz darüber. Er mußte ja...! was läßt sich auf dieses tyrannische und im Privatleben so häufig vorkommende Wort erwiedern?... Von dieser Arbeit eines Jahres sollte der Kaufmann die Hälfte des Werthes bekommen, der Künstler fast nichts; nämlich eine der Bagatellen, die während der magischen Beleuchtung des Abends durch einigen Schein verführen, die aber am andern Morgen nichts mehr sind, als altes, verbrauchtes Zeug, Rococo: endlich ein armseliges Neujahrsgeschenk. An dem ersten Tage dieses Jahres galt das Werk des Malers Nichts, das des Goldschmiedes war Alles. Wenn ich, sagte Amedée, wenigstens mein Bild der schönen Seraphine hätte schicken können, vielleicht würde sie das Gefühl erkannt haben, welches mich zu demselben begeisterte; sie hätte auf dieser Leinwand meine Gedanken, meine Seele, mein Leben gefunden. Doch wie sollte ich mich unterfangen, ein Werk der Malerei als Neujahrsgeschenk zu bieten! Welcher frevelnde Anlauf wäre dies gegen das Zauberschloß der Mode?

Das Gemälde wurde also zu dem Kaufmann getragen, der es um den halben Preis nahm, um seiner tiefen Kenntniß willen. Da indessen der Künstler bereits einen bedeutenden Ruf hatte, so war die Summe, welche er für sein Werk erhielt, noch ziemlich ansehnlich. Er eilte mit derselben sogleich zu einem Bijouteriehändler des Palais-Royal, welcher ihm eine der Bagatellen verkaufte, die in den Augen eines Kaufmannes der Straße Saint-Denis für ein Ideal eines Geschenkes von gutem Geschmacke gelten. Die Billigkeit erfordert es jedoch, hier hinzuzufügen, daß der Künstler bei der Wahl seinen eigenen Geschmack etwas hatte mitwirken lassen. Der Gegenstand, welchen seine Wahl bestimmte, war zwar bescheiden, aber deßungeachtet kein gewöhnlicher. Er nahm denselben, ohne lange zu handeln und entfernte sich aus dem Laden, höchst zufrieden mit seinem Handel, aber durchaus nicht mit seinem Geschenk. In seine Betrachtungen vertieft, wandelte unser Künstler traurig durch die Straße du Montblanc. Die tausend Gedanken, welche sich in seinem Gehirne durchkreuzten, hätte man alle in dem Ausdrucke auf Eins konzentriren können:

„Verwünscht sey der Neujahrstag!"

Der Künstler schlich sich verstohlen an seinem Portier vorüber, da er fast nichts mehr zu geben hatte, und des andern Tages gedachte.

„Herr Amedée! Herr Amedée!" rief ihn der Diener zurück.

Amedée spielte den Tauben, doch wurde er an dem Rockschoße gefaßt und näherte unwillkührlich die Hand seinen Taschen, indem er leise zu sich sprach:

„Der erste Januar ist, ohne Frage, ein Gurgelabschneider!"

„Ein Brief für Sie, Herr Amedée, ein Brief: Porto, ein Franc."

„Schon gut, schon gut!... Du bringst das auf meine Rechnung!"

In seinem Zimmer angekommen, warf der Künstler, in der Voraussetzung, daß alle Briefe von dem Datum des Neujahrs sich einander gleichen, den eben erhaltenen in einen Gypskopf Cuvier's, welcher ihm als Schublade diente.

„Aber einen Franc?" sprach er, sich entgegnend. „Der Brief kann doch unmöglich aus Paris selbst seyn."

Ihn wieder aus dem Kopfe herausnehmen und das Siegel erbrechen, war das Werk zweier Sekunden. Welch' traurige Ueberraschung! Der Brief enthielt einen Todtenschein. Es wünschte ihm mit demselben ein Miterbe zugleich ein glückliches neues Jahr. Das vergangene Jahr war für einen der Onkel Amedées tödtlich gewesen: wahrscheinlich in Folge der zahlreichen Glückwünsche, welche ihm am ersten Januar des verflossenen Jahres dargebracht worden.

Amedée fühlte nach genommener Einsicht des Schreibens sich versucht, seinen verwünschten Einkauf znm Fenster hinauszuwerfen und sogleich in ein anderes aristokratischeres Waarenmagazin zu eilen.

„Doch," sagte er, nach kurzer Weile, beschwichtigend zu sich: „wenn ich das thäte, so hätte ich ja nicht verdient, reich zu werden; ich wäre nicht viel mehr werth, als jene, gegen deren Albernheit ich mich so eben im Stillen ausgelassen habe. Bei dem Heil meiner Seele! Ich will mein Geschenk behalten und es so überreichen, wie ich es gekauft habe! ist es nicht die Frucht jahrelanger Arbeit und angestrengten Nachdenkens? Ich gebe mit ihm mein Bild, mich selbst, die Summe meines innersten Werthes, das Neujahrsgeschenk meines Herzens ... Nur aus liebendem Herzen will ich meine Gabe überreichen!"

Am andern Morgen ward Amedée in dem Salon Seraphinens empfangen. Auf einer reichen, geschmackvollen Console schimmerten schon die blendendsten und wunderbarsten Productionen des industriellen Scharfsinns von Paris. Es fand sich daselbst ein vollkommenes Inventarium der tausendartigen Schöpfungen der Mode, der geschmackvollsten Neuerungen der Kunst des Zuckerbäckers. Diesen reichen, köstlichen Gaben das bescheidene Geschenk eines armen und verkannten Künstlers beizufügen, war es nicht eben so viel, als sich der Gefahr aussetzen, ärmer und mehr verkannt zu erscheinen, als jemals? Seraphine war die Königin Saba des ersten Januars.

Selbst ihre untersten Vasallen kamen heute in prächtigen Equipagen angefahren, um ihrer Gebieterin zu huldigen. Von all' diesen eifrigen Besuchern aber, welche sich bei ihr einander auf dem Fuße folgten, erschien keiner glänzender, als Herr von Granville; keiner erfreute sich auch eines ansehnlicheren Vermögens, als er. Er überreichte ihr eine herrliche Halskette aus den feinsten Perlen, die er von einem englischen Admirale, einem Exdeputirten der britanischen Inseln im Orient gekauft hatte. All' die Herrlichkeiten und Wunder des Königreiches Golkonda wurden bei Weitem übertroffen durch die Feinheit, den Glanz und den Reichthum jener kostbaren Steine. Diamanten von der seltensten Güte wären ihnen kaum an Werth gleich gekommen; Herr von Granville und Amedée kamen zu gleicher Zeit bei Seraphinen an, Der Künstler überreichte ihr kühn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Der Bock looft mir nich weg!"
Herr Block als Brennicke
in der Posse: Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Gabe, eine Art Sekretair in grünem, goldgesticktem Sammet. Das Geschenk hatte keine bedeutende Aehnlichkeit mit dem eines Handelscommis, der sich auf einem Balle der Faubourg Saint Honoré versehen.

Glücklicherweise haben die Frauen ein Lächeln, das über alle Täuschungen tröstet. Dann giebt es ja außerdem Neujahrsgeschenke, welche in schöner, vielversprechender Hülle köstliche Geheimnisse zu bewahren scheinen? Was giebt es selbst in dem Bereiche der Natur Kostbareres, als eine Tulpenzwiebel? Es giebt deren, aus welchen Blumen zu dem Werthe von dreißigtausend Francs hervortreiben. Seraphine hatte so viel Takt, leicht über das Künstlergeschenk hinwegzueilen. Sie sprach nicht von demselben: wie konnte sie ihm auf eine feinere Art ihren Beifall schenken?

Was Herrn von Granville betrifft, so besaß er damals eine Menge von Eigenschaften, welche man nicht im Entferntesten hinter ihm vermuthete. Er war der Ludwig der XVI des neunzehnten Jahrhunderts, der vollkommenste „Mann" der jetzt lebenden Generation.

Die Halskette übte einen unbeschreiblichen Zauber, um so mehr, da Herr von Granville zu den Candidaten Seraphinens gehörte.

Der erste Tag des beginnenden Jahres wurde für die artige Gräfin Seraphine Meyniel ein wahrer Empfang- und Huldigungstag. Auf dem für den Abend bei der Gräfin bestimmten Ball, sollte sich die feinste Blüthe der Elegants und Finanziers in Paris zusammenfinden. Herr von Granville und Amedée waren auch geladen, und Granville genoß zum Voraus seines Triumphes, indem er in den Effekt des Schmuckes dachte, welchen er der Angebeteten überreicht.

Amedée hingegen entfernte sich verwirrt, gedehmüthigt aus dem Salon Seraphinen's, in seinen innigsten Gefühlen verletzt, und sich in tausend Muthmaßungen ergebend über das, was in der Seele der reizenden Gräfin während der Anwesenheit ihrer beiden Verehrer vorgehen mochte. Der Künstler entschloß sich, Paris zu verlassen und einem Leben zu entsagen, was ihm ferner unerträglich war, einem Leben der Ueppigkeit und des Glanzes, welches der Ruin so vieler, auch der reichsten Familien wird.

Als indessen die Stunde des Balls herankam, fand er sich nichts desto weniger bereit auf dem Ball in der Umgebung Seraphinens zu erscheinen. Der menschliche Geist pflegt so immer wieder auf seine Lieblingswege zurückzukommen. Man hofft immer auch dann noch, wenn jeder Glücksstern untergegangen scheint. —

„Diesen Abend," sagte Amedée zu sich, „wird die Gräfin mit der Halskette des Herrn von Granville geschmückt sein. Ich werde sie schöner als jemals sehen, vom Glanze der Perlen umstrahlt, mit deren beifälliger Annahme sie sich zugleich dem Geber verpflichtete. Er wird an ihrer Seite gehen! Doch immerhin.... auch ich will auf dem Balle erscheinen..., um mich jenes letzten Beweises von der Eitelkeit unserer Hoffnungen, von der Unbeständigkeit und Coquetterie der Frauen zu versichern!"

Als Amedée in den Salon der Gräfin trat, welcher vom herrlichsten Glanze strahlte, ward sein Blick sogleich durch den Anblick Seraphinens überrascht, die in einem eleganten Ballnegligee, sich besonders durch einen einfachen und lebendigen Korallenschmuck auszeichnete. Jedermann gestand, daß dieser Schmuck am meisten der Mode des Tages entspreche und von einer entzückenden Wirkung sei auf einem Halse so voller Adel und Grazie, dessen blendende Weiße noch in ein schöneres Licht trat durch den Contrast seines glänzendschwarzen Haares. Nur allein Herr von Granville fand den Korallenschmuck geschmacklos, er wagte es, der Wahl und dem Urtheile der Gräfin von Meyniel entgegenzutreten, die in Sachen des Geschmackes doch für eine der kompetentesten Richterinnen galt. — — Den Korallenschmuck hatte die Gräfin in dem grünsammtnen Etui Amedée's empfangen

Gegen Ende des Balls schlüpfte Amedée, trunken von dem Entzücken seines Triumphes, bis in das Boudoir Seraphinen's. Welcher Anblick ward ihm aber da, wie durch einen Zauberschlag? Der seines eigenen Gemäldes, welches Seraphine um jeden Preis an sich gebracht hatte.

„Bist Du zufrieden?" wandte sich Seraphine zu ihm, als sie auf einen Augenblick sich aus dem Geräusche der versammelten Gäste zu ihm gerettet hatte.

„Sie sind ein Engel! können Sie mir aber einen Zweifel vergeben.., eine Lüge? Denn ich war reich, als ich Ihnen diese einfache Halskette überreichte."

„Ich war reich, aber ich wußte mich nicht geliebt; heute aber möchte ich gerne wieder hundertmal arm werden, um einen Blick von Ihnen zu erhalten."

„Das ist nicht nöthig," entgegnete lachend Seraphine, „wenn man sich innig liebt, so ist alles Uebrige gleichgültig..."

„Für edle Gemüther, wie das Ihrige. Aber seelig der, welcher Liebe erhält, ohne reich zu sein; noch glücklicher aber, der geliebt wird, wenn ihm das Glück lächelt!"

(Voleur.)

Niederländische Genrebilder.

(Bruchstück. Aus Cap. Marryats neuesten Roman The Phantom-Ship," Das Geisterschiff.)

In der Provinz Seeland, am rechten Ufer der Schelde, der Insel Walcheren gegenüber, liegt die kleine feste Stadt Terneuze. Unter den niederen Häusern im Umkreise der Stadt war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eines zu bemerken, etwas weiter im Felde hinaus liegend und nicht eben größer als die anderen: eine enge, bescheidene, aber sauber angelegte Landmannswohnung im damaligen Geschmack. Die der Straße zugekehrte Vorderwand war in der Höhe dunkel orangenfarben, die Fenster und Thüren mit einem lebhaften Grün angestrichen; der Fuß der Wand, eine Elle hoch über der Erde mit blauen und weißen Ziegeln gar freundlich ausgelegt. Ringsum etliche Hufen Gartenland, endlich eine niedrige Hecke von Rainweiden, die das Plätzchen an allen vier Seiten umzog, und jenseit der Hecke ein sumpfiger Wassergraben, so breit, daß nicht leicht Jemand hinüberspringen mochte. An der Vordseite führte eine kleine schmale Brücke, zur Sicherheit der Hinübergehenden mit einem zierlichen Eisengeländer versehen, über den Graben zur Hausthür. Wer nun aber das Häuschen und den Garten eine Weile aufmerksamer betrachtete, der merkte bald, daß die ursprüngliche Sorgfalt und Sauberkeit der Anlage bereits in Verwahrlosung und schnellen Verfall überging. Der helle Farben-Aufputz war verwittert und verblichen; Fenster, Thüren und alles Holzwerk an dem Gebäude im übelsten Zustande, und von den weißen und blauen Ziegeln unten war mancher herausgefallen und nicht wieder eingesetzt. Kurz, man sah, der das Häuschen gebaut, hatte es sich recht mit Liebe zierlich eingerichtet, aber die gegenwärtigen Besitzer trugen keine Sorge, es im Stande zu halten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Im Innern bestand das Häuschen aus einem Erd- und aus einem Quergeschoß, und in jedem von beiden waren zwei größere Zimmer nach vorn und zwei einfenstrige Kämmerlein höchstens 12 Fuß ins Geviert, nach hinten. Im oberen Raum waren, nach Landessitte, die Schlafkammern; die beiden Kämmerlein zu ebener Erde dienten jetzt, das eine als Waschhaus, das andere zur Geräth- und Plunder-Kammer. In dem einen der größeren Zimmer daneben war die Küche aufgeschlagen; Schränke und Tische rings an der Wand und darauf das zinnerne Küchengeräth, reinlich glänzend wie Silber. Es waltete hier die vollkommenste holländische Sauberkeit, doch zeigte die geringe Zahl und die Beschaffenheit des Geräthes von Armuth. Draußen auf dem Flur und innen in der Stube waren die Dielen so weiß gescheuert, so rein, daß man das Kostbarste auf den Boden hätte hinlegen können, ohne Furcht es zu beschmutzen. Ein plumper Tisch von Tannenholz stand in der Mitte, zwei schlechte hölzerne Stühle daneben; außerdem noch ein kleines tragbares Bett, offenbar zur Bequemlichkeit eines Hausbewohners aus der Oberkammer heruntergebracht und hier aufgestellt, — mehr war in dem Zimmer nicht zu sehen. Die andere Vorderstube zu ebener Erde mochte wohl eigentlich zur Wohnstube bestimmt sein; aber wie es da innen aussah, wußte kein Mensch zu sagen. Seit siebzehn Jahren war Thür und Fenster zu diesem Zimmer hermetisch verschlossen und selbst von den Bewohnern des Hauses Keinem ein Blick hinein verstattet gewesen.

In dem beschriebenen Küchenzimmer befanden sich zwei Personen: eine Frau, der man etwa fünfunddreißig Lebensjahre aber zugleich die Leiden und Schmerzen ansah, durch die ihre ursprünglich gewiß nicht geringe Schönheit so früh untergraben und zu Grunde gerichtet war. Ihr Gesicht war von den regelmäßigsten Zügen, die Stirn edel und frei, das Auge groß und dunkel, aber die Wangen tief abgemagert, die Farbe des Gesichtes welk und von so gelbem Schein, als sehe man unter der geschwundenen Haut die Knochen durchschimmern. Wenn sie in schweres kummervolles Sinnen versank, legten sich ihr die frühzeitigen Runzeln um Stirn und Augen in tiefe Falten, und dann und wann schoß aus den Augen ein Blitz, so jäh, so unheimlich, als wenn der Wahnsinn aus diesen tiefen Höhlen blickte. Ein unsäglicher Schmerz, ein nimmer weichender Kummer, ein hoffnungsloser Gram mußte sich tief in dieses Gemüth genagt haben, eine gräßliche Erinnerung diesem brütenden Sinne beständig gegenwärtig sein: ein Leiden der Seele, dem nur der Tod ein Ende machen konnte. Sie trug eine Witwenhaube nach damaliger Sitte; sie war sauber und reinlich gekleidet, doch schien Alles, was sie anhatte, durch langen Gebrauch abgetragen.

Die arme Witwe saß auf dem Bett; an dem Tisch inmitten der Stube die zweite Person, ein derber, trotzig aussehender, blondhaariger, blühend starker Bursche von neunzehn bis zwanzig Jahren. Seine schönen Gesichtszüge drückten Stolz und Muth, sein Körperbau ein Uebermaaß von Kraft aus; seine Augen blickten keck und entschlossen, und wie er da saß, seine Glieder hin und her wiegte und ein Liedchen vor sich her pfiff, mußte Jeder ihm ansehen, daß er ein hartnäckiger, reizbarer, verwegener und waghalsiger junger Patron war.

„Geh' nicht zur See, Philipp; versprich mir das, mein Kind, mein liebes Kind," sagte die Witwe in zärtlichstem Tone und faltete betend die Hände. — „Warum soll ich denn nicht zur See?" entgegnete Philipp; „und wenn ich hier bleib' und Hungers sterbe, was nutzt's? Denn, Gott soll mich —! es ist wahrhaftig nicht viel besser. Ich muß für mich sorgen und für Euch, Mutter. Was kann ich Besseres anfangen? Der Onkel Van Brennen hat gesagt, er will mich mitnehmen und mir eine gute Löhnung geben. Wenn ich's thue, kann ich am Bord ein glückliches Leben führen, und was ich verdiene, das reicht zu Hause für Euch." — „Philipp, ach, lieber Philipp, höre mich; ich sterbe, wenn Du von mir gehst, ich hab' ja Niemand in der Welt außer Dir. O, mein Kind, wenn Du mich liebst, ich weiß, Du hast Deine Mutter lieb, geh nicht fort von mir! Und, wenn Du doch fortgehst, geh' ja nicht auf die See!" —

Philipp gab keine Antwort; er saß eine Weile dann, und pfiff sein Liedchen weiter, während die arme Mutter schluchzte. Endlich hob er an: „Warum bittet Ihr auch gar so sehr? Meint Ihr etwa, weil der Vater in der See ertrunken ist? — „Ach, nein, nein," stöhnte sie; „wollte Gott.....!" — „Was meint Ihr, Mutter, mit dem wollte Gott?" — „Ach, nichts, mein Kind, nichts! o, mein Gott, hab' Erbarmen mit mir!" — Das arme Weib sank von ihrem Sitz zu Boden und duckte knieend ihr Angesicht tief in die Kissen; so blieb sie eine Weile liegen und betete heiß, inbrünstig. Als sie wieder aufstand und sich auf das Bette setzte, war sie zu einiger Ruhe und Fassung gelangt. Philipp aber hatte währenddeß schweigend und finster brütend dagesessen; nun hob er wieder zu reden an:

„Seht doch, Mutter, Ihr verlangt, ich soll bei Euch am Lande sitzen bleiben und verhungern; das ist doch hart. Nun will ich Euch aber was sagen, hört mich an. Die Stube da drüben ist zugeschlossen, so lang ich denken kann, und Ihr wollt mir nie sagen warum. Einmal aber hab' ich wohl gehört — Ihr wißt, damals wie wir kein Brod im Hause hatten; der Onkel war verreist und sollte erst übers Jahr wiederkommen, damals Mutter, habt Ihr gesagt, — nun, Ihr wart damals ganz außer Euch, so halb von Sinnen, Ihr wißt wohl, wie's Euch manchmal geht...." — Ja doch mein Kind," sprach die Mutter unter Zittern und Angst; „was hab' ich damals gesagt, was hast Du gehört?" — „Ihr sagtet, Mutter, da drüben in der Stube wäre Geld, das uns aus der Noth helfen könnte; und dann fingt Ihr wieder an zu jammern und zu rasen und schriet, Ihr wolltet lieber sterben. Nun also, Mutter, gerade heraus, was habt Ihr in der Stube drüben, und warum ist sie Jahr aus Jahr ein verschlossen? Entweder Ihr sagt mir's, oder ich geh' zur See."

Als Philipp seine Rede anfing, hatte die Mutter ganz starr vor Schmerz dagesessen, regungslos, wie eine Bildsäule; mühsam that sie die Lippen von einander, sie glotzte stier mit den Augen, die Stimme versagte ihr. Auf einmal fuhr sie mit der Hand an die rechte Seite, als wollte sie da etwas zusammendrücken, und dann mit beiden Händen an die Brust, als spürte sie da innen einen heftigen Schmerz; im nächsten Augenblick sank sie um, mit dem Kopf nach vorwärts und das Blut strömte ihr zum Munde heraus. Philipp sprang erschrocken in die Höhe und fing sie in seine Arme auf; er legte sie auf das Bett zurück und sah mit heftiger Seelenangst, wie das Blut in Einem fort strömte. Er war vor Schrecken und Schmerz außer sich. „Ach Mutter, Mutter, was ist Euch denn?" — Das arme gequälte Weib vermochte nicht zu antworten; das Blut quoll aus den zerrissenen Gefäßen, und sie beugte sich mühsam vorwärts, um nicht zu ersticken; es sprützte auf die weißen Dielen und färbte sie hochroth. „Ach, Mutter, liebe Mutter," schrie Philipp in Todesangst; „sprecht doch nur ein Wörtchen, was soll ich thun, was soll ich Euch geben; Allmächtiger Gott! was ist Euch denn?" — „Der Tod, mein Kind,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

das ist der Tod," stöhnte sie leise und sank ohne Besinnung zusammen.

Die Angst jagte den armen Philipp, er stürzte hinaus, flog zu den Nachbarn, rief sie um Hülfe. Zwei oder drei eilten auf den ersten Ruf zum Beistand und sobald Philipp sie um seine Mutter beschäftigt sah, rannte er wieder fort, so schnell die Füße ihn trugen, eine Meile weit zum nächsten Doctor. Der hieß Mynheer Poots und war ein kleines, elendes, geiziges Männchen, aber in seiner Kunst galt er für geschickt. Philipp fand ihn zu Haus und bestürmte ihn, daß er gleich mitkommen sollte. „Ich will kommen," sprach das Männchen, dem das Holländische überdies nicht recht geläufig war, „ich komme ganz gewiß, aber sagt mir Mynheer Vanderdecken, wer wird mich denn bezahlen?" — „Bezahlen? Mein Onkel wird bezahlen, sobald er nach Hause kommt." — „Euer Onkel, der Skipper Van Brennen? der? nein, der ist mir vier Gulden schuldig und ist mir auch sonst lange schuldig geblieben; und dann, sein Schiff kann ja untergehen." — „Die vier Gulden wird er Euch auch bezahlen," sprach Philipp knirschend vor Zorn und Ungeduld, „während Ihr hier handelt, kann meine Mutter sterben." — „Nein, Herr Philipp, ich besinne mich eben, ich kann nicht kommen, ich muß zum Terneuzer Bürgermeister, der hat ein Kind krank," so schnarrte Mynheer Poots. „Seht wohl zu, Mynheer," schrie der junge Mann zornglühend, „Ihr habt die Wahl, entweder Ihr geht im Guten oder ich hole Euch, versteht Ihr mich? Treibt keinen Spaß mit mir! „Der kleine Doktor gerieth in jämmerliche Angst, denn mit Philipp Vanderdeckens Vorsätzen, das wußte alle Welt, war nicht zu spaßen. „Wir wollen sehen, Mynheer Philipp," sprach er, „ich werde schon kommen, wenn's geht." — „Gleich sollt Ihr kommen, gleich auf der Stelle, Ihr schändlicher alter Geizhals," und damit faßte Philipp das Männchen beim Kragen, und schob es, daß es kugelte, zur Thür hinaus. „Hülfe, Mord!" schrie Poots, aber sein Schreien half nichts, sein ungestümer Dränger schob und schleppte ihn vorwärts und ließ den Kragen nicht los. Erst als Philipp merkte, daß der Doktor blau im Gesicht wurde, hielt er inne. „Muß man Euch denn erwürgen, damit Ihr zu den Kranken kommt? Ich sag's Euch noch einmal, hin müßt Ihr, sei's lebend oder todt." — „Nu, nu, murmelte Poots, allmälig wieder zu Athem kommend, „ich geh ja schon;" aber das merkt Euch Mynheer Philipp, ich verklag Euch und laß Euch einsperren und das noch heute. Weil es aber Eure Mutter ist, so will ich — nein, ich will nicht; Ihr mögt machen was Ihr wollt, ich will durchaus nicht." — „Hört, Mynheer Poots" sprach der junge Mann, „kommt Ihr nicht gleich mit, ich erwürg Euch auf der Stelle, und wenn Ihr dort ins Haus kommt und Ihr thut an meiner armen Mutter nicht Alles, was Ihr könnt, so kommt Ihr nicht lebendig wieder heraus. Ihr wißt, was ich sage, halte ich; also laßt Euch rathen, sträubt Euch nicht, Ihr sollt auch bezahlt werden, gut bezahlt werden und müßte ich meinen letzten Rock drum verkaufen."

Mit dieser Bemerkung richtete der junge Mann wahrscheinlich mehr aus; als mit allen Drohungen. Ueberdies war der kleine Doktor hülflos, wie ein elender keiner Wurm, wie ein ohnmächtig Kind unter Philipps starken Händen; er wohnte ganz einsam auf dem Felde, und es war weit und breit keine Menschenwohnung wo man sein Hülfsgeschrei hätte hören können. Zum nächsten Dorf hätte er eben so weit gehabt, wie zu Vanderdecken. Also entschloß sich Mynheer Poots mitzugehen, aus zwei Gründen: erstlich, weil ihm die Zahlung versprochen war, zweitens, weil er mußte.

Nachdem die Beiden solchergestalt einig geworden, begaben sie sich in großer Hast nach Vanderdecken's Hause und fanden die Mutter in den Armen zweier hülfreicher Nachbarinnen, die ihr die Schläfe mit Weinessig wuschen. Die Kranke hatte ihre Besinnung wieder aber sie konnte nicht sprechen. Poots ließ sie hierauf zu Bette bringen und flößte ihr für den Augenblick irgend ein Acidum ein; darauf entfernte er sich eilig und nahm Philipp mit ins Städtchen. Es dauerte keine halbe Stunde, so drückte Poots den jungen Mann ein Fläschchen in die Hand; „sobald Ihr nach Hause kommt, Mynheer Philipp, gebt Ihr der Mutter das ein; ich muß jetzt zu des Bürgermeisters Kinde gehen, auf dem Rückwege komme ich wieder zu Euch." — „Daß Ihr mich ja nicht belügt," sprach Philipp mit drohender Geberde. „Nein doch, nein doch, Mynheer Vanderdecken," beruhigte ihn der Doktor. „Seht Ihr wohl, mich wegen der Bezahlung auf Euren Onkel Van Brennen zu verlassen, das konnte ich nicht, aber da Ihr mirs versprochen habt, ich weiß, Ihr haltet immer Wort. Es soll keine Stunde vergehen, bis ich wieder bei Eurer Mutter bin. Jetzt aber hat es Eile! daß Ihr nach Hause kommt."

Philipp rannte zurück, die Kranke nahm den Trank, der alsbald die Blutung gänzlich stillte. Es dauerte nicht lange so konnte sie ihrem Sohne leise zuflüstern, was sie wünsche. Der Doktor fand sich wieder ein; er sah die Kranke sorgsam an, fühlte lange den Puls und als er wieder fortging, begleitete ihn Philipp hinab in das Küchenzimmer. „Mynheer Philipp," sagte der kleine Doktor, „ich schwör's Euch beim Allah, was in meiner Kunst steht, hab' ich gethan, aber sagen muß ich Euch, es ist wenig Hoffnung vorhanden, daß Eure Mutter je wieder vom Bette aufsteht. Einen Tag oder zwei geb' ich ihr noch zu leben, mehr nicht. Ihr müßt mir's nicht verdenken, Mynheer Philipp, es ist nicht meine Schuld." — „Nein, Doktor," sprach Philipp ernst und traurig, „es ist Gottes Wille." Eine Weile waren Beide still, dann hob Poots wieder an: „Ihr werdet mich doch bezahlen, Mynheer Vanderdecken?" — „Ja" fuhr ihn Philipp mit einer Donnerstimme an und war wie aus tiefem Traume aufgeschreckt. Der Doktor kam nicht aus der Fassung, sondern sprach nach einigem Stillschweigen: „Kann ich morgen danach kommen Mynheer Philipp? Vergeßt nicht, daß unser Einer seine Zeit und seine Wege nicht verlieren kann und sein Geld auch nicht. Ich müßte Euch gleich einen Gulden mehr rechnen." — „Kommt morgen, meinethalben, zu welcher Stunde Ihr wollt, setzt auf die Rechnung, was Ihr wollt, Ihr sollt bezahlt werden," sprach Philipp kurz weg und zog die Lippen verachtungsvoll übereinander. „Schön, Mynheer, wie's Euch beliebt, ich will Euch nicht drängen. Wenn sie todt ist, gehört das Häuschen mit Allem was drum und dran ist, ja doch Euch, und dann könnt Ihr's verkaufen. Da werdet Ihr einen schönen Groschen in die Hände bekommen. Was meint Ihr, Mynheer Philipp? Morgen komme ich noch nicht, aber wenn Ihr mir das Haus und den Garten lassen wollt, ich möcht' Euch ein schönes Gebot thun." Philipp hob den Arm auf mit einer Geberde, als wollte er den Doktor zerschmettern, er drückte sich eilig in die Ecke. „Ich meine ja nur," quakte er zur Entschuldigung, „wenn Eure Mutter begraben ist," — „Fort, du elender Hund," rief Philipp ihm zu, barg das Gesicht in den Händen und sank voll Schmerz auf das blutbefleckte Bette nieder.

Nachdem er eine Weile so gelegen, erhob er sich und ging hinauf ans Lager seiner Mutter. Sie befand sich jetzt besser; die Nachbarinnen gingen wieder zu ihren Geschäften und ließen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sie mit ihrem Sohn allein. Vom Blutverlust erschöpft, lag sie etliche Stunden lang in einem matten Schlummer, aber Philipp's Hand hielt sie zwischen der ihren und ließ sie nicht los. Der junge Mann saß in trübsinnigen Gedanken da und lauschte ihrem Athem. — Um ein Uhr Nachts erwachte die Kranke; sie konnte wieder einigermaßen sprechen: „Du liebes, Du wildes Kind" sprach sie zu dem Sohne, „hab' ich Dich hier so lange eingesperrt gehalten." — „Ach nicht doch Mutter," erwiederte er zärtlich, „ich bin ja gern bei Euch geblieben; und jetzt gehe ich nicht von Euch und lasse Euch nicht in anderer Leute Händen, bis ihr wieder gesund seid und wohlauf." — „Nein lieber Sohn, gesund werde ich nicht mehr; der Tod ruft mich, das fühl' ich. Ach, mein liebes Kind, wär' es nicht um Deinetwillen, ich ginge ja gern aus der Welt. Mein Leben seit langen Jahren war ein bitterer Tod, und wie oft hab' ich Gott gebeten, er möchte mich erlösen." — „Warum denn, Mutter? hab' ich denn übel an Euch gethan?" — „Gut hast Du an mir gethan, mein herziger Sohn, und Gott soll Dich dafür segnen. Wie oft hab' ich's nicht gesehen, Du hast Deinen wilden Sinn bezwungen, Du hast Deinen Zorn, auch wenn Du gerecht warst, bekämpft, Alles Deiner Mutter zu lieb, um ihr Gram zu ersparen. Und es hat bittere Tage gegeben, Gott vergelte sie Dir, wo auch Noth und Hunger Dich nicht verleiteten, sondern Du hast immer Deiner Mutter gehorcht. Ach, Philipp, Du hast wohl oft geglaubt, ich wäre böse oder närrisch, daß ich Dich so lange zurückbehalten mit aller Gewalt und Dir nie einen Grund gesagt. Aber jetzt muß ich mit Dir sprechen, die Stunde ist da." Sie wendete ihr Haupt auf dem Kissen und lag einige Minuten still und erschöpft; dann hob sie an, und ein neues Leben schien wach in ihr zu werden: „Ich glaube wohl, ich bin zuweilen von Sinnen gewesen, nicht wahr, Philipp? Gott verzeihe mir, er weiß, daß ich ein Geheimniß im Herzen trage, worüber ein armes Weib verzweifeln mag. Es hat auf mir gelegen Tag und Nacht, es hat mir das Herz zermalmt, meinen armen Kopf verrückt, und jetzt endlich, dem Himmel sei Dank, hat es diesen gequälten Leib zerstört. Ich fühl' es wohl, mein Kind, es war der letzte Schlag. Ich lebe nur noch, bis ich Dir Alles gesagt, und ich fürchte mich doch, armer Junge, es wird Dir den Kopf wirre machen, wie mir." — „Ich beschwöre Euch Mutter," erwiederte Philipp mit ernstem Tone, „laßt mich wissen was das für ein todtgefährliches Geheimniß ist. Und wenn Himmel und Hölle darunter steckten, es soll mich nicht schrecken. Der Himmel wird's gnädig mit mir machen, und der Satan soll mir nichts anhaben." — „Ja doch, lieber Philipp, ich weiß, Du hast einen muthigen, trotzigen Geist, Deinem starken Sinn wird es nichts schaden. Gewiß, wenn Einer im Stande ist, die schaurige Geschichte auf der Seele zu tragen, so bist Du's. Mein armes Gehirn war zu schwach dazu. Gottlob, heute fühl' ich's klarer in mir, und es ist meine Pflicht, daß ich Dir's sage, ehe ich sterbe. — Eine kurze Zeit hielt die Wittwe inne, ihre Gedanken wendeten sich in die Vergangenheit, sie besann sich auf das furchtbare Ereigniß, und Philipp sah ihr die Thränen über die hohlen Wangen rinnen. Endlich schien sie Kraft und Muth zu dem schweren letzten Werke gesammelt zu haben.

„Philipp," hob die Mutter an, „von Deinem Vater muß ich Dir erzählen. Die Leute meinen, er sei ertrunken in der See!" — „Ist er das nicht?" fragte Philipp voll Erstaunen. — „Wollte Gott er wäre es." — „Aber Mutter er ist ja schon lange todt!" — „Todt, nein, ja doch! sagst Du? Ach mein Kopf!" seufzte sie und deckte die Hand über die Augen. Sie redet irre, dachte Philipp; doch fragte er auf's Neue: „Wo ist denn aber, mein Vater?" — Die Wittwe richtete sich im Bette auf, und ihr ganzer Leib schauerte und bebte in Aengsten, als sie die Antwort sprach: „Er ist im Gericht!" — Und kaum das Wort gesprochen, ließ sie ihr Haupt auf das Kissen sinken und verhüllte es tief unter die Decke, als wollte sie das schreckliche Bild vor ihrer eigenen Erinnerung verhüllen. Philipp saß regungslos, so erschreckt über das Räthselhafte, was er vernommen, daß er kein Wort über die Lippen zu bringen vermochte. Mehrere Minuten vergingen in diesem peinvoll ängstlichen Schweigen; da hielt es Philipp nicht mehr aus, er beugte sich über das Lager und lispelte kaum vernehmlich: „Mutter, sprecht doch das Geheimniß, soll ich's nicht erfahren?"

„Du sollst's erfahren, Philipp," sprach die Kranke, sich aufrichtend, mit feierlicher Stimme. „Gott wird mir Kraft geben, Alles zu sagen. Deines Vaters Gemüthsart, mein liebes Kind, war ganz wie Deine, so wild, so ungeduldig, so zornig: o mein lieber, lieber Sohn, laß Dir sein schreckliches Schicksal eine Warnung sein. Er war ein Seemann, kühn, geschickt, verwegen. Alle bezeugten's ihm, es gab Wenige seines Gleichen. Er war nicht von hier geboren, sondern aus Amsterdam; aber dort unter den ketzerischen Holländern wollte er nicht bleiben; denn er war fromm und katholisch. Siehst Du, mein Sohn, heute sind es siebzehn, oder gar noch mehr Jahre her, daß er nach Indien segelte auf seinem schönen Schiff mit einer reichen Ladung; es war seine dritte Fahrt nach Indien und sollte falls Gott uns gnädig sein wollte, seine letzte sein. Das Schiff war sein eigen, von seinem Ersparten hatte er's gekauft; noch eine Fahrt, und er war ein gemachter Mann für seine Lebenszeit. Ach, wie oft saßen wir mit einander und überlegten, was wir anfangen würden, wenn er wieder zurückkäme und machten die allerschönsten Pläne, und in solchen Hoffnungen tröstete ich arme Frau mich in seiner Abwesenheit; o! wenn Du wüßtest, wie ich ihn lieb hatte, und wie gut er mir war und zärtlich und freundlich. Nun war er fort, und da saß ich, zählte die Stunden und die Tage und sehnte mich nach ihm. Ach, mein Sohn, des Seemanns Weib hat ein traurig Loos. Wenn sie daheimsitzt, allein und verlassen Monate lang, Jahre lang, und schaut des Abends in das trübe Lämpchen, sieht dem Docht zu, wie er herabglimmt, und hört den Sturm draußen pfeifen und heulen, der ihr alles Leid verkündet, allen Herzensjammer, Schiffbruch und Witwenschaft! — Sechs Monate war er fort mein Kind, und noch ein Jahr, ein langes, trübseliges Jahr sollt' ich warten, bis er wieder heimkam. Einmal in der Nacht, du warst damals noch ein kleines Kind, da warst Du fast eingeschlafen, und ich wachte an Deinem Bettchen, o Du mein einzig Glück schon damals, mein Trost in der Verlassenheit, Du lagst wie ein kleiner Engel und lächeltest im Schlafe, und ich küßte Dir die kleinen rothen Lippen, ohne daß Du es merktest, und kniete vor Dir und betete, betete aus tiefster Seele um Gottes Segen für Euch Beide, für Dich und für ihn, — wie konnte ich ahnen, ich armes Weib, daß er zu dieser Stunde so grausam, so schrecklich verflucht war!"

Der Athem ging ihr aus, sie hielt inne. Philipp saß sprachlos mit halbgeöffneten Lippen, seine Augen hingen an ihrem Munde, als wollte er jedes Wort verschlingen. — „Ich ließ Dich liegen," erzählte die Mutter weiter, „und ging die Treppe hinab in jene Stube dort drüben, in die Stube, mein Sohn, die seit jener grausenvollen Nacht sich keinem Menschen geöffnet hat. Ich saß und las in meinem Gebetbuch; draußen ging der Sturm, und da kann eines Seemanns Weib nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schlafen. Mitternacht war vorüber, der Sturm brauste, der Regen schlug an die Fenster; da ward mir unheimlich, ich fing an mich zu fürchten, und wußte nicht warum. Ein Becken mit Weihwasser stand in der Stube, darein tauchte ich die Finger, sprach den Segen und bekreuzte mich. Immer gewaltiger raste der Wind rings um das Haus, und immer größer wurde meine Angst; mir ahnte ein großes Unglück, und das Herz schnürte sich mir zusammen. Auf einmal warf der Sturm die Fenster ein, die Scheiben klirrten, und herein sauste es, daß das Licht verlosch. Im Dunkeln war ich und schrie laut auf vor Angst; endlich faß' ich mich, und will an's Fenster gehen, es zumachen: wen seh' ich da, o Himmel, langsam zum Fenster hereinschweben! Dein Vater war's Philipp, ja mein Sohn, Dein Vater, leibhaftig."

„O barmherziger Gott," stöhnte Philipp mit erstickter unvernehmlicher Stimme in sich hinein.

„Ich konnte gar nicht zu mir kommen," fuhr die Mutter fort: „da stand er vor mir in der Stube, und mitten in der dicken Finsterniß sah ich doch seine Gestalt und sein Gesicht, so deutlich wie am hellen Mittage. Im ersten Augenblick trieb mich die Furcht zurück, im nächsten die Liebe, daß ich in seine Arme stürzen möchte, und beide kämpften in mir, daß ich unbeweglich stand, und die Angst drohte mich zu ersticken, — ja und auf einmal, wie er die Hand ausstreckte, da flogen die Fenster von selber zu und das Licht brannte wieder. „Es ist sein Geist," schrie ich und stürzte ohnmächtig auf die Dielen. — Als ich wieder zu Sinnen kam, lag ich auf dem Bett, und ich fühlte, daß er meine Hand in seiner hielt, — o, die war kalt wie Eis und feucht und triefend. Er saß neben mir und bei dem Anblick wurde ich froh und dachte gar nicht daran, wie er nicht mit rechten Dingen zu mir gekommen war. Ich redete mir ein, er hätte Unglück gehabt und käme jetzt zurück, und ich müßte ihm um den Hals fallen und ihn trösten. Das that ich und küßte ihn, aber er war kalt, hu! wie ein Stück Eis, und seine Kleider triefend naß vom Regen. Eines Weibes Liebe, glaube mir mein Sohn, scheut Eis und Frost nicht, sie kann es schmelzen. Er sprach auch kein Wort, nachdenklich und schwer bekümmert sah er aus. „Ach Willem Willem," rief ich, „Vanderdecken, mein Herz, sprichst Du denn kein Wort zu Deiner Katharine?" — „„Ich will sprechen,"" sagte er ernst, „„denn meine Zeit ist kurz."" — „Nein," rief ich, „Willem, nein, Du darfst nicht wieder zur See gehen; mag auch Dein Schiff untergegangen sein, wenn Du nur lebst, wenn ich Dich nur wieder habe." — „„Es geht nicht, Weib,"" sprach er, „„ängstige Dich nicht, höre auf meine Worte, meine Zeit ist kurz. Mein Schiff habe ich nicht verloren, Katharina; Alles hab' ich verloren: antworte mir nicht, merk' auf: todt bin ich nicht und bin doch nicht am Leben. Zwischen der Erde und der Geisterwelt muß ich einherschweifen. Sieh mich genau an. Neun Wochen lang fuhr ich um's stürmische Kap; gegen Wind und Wetter und Elemente wollte ich die Fahrt ertrotzen: es ging nicht. Da that ich einen gräßlichen Fluch. Abermals neun Wochen segelte ich gegen Sturm und Strömung und fand nicht Ankergrund noch Land; da lästerte ich Gott, ja arg hab' ich ihn gelästert. Hartnäckig bestand ich auf meinem Sinn; die Mannschaft war der vergeblichen Plage müde und wollte nach der Tafelbey zurück; ich weigerte mich und bin ein Mörder geworden, — ohne Absicht, das ist wahr, aber doch ein Mörder. Der Steuermann war mir zuwider und beredete die Leute, sie sollten mich binden; in meiner wilden Wuth, wie er mich am Kragen packt, führ' ich einen Streich, er taumelt zu Boden; in demselben Augenblick werfen Sturm und Welle das Schiff, er stürzt über Bord und sinkt unter. Auch der Tod des Mannes beugte mich nicht in meinem Trotz. Siehst Du die Reliquie, das Stückchen Holz vom heiligen Kreuz in der Kapsel, was ich Dir um den Hals gehängt habe? in fremden Lande hatte ich's für Dich gekauft um vieles Geld. Bei der heiligen Reliquie hab' ich geschworen, einen vermessenen Eid, daß ich mein Ziel erreichen wollte, trotz Sturm und See, trotz Wetter und Blitz, trotz Hölle und Himmel und sollte ich herumschweifen auf wüster See bis an's jüngste Gericht. Der Donner krachte, die schwefelgelben Blitze fuhren herunter, mein Schwur war vernommen und eingezeichnet. Da brach der Orkan los über das Schiff, davon flogen die Segel wie Fetzen, berghoch rollten die Wellen über mich; eine Wolke hing tief und schwarz über der See, daß dicke Finsterniß sich lagerte weit und breit, und mitten in der Wolke sah ich im trüben, gelben Flammenschein die Worte geschrieben: Bis zum Tage des jüngsten Gerichts. Nun höre Katharina, was ich Dir noch zu sagen habe, denn meine Zeit ist kurz. Eine Hoffnung hab' ich noch, und um derenwillen hab' ich heut' zu Dir kommen dürfen. Nimm diesen Brief"" — er legte ein versiegeltes Blatt auf den Tisch — lies ihn Katharina, liebes Weib, und sieh ob Du mir helfen kannst. Lies ihn, und nun lebe wohl, meine Zeit ist um."" Da fing der Sturm wieder an zu heulen, und die Fenster sprangen wieder auf, und das Licht verlosch, und seine Gestalt schwebte von mir fort, wie eine Wolke durch die Finsterniß. „Ich sprang ihm nach und schrie und weinte, und vor meinen ausgestreckten Armen zog er durch das Fenster hinaus, und weiter und weiter sah ich ihn ziehen, seine Gestalt wie ein falbes Wetterlicht durch den Wolkengraus, auf den Schwingen der Windsbraut. Zuletzt war er noch wie ein Schimmer vor meinen starrenden Augen verschwunden. Da flogen die Fenster wieder zu, das Licht brannte und ich war allein in der Stube.

Kaum war die arme Kranke mit diesen Worten zu Ende, so rührte der Tod sie an. „Ach mein Kopf," ächzte sie, „mein Kopf, o Gott, hab' Erbarmen mit mir! Philipp, wo bist Du? Liebes Kind, gehe nicht von mir! Bleib! warum gehst Du denn? Bleib!" — Sie richtete sich auf, sie streckte die Arme nach ihrem Sohn und fiel in die seinigen. So hielt er sie etliche Minuten und sie regte sich nicht. Als sie noch ferner kein Lebenszeichen gab, wurde dem Sohne ängstlich zu Muth; er legte sie leise auf das Bett nieder, ihr Haupt sank zurück, in den Augen war nur das Weiße zu sehen — sie war entschlafen.

Philipp war tief erschüttert; der Schmerz überwältigte sein festes und starkes Gemüth, als er die geliebte Mutter leblos in seinen Armen hielt; lange Zeit saß er neben dem Bett, selbst blaß und regungslos wie die Leiche, auf die sein thränenloses Auge hinstarrte, dumpf und gedankenlos vor sich hin brütend. Allmälig kam er wieder zu sich, stand auf, rückte der Todten das Kissen zurecht und drückte ihr die Augen zu. Dann stand er eine Weile mit gefalteten Händen, und die Thränen rollten ihm über die rauhen straffen Wangen. Einen Kuß drückte er noch auf die Hand und auf die blasse, weiße Stirn der Verschiedenen und schloß die Vorhänge um das Bett. „Arme Mutter," sprach er kummervoll, „endlich hast Du Ruhe gefunden; aber Deinem Sohn hast Du ein bitteres Vermächtniß hinterlassen."

Je genauer er sich dessen erinnerte, was er zuletzt aus dem Munde der Sterbenden gehört, desto unheimlicher fühlte er es in seinem Gehirne gähren, desto drohender stand die grausige Erzählung vor seiner Einbildungskraft. Er drückte beide

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hände mit Gewalt an Stirn und Schläfe, als wollte er seine verirrten Gedanken damit zusammenhalten. Er fühlte wohl, daß er keine Zeit hatte, müßig seinem Schmerz nachzuhängen. Er mußte überlegen, was zu thun sey in den nächsten Stunden und Tagen. Die Mutter war zur ewigen Ruhe eingegangen, aber sein Vater, wo war sein Vater? — Es fielen ihm die letzten Worte der Mutter wieder ein: „Noch ist eine Hoffnung übrig.“ Also doch noch eine Hoffnung. Der Vater hatte ein versiegeltes Blatt drüben auf den Tisch gelegt: lag es wohl noch dort? Gewiß, gewiß, die arme Mutter hatte den Muth nicht gehabt, darnach zu sehen. In dem Briefe stand ohne Zweifel geschrieben, was das für eine Hoffnung war — und jetzt siebzehn Jahre her, und Niemand hatte den Brief gelesen.

Philipp entschloß sich, gleich hinüberzugehen, das gefürchtete Zimmer zu öffnen, Alles zu untersuchen, Alles zu erfahren, und wär' es das Schrecklichste. Aber es war jetzt tiefe Nacht: war's nicht besser zu warten bis Tagesanbruch? Und er hatte ja auch den Schlüssel nicht: wo mochte der Schlüssel sein? Sein Auge haftete an einem alten Japanischen Schrank, der hier oben im Zimmer stand und den die Mutter nie in seiner Gegenwart aufgeschlossen hatte; hier oder nirgend mußte sie den Schlüssel versteckt haben. Rasch griff er zum Licht und untersuchte den Schrank von außen und innen, — er war nicht einmal verschlossen. Eine Thür nach der anderen, ein Schubfach nach dem anderen zog er auf mit steigender Ungeduld, — die meisten waren leer, nirgend ein Schlüssel; zum zweiten, und dritten Male durchsuchte er jeden Winkel, immer umsonst. Endlich zog er alle Schubladen völlig aus, warf sie auf dem Boden und rückte mit beiden Armen den Schrank von seiner Stelle. Da hört er's in einer Ecke unter dem Holze klirren; hier mußte der Schlüssel liegen: er schob, klopfte, drehte, aber der Versteck wollte sich nicht öffnen. Mehrere Stunden waren über der Arbeit vergangen, der Tag schien zu den Fenstern herein, aber Philipp stand nicht ab. In der höchsten Ungeduld entschloß er sich, die Hinterwand des Schrankes einzuschlagen; er ging hinab in die Küche und kam mit einem Hammer und einem kleinen Hackmesser versehen wieder herauf. Wie er nun auf den Knieen lag und hastig, ohne umzublicken, auf den Schrank loshammerte, legte ihm von hinten Jemand die Hand auf die Schulter.

Philipp fuhr erschrocken empor; er hatte in seinem Eifer, voll der wilden Gedanken, die sich in seinem Kopfe jagten, gar nicht gehört, daß Jemand kam. Es war der Pater Seysen, der Pfarrer des kleinen Kirchspiels, welcher vor dem jungen Mann stand und ihn mit strengen strafenden Blicken ansah. Der fromme Geistliche hatte von den Nachbarn gehört, daß die Witwe Vanderdecken ihrem letzten Stündlein entgegenginge, und hatte sich früh vor Tage aufgemacht, um ihr geistlichen Trost und, wenn's nöthig, die heiligen Sacramente zu geben. „Was machst Du da, lieber Sohn,“ sprach der gottesfürchtige Mann; „willst Du denn Deine kranke Mutter im Schlafe stören? Willst Du ihr Hab' und Gut entwenden, ehe sie noch die Augen schließt?“ — „Frommer Vater,“ entgegnete Philipp, „meiner Mutter Schlaf werde ich nimmermehr stören, sie ist zur seligen Ruhe gegangen. Ich bin auch nicht gierig nach ihrem Hab' und Gut, ich suche nicht nach Gold, und wäre, der Schrank voll Geldes, obwohl es doch jetzt mein wäre, ich würde mich keines Blickes darum kümmern. Einen Schlüssel such' ich, der hier in einem Schubfache seit Jahren versteckt liegen muß, und ich bin nicht im Stande, es aufzukriegen.“ — „Deine Mutter lebt nicht mehr sagst Du? Und ohne den Segen der heiligen Kirche ist sie gestorben? Warum hast Du mich nicht rufen lassen, mein Sohn? — „Sie starb gar zu plötzlich, frommer Vater, hier vor zwei Stunden in meinen Armen. Es thut mir herzlich Leid, daß Ihr nicht am Sterbebette waret, aber mit meiner Mutter Seele wird unser Herr Christus Gnade üben, wie sie's verdiente.“ — Der Geistliche trat an das Bette, zog leise die Vorhänge weg und betrachtete die Leiche. Er sprengte Weihwasser über sie und sprach mit leise flüsternden Lippen das Gebet über ihre Seele. Darauf wandte er sich wieder zu Philipp: „Es gefällt mir doch nicht, mein Sohn, daß Du solchen Rumor vor hast. Was giebt es denn so Dringendes um den Schlüssel? Am Todtenbett einer Mutter soll ein frommer Sohn weinen und für ihrer Seelen Ruhe beten. Sieh, noch ist die Hülle nicht kalt, aus der ihr Geist entflohen ist, und deine Augen sind trocken? Was hast Du mit dem Schlüssel zu schaffen? Es ist nicht recht von Dir, Philipp.“ — Nehmt mir nicht übel, frommer Vater: so nahe mirs geht, zum Weinen und Klagen hab' ich keine Zeit. Ich habe zu thun, so viel zu thun, daß ich gar nicht an Alles denken kann. Wie ich meine Mutter allezeit lieb gehabt, daß wißt Ihr ja.“ — „Aber was soll es mit dem Schlüssel, Philipp?“ — „Frommer Vater, das ist der Schlüssel zu der Stube, die siebzehn Jahre verschlossen gewesen ist, und ich muß heute hinein, ich will hinein, und wenn es . . . . .“ — „Was meinst Du: wenn es . . . . .?“ — „Verzeiht mir, Vater, ich wollte etwas sagen, was besser ungesagt bleibt. Aber in die Stube muß ich hinein, ich muß etwas dein suchen.“ — „Von der verschlossenen Stube weiß ich längst, mein Sohn; ich weiß auch, daß Deine Mutter keinen Menschen sagen wollte, was es damit für Bewandniß hätte. Mir selbst ihrem Beichtvater, hat sie's hartnäckig verschwiegen. Ja mehrmals, als ich in sie drang, wie mir meine heilige Pflicht vorschreibt, die Seelen zu erleichtern, hab' ich gemerkt, daß ihr Verstand über den Fragen in Verwirrung gerieth, und so hab' ich's lieber unterlassen. Deiner armen Mutter hat es ihr Lebenlang schwer auf der Seele gelegen, so schwer, daß sie sich fürchtete, ein Wort davon zu sprechen. Aber Dir mein Sohn, wird sie's wohl vertraut haben, ehe sie starb.“ — „Sie hat mir's gesagt, frommer Vater.“ — „Vielleicht, mein Sohn, dient es Dir zum Troste, wenn Du's gegen mich ausschüttest. Wenn Du geistlichen Rath und Hülfe brauchst.“ — „Ich möchte wohl gern, frommer Vater, ich könnte wohl Vertrauen zu Euch haben, und Ihr würdet mir gewiß zum heilsamen rathen — ich weiß, Ihr fragt mich nicht aus Neugier, sondern aus Liebe zu Eurem Beichtkind. Aber seht Ihr, weil ich noch gar nicht weiß, wie es sich damit verhält, was die Mutter mir gesagt hat, ob es wirklich an dem ist, oder ob ihr Gehirn es ausgebrütet hat, seht Ihr darum trag' ich Bedenken. Wenn es wahr ist, dann möcht' ich wohl die Last mit Euch theilen, aber Ihr würdet mir schwerlich dafür danken. Aber jetzt noch nicht, ich kann noch nicht. Zuvor muß mein Werk vollbracht seyn, und ich muß wissen, was in der verschlossenen Stube steckt. Da kann ich Keinen mitnehmen.“ — „Hast Du keine Furcht, mein Sohn?“ — „Nein frommer Vater keine Furcht. Ich muß eine Pflicht erfüllen, glaubt mir's, eine schwere Pflicht: aber nun bitt' ich Euch, dringt nicht mehr in mich. Meine arme Mutter hat es wohl gesagt, und ich spüre, sie hatte Recht: es kann einen um den Verstand bringen, wenn man daran zu viel rührt.“ — Nun denn, Philipp, ich will Dich nicht drängen. Will's Gott, so kommt die Zeit, wo ich Dir rathen und helfen kann. Lebe wohl, mein Sohn! Aber noch einmal bitt' ich Dich, stell die Arbeit ein, die Du da vor hast. Ich werde die Nachbarinnen herschicken, daß sie Deiner Mutter die Leichengebete

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

halten, wie's die heil'ge Kirche vorschreibt. Gott hab' ihre Seele bei sich und schenke ihr die Ruhe." — Philipp schien nicht zu hören, was der Geistliche sprach; er sah gedankenlos darein und war mit seinen Sinnen ganz anderswo. Der Pater entfernte sich mit Kopfschütteln, Philipp sah ihm nach: „Er hat Recht," dachte er bei sich, setzte den Schrank wieder an seine Stelle und fügte die Schubfächer ein: „Ein paar Stunden können ja nichts ausmachen, ich will mich schlafen legen, mein Kopf ist schwer und wüst." Er ging in die Kammer nebenan, warf sich auf sein Bett und versank alsbald in tiefen Schlaf, um zu neuer Angst und Bekümmerniß zu erwachen.

Während er im Schlummer lag, fanden sich die Nachbarn ein und bereiteten Alles zur Beerdigung der Witwe vor. Den Sohn weckten sie nicht auf, sie achteten den Schlaf dessen, der zum Schmerze wieder erwachen sollte, so heilig wie den Schlaf der Todten. Nachmittags kam auch der Doktor Poots; zwar hatte er erfahren, daß die Witwe todt sey, aber da er eine freie Stunde hatte, so ließ er sich's nicht verdrießen, wieder einzusprechen, zumal da er für den neuen Gang einen neuen Gulden rechnen konnte. Er ging durch das Zimmer, worin die Leiche lag, graden Weges in Philipp's Kammer und rüttelte den Schlafenden an der Schulter. Der junge Mann fuhr auf und sah den kleinen Doktor vor sich stehen, der unbarmherzig seinen Spruch anfing: „Guten Tag, Mynheer Vanderbecken; na 's ist gut, daß Alles vorüber ist. Ihr erinnert Euch, ich hatte es vorausgesagt. Nun bitt' ich Euch aber zu bemerken, daß ich einen Gulden mehr zu bekommen habe, und hoffe, Ihr werdet Euer Versprechen ehrlich halten. Seht Ihr, im Ganzen mit der Medizin macht es drei und einen halben Gulden, wenn Ihr mir nämlich die Flasche wiedergebt." Während das Männchen diese Rede hielt, war Philipp erst recht zur Besinnung gekommen. „Ihr sollt Eure vierthalb Gulden haben und die Flasche dazu, unbedenklich," sprach er, vom Bett aufstehend. „Ja doch, Mynheer Philipp, ich verstehe Euch, Ihr wollt mich bezahlen, sobald Ihr Geld habt. Aber seht Ihr, es kann lange dauern, ehe Ihr das Häuschen verkauft. Es findet sich nicht sobald ein Käufer. Weil ich aber gutherzig bin und arme Leute nicht gern ums Geld dränge, so mache ich Euch einen Vorschlag. Eure Mutter hat da was am Halse hängen ein ganz schlechtes Ding, aber für einen guten Katholiken hat es einigen Werth. Also seht Ihr, ich will das Ding, mitnehmen, dann sind wir quitt, und Euch ist aus der Noth geholfen Wollt Ihr? Ich nehme das Ding für Bezahlung an, basta! Philipp hatte ihm mit anscheinender Ruhe zugehört, er wußte wohl, was der elende Geizhals meinte, die Reliquie an seiner Mutter Halse, die Reliquie, worauf sein Vater den furchtbaren Eid geschworen. Nicht um Millionen Gulden hätte er davon gelassen. „Mynheer geht mir aus dem Haus," sagte er trocken, „geht mir gleich aus dem Haus! Euer Geld ist Euch sicher!"

Mynheer Poots war ein kluger Mann und hatte ein scharfes Auge. Die Reliquie war in einer viereckigen Kapsel von purem Golde eingefaßt, und er hatte auf den ersten Blick gemerkt, sie sey wohl zehnmal mehr werth, als seine Forderung. Er wußte auch recht gut, daß man sie theuer bezahlen würde, denn damals hielten die dortigen Katholiken noch große Stücke auf Reliquien, und daß er vom Verkauf ein schönes Sümmchen würde lesen können. Das Alles hatte er sich gemerkt und überlegt, wie er durch das Leichenzimmer ging, und um mehrerer Sicherheit willen hatte er der todten Frau das Kleinod vom Halse genommen und es unter seinen Wamms gesteckt. Er erwiederte also mit großer Ruhe: „Mein Vorschlag ist nicht zu verachten Mynheer Philipp, Ihr thätet besser, Ihr nehmt ihn an; was soll Euch der Plunder?" — „Ich will nicht, sag' ich Euch," rief Philipp zornig. — „Nun wenn Ihr mir's nicht ablassen wollt, Mynheer Vanderdecken, so müßt Ihr mir's mindestens zum Pfande lassen, bis ich bezahlt bin. Das ist nicht mehr als billig: ich muß für mein Geld Sicherheit haben. Wenn Ihr mir die vierthalb Gulden bringt und die Flasche dazu, so geb' ich Euch das Ding wieder." Philipps Zorn kannte nun keine Gränze mehr; er faßte den Doktor beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. „Mach', daß Du fortkommst," schrie er ihm nach, oder es soll Dich —." Er hatte nicht nöthig, seine Drohung noch durch einen Fluch zu verstärken. Mynheer Poots lief davon über Hals und Kopf, die halbe Treppe war er hinabgestürzt, und jetzt hinkte er eiligst über die Brücke. So Angst war dem Männlein, daß er gern das Kleinod wieder herausgegeben hätte, aber nicht zurückzukehren getraute er sich, und so behielt er's.

Philipp aber war durch die Reden des Doktor erst wieder an die Reliquie erinnert worden, ging daneben ins Zimmer und wollte sie der Leiche abnehmen. Er zieht die Vorhänge von einander und streckt mit scheuem Zögern die Hand aus, um das schwarze Band von Halse zu lösen: das Band sammt der Reliquie war fort. „Was ist das?" rief er verwundert; „die Leute haben ihr's doch nicht abgenommen? Nein, gewiß nicht; wenn es nicht der Poots gewesen ist, der verwünschte Geizhals! Ja gewiß, kein Anderer. Wart', Du Schurke wieder muß ich's haben, und wenn ich dir Glied für Glied aus dem Leibe reißen sollte."

Während er so sprach, war er schon die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, mit einem mächtigen Satz über den Graben; ohne Rock, im bloßen Kopf, rannte er quer über das Feld nach des Doktors einsamer Wohnung zu. Die Nachbarn sahen ihn vorüberfliegen, schnell wie der Wind; sie wunderten sich und schüttelten die Köpfe. Mynheer Poots war kaum auf dem halben Wege nach Hause: er hatte sich beim Fallen von der Treppe das Schienbein geschunden und lahmte ein wenig. Der kleine Mann war nicht ohne Furcht, daß Philipp seinen Diebstahl entdeckt haben möchte, und sah sich fleißig um. Es dauerte nicht lange, so erblickte er zu seinem Schrecken den jungen Mann hinter sich, in der Ferne zwar, aber im vollen Lauf aus Leibeskräften ihn nachsetzend. Den Kleinen vergingen schier die Sinne; er wußte sich nicht zu helfen in seinen Diebesnöthen. Der erste Gedanke war, stehen zu bleiben, bis Philipp ihn erreichen würde, und das Gestohlene herausgeben; aber im nächsten Augenblick trieb die Furcht vor Philipp's gewaltsamen Zorn ihn weiter, und er lief, so schnell er nur konnte, in der Hoffnung, sein Haus noch bei Zeiten zu erreichen und sich darin zu verrammeln. Wäre er erst in der Festung, so dachte er, dann würde er das geraubte Gut, wo nicht behaupten, doch mindestens auf bessere Bedingungen kapituliren können. Er mußte aber gewaltig eilen, wenn ihm das gelingen sollte. Es schurrte auch wirklich das Männchen auf seinen kleinen dünnen Beinchen mit wundersamer Geschwindigkeit einher; Philipp aber, der es an des Doktors Eile für ausgemacht erkannte, daß er den Dieb vor sich habe, verdoppelte nur seine Anstrengungen und war mit jeder Sekunde näher hinter dem Gejagten her. Hundert Ellen vor sich sah Mynheer Poots seine Hausthür, aber dicht hinter ihm, näher und näher, schallten die Tritte des Verfolgers, er hörte seinen schnaubenden Athem, er fing an zu kreischen, wie der Haase, wenn ihn der Jagdhund packt. Schon streckte Philipp die Hand nach dem Flüchtling aus, da

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fiel der Kleine zu Boden, und der Verfolger stürzte in so gewaltiger Hast über ihn her, daß er über die Füße des Kleinen stolperte, das Gleichgewicht verlor und sich im nächsten Augenblick am Boden im Sande wälzte. Es war, wie wenn der Hund über den Hasen wegläuft. Der Doktor hatte sich schnell aufgerafft, und ehe Philipp das Gleiche thun und ihn wieder einholen konnte, war Jener in seine Thür geschlüpft und hatte sie von innen verriegelt. Der junge Mann war entschlossen, seinen gestohlenen Schatz wieder zu erobern, es koste was es wolle. Er spähete ringsumher, ob sich nicht ein Mittel fände, mit Gewalt in das Haus einzudringen. Dasselbe war, da es einsam auf dem Felde lag, von allen Seiten auf's Aeußerste gegen Diebe verwahrt; die unteren Fenster waren stark vergittert, der Oberstock viel zu hoch, als das sich hätte hinanklettern lassen.

Mynheer Poots stand zwar weit und breit in gutem Rufe als ein geschickter Arzt, aber zugleich im schlechtesten als ein hartherziger, fühlloser, ausgetrockneter Geizhals. Nie kam Jemand über seine Schwelle; Es fühlte auch Niemand Lust dazu. So einsam sein Haus auf dem Felde stand, so getrennt lebte er auch von aller menschlichen Gesellschaft. Außer dem Hause sah man ihn nirgend als in Krankenstuben und am Leichenbett. Niemand wußte worin sein Vermögen bestehe, wie sein Haus inwendig beschaffen sey, wie er lebe. Anfänglich, als er sich in der Gegend niederließ, hatte er ein altes abgelebtes Mütterchen im Hause gehabt, die zuweilen herrauskam, wenn Jemand ans Thor klopfte und nach den Doktor verlangte. Die war längst begraben, und seit der Zeit kam der Doktor, wenn er zu Hause war, immer selbst herrunter, um zu öffnen; war er aber nicht zu Hause, so hätte man eher die Todten aus dem Schlafe pochen können, als eine Antwort von drinnen vernehmen. Daraus schlossen denn die Leute, Mynheer Poots müsse wohl ganz allein in dem Hause wohnen; der alte Filz, hieß es, wolle keinen Diener bezahlen. Also glaubte auch Philipp, mit dem Doktor allein schon fertig werden zu können; er sammelte seinen Athem und sann hin und her über einen doppelten Plan, das Kleinod herauszubekommen und den unverschämten Dieb auf's schärfste zu züchtigen.

Die Hausthür war so fest, daß Philipp keine Möglichkeit vor sich sah sie zu sprengen. Die Nothwendigkeit, sich in Geduld zu fassen, brachte es bald dahin, daß auch sein Zorn ein wenig verrauchte, und er wollte gern zufrieden seyn, wenn er von dem Doktor das Kleinod in der Güte zurückbekäme, ohne Mißhandlung und Gewalt. Also rief er mit lauter Stimme: „Mynheer Poots, ich weiß, Ihr hört mich. Gebt Ihr mir zurück, was Ihr genommen habt, so will ich Euch kein Leides thun; gebt Ihr mir's nicht, so habt Ihr Euch das Aergste zuzuschreiben: mit Eurem Leben müßt Ihr mir's bezahlen, eher weich' ich nicht." — Mynheer Poots vernahm jedes Wort, aber der Geizhals hatte sich längst von seinem Schrecken erholt, und so wie er sich hinter festen Mauern und Thüren in Sicherheit fühlte, konnte er's nicht übers Herz bringen, sich von dem kostbaren Gute zu trennen. Er beschloß also gar nicht zu antworten, die Geduld des Belagerers zu ermüden, und hoffte, sich am Ende leichten Kaufes, etwa durch das Opfer einiger Gulden, die Philipp so nöthig brauchte, des Kleinodes sammt dem künftigen hohen Erlös zu versichern.

Als der junge Vanderdecken sah, daß Jener ihn ins Leere sprechen ließ, fing er laut und heftig an zu schelten und schritt zu den entscheidensten Maßregeln. Nicht weit vom Hause war trockenes Heu und Stroh in Haufen aufgeschüttet, und seitwärts an der Mauer war eine Schicht Brennholz aufgefahren. Mehr brauchte es nicht um das Haus anzuzünden; bekäme er das Geraubte nicht wieder, so sollte doch der Räuber in den Flammen umkommen. Auf seinen Armen brachte er das Heu und Stroh vor die Hausthür geschleppt, und oben darauf legte er Reisig und Holzscheite, bis die Thür ganz davon zugedeckt war. Er griff zu Stein, Stahl und Schwamm, drei Dinge, ohne welche ein Holländer nie ausgeht, und es dauerte nicht lange, so stand die ganze Schicht in hellen Flammen; das Feuer knisterte, und der Rauch wirbelte über das Dach hinauf. Das schwere Holzthor fing an zu glimmen, zu knacken, und schon leckte die Flamme an den alten Bohlen; Philipp schrie vor Freude auf, daß seine Rache ihm so wohl gelang. „Heda", schrie er, „Du spitzbübischer Leichenbestehler, Du jämmerlicher, knauseriger Dieb! Du sollst mich kennen lernen. Bleibst Du innen, so verbrennst Du, kommst Du heraus, so erwürg' ich Dich. Habt Ihr's gehört, Mynheer Poots?"

Auf Philipp's Ruf öffnete sich ein Fenster am äußersten Ende des Oberstockes. „Ah, jetzt kommt Ihr, Mynheer, jetzt wollt ihr schön bitten —;" mehr sprach Philipp nicht, mit offenem Munde blieb er stehen, als sähe er eine überirdische Erscheinung. Denn anstatt des häßlichen, kleinen, verschrumpften Geizhalses — wer sah zum Fenster hinaus? Ein Mädchen, so reizend und lieblich wie je die Natur eins geformt; ein engel, gleiches Geschöpf, vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahr alt und gar nicht erschrocken über die drohende Gefahr, sondern ganz gelassen und muthig. Das lange schwarze Haar wand sich ihr in Zöpfen uud Flechten um das schön geformte Haupt; ihre großen, tiefdunklen Augen blickten voll Sanftmuth; das anmuthige Oval ihres Gesichtes, die Wange mit seinen Grübchen, der kleine Mund mit den schmalen gewölbten purpurvollen Lippen, die Nase stolz und gerade, die Stirn glänzend weiß und hoch — Reizenderes konnte man nicht sehen. Ein solches Gesicht haben je zuweilen die brühmtesten Maler, in den glücklichsten Momenten der Begeisterung, auf die Leinwand geworfen, als das Antlitz einer schönen und frommen Heiligen. Und wie die Flamme zu ihren Füßen aufflackerte und der Rauch, vom Winde seitswärts getrieben, in dicken Säulen an ihrem Fenster vorüberzog, konnte sie wohl an das Bild einer Märtyrerinn als alten Zeiten gemahnen, so ruhig, so freundlich schaute sie dahin. „Was wollt Ihr mit Eurem Stürmen, Ihr gewaltthätiger junger Mann? Was haben Euch die Bewohner dieses Hauses gethan, daß Ihr sie umbringen wollt?" Sie sprach's in würdigem, gebieterischem Tone; Philipp sah sie starr an und fand keine Antwort. Der erste Gedanke, der in ihm erwachte, war das Entsetzen darüber, wie leicht er dieses liebliche Wesen in seiner Rache hätte verderben können, sein zweiter die wachsende Gefahr. Er ergriff eines von den mächtigen Holzscheiten die er herbeigeschleppt hatte, fuhr damit in das brennende Stroh und Reisig und störte es mit Macht aus einander, daß der Wind die Funken und Flocken weit über das Feld trug; er ruhete nicht eher, als bis die Thür frei war. Noch schwählten und glimmten die dicken Eichenbohlen, doch hatte das Feuer sie nur an der Oberfläche ergriffen und Philipp warf so lange mit Erdschollen auf die entzündeten Stellen, bis Alles verkohlt war und nur ein schwacher unschädlicher Dampf aus dem erhitzten Holze aufstieg. Während Philipp mit solcher Anstrengung am Löschen des Feuers arbeitete, hatte das Mädchen ihm von oben schweigend und mit The lnahme zugesehen. „Nun ist's gelöscht, edle Jungfrau," rief er hinauf; „es ist Alles sicher, Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich ein so kostbares Leben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MARSCHALL SOULT.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Gefahr gesetzt habe. Aber ich dachte, mich nur an dem Mynheer Poots zu rächen." — „Was hat Euch denn Mynheer Poots gethan," fragte sie mit großer Ruhe, daß ihr ihn so grausam verbrennen wolltet?" — „Was er mir gethan hat? In mein Haus ist er gekommen, eine Leiche hat er beraubt, eine unschätzbare Reliquie hat er von meiner todten Mutter weggenommen." — „Eine Leiche beraubt, nein doch, das hat er gewiß nicht gethan. Junger Mann, Ihr thut ihm Unrecht." — „Ich sag' Euch, edle Jungfrau, er hat's gethan; und seht Ihr, die Reliquie muß ich wieder haben, durchaus wieder haben. Um meiner Seele willen! Wenn Ihr wüßtet, wie viel mir daran gelegen ist." — „Geduldet ein Weilchen, junger Herr," rief sie herrunter, „ich will bald wiederkommen."

Einige Minuten stand Philipp wartend voll Entzücken und Bewunderung. Wie kam ein so holdes Geschöpf zu Mynheer Poots ins Haus? Wer möchte sie sein? Während er dies in tiefem Sinnen überlegte, rief ihn von oben schon wieder die silberhelle Stimme der Schönen, von der er träumte; sie lehnte zum Fenster hinaus und hielt das ersehnte Kleinod am schwarzen Bande in der Hand. „Da habt Ihr, was Ihr verlangt, junger Herr," sprach sie in gütigem Tone; „es thut mir herzlich Leid, daß mein Vater Euch solch Unrecht und Verdruß angethan hat; nehmt es" — und bei diesen Worten ließ sie's vom Fenster herab zu Boden fallen — „und nun könnt Ihr gehen." Aber Philipp ging nicht; er vergaß sogar, die zu seinen Füßen liegende Reliquie aufzuheben. „Euer Vater, Jungfrau, kann das denn Euer Vater sein?" Sie gab keine Antwort und wollte das Fenster schließen: aber Philipp rief von neuem hinauf: „Bleibt noch eine Weile, edle Jungfrau, noch einen einzigen Augenblick, daß ich Euch für meinen wilden und thörichten Streich um Verzeihung bitte. Bei dieser heiligen Reliquie schwör' ich Euch, — er hob sie vom Boden auf und führte sie an die Lippen, — hätt' ich gewußt, daß eine andere, unschuldige Person in dem Hause wohnte, ich hätt' es nimmermehr gethan, und jetzt freut es mich über die Maßen, daß kein Unglück geschehen ist. Noch ist aber nicht alle Gefahr zu Ende; Ihr müßt das Thor aufsperren, und die Bretter die inwendig noch glühen, sorgfältig löschen, sonst kann es Euch doch das Haus anzünden. Fürchtet nicht, daß ich Eurem Vater ein Uebeles thue, und hätte er sich tausendmal ärger an mir versündigt, um Euretwillen wäre jedes Haar an seinem Haupte vor mir sicher. Sagt ihm das, er kennt mich, er weiß, wie ich Wort halte. Also edle Jungfrau, laßt mich erst den Schaden völlig wieder gut machen, dann will ich gehen." — „Nein, nein, trau ihm nicht," so hörte Philipp des Doktors Stimme kreischen, der oben in der Stube versteckt lag. Die Tochter erwiederte: Ja doch, Vater, wir wollen ihm trauen. Seine Hülfe thut uns auch Noth; ich bin ein schwaches Mädchen, Ihr seid ein alter Mann, wie könnten wir die Arbeit verrichten? — Machen wir das Thor auf und lassen wir ihn löschen, damit wir ruhig schlafen können." Und sie wendete sich zu Philipp herunter mit den Worten: „Mein Vater wird aufschließen, junger Herr, und ich danke Euch herzlich für diesen freundlichen Dienst; ich baue auf Euer Wort." — „Niemand kann mir nachsagen, Jungfrau," erwiederte Philipp, „daß ich je mein Wort gebrochen hätte; aber laßt Euren Vater sich eilen, denn ich sehe, die Flamme bricht wieder aus."

Mynheer Poots öffnete die Thür unter Zittern und Angst und lief eiligst wieder die Treppe hinauf. Es zeigte sich, wie recht Philipp mit seiner Warnung gehabt hatte. Manchen Eimer Wasser mußte er herbeischleppen, bis die Gluth völlig gedämpft war. Der Vater und die Tochter blieben oben, sie ließen sich während der ganzen Löscharbeit nicht blicken. Als Alles in Sicherheit war, schloß Philipp die Thür und sah zum Abschied noch einmal an die Fenster hinauf. Eines wurde geöffnet, das schöne Mädchen sah heraus, und Philipp meldete ihr mit höflichen und respectvollen Ausdrücken, daß alle Gefahr vorüber sey. „Ich dank Euch vieltausendmal," sprach sie, „Euer Benehmen ist zwar unbesonnen gewesen, hernach aber ehrlich und verständig. Geht mit Gott!"— „Und Ihr, Jungfrau, sagt Eurem Vater, daß ich ihm keinen Zorn mehr nachtrage, und daß ich in etlichen Tagen herkommen will, ihm geben, was er zu fordern hat." Das Fenster schloß sich, und Philipp, aufgeregter, als da er am Morgen hergekommen, aber von Empfindungen ganz anderer Art, sah noch eine Minute hinauf und wendete den Schritt zu seiner Wohnung zurück.

Der Deserteur und der Trommler.

(Eine Erzählung aus dem französischen Soldatenleben in Afrika.)

An einem jener glühend heißen Tage, die so häufig in Afrika einen ungesunden Contrast mit der eisigen Frische der gewöhnlichen Nächte bilden, zog ein feurig glühender Dunst, eine Art von langem Schleier von den Höhen von Gurayah bis zu den Schiffen hin, die sich im Hafen von Budschia wiegten, und umgab die Stadt mit einem röthlichen Schimmer, wobei die Besucher des Platzes Fuka des Vergnügens, ihre Blicke an dem Panorama der Ebene zu weiden, beraubt wurden.

Trotz dessen aber verrichteten unsere in verschiedenen Haufen vertheilten Arbeiter freudig ihr Geschäft. Die einen hieben in einen beinahe senkrechten Felsen den Weg zum Fort, und verschafften somit den Neugierigen, die künftig die berühmte Capelle, die Succursale Mekka's, besuchen wollen, ein Mittel bequem zu Wagen bis in die Wolken hinanzusteigen; andere räumten Ruinen aus, befreiten den Boden von Wucherpflanzen, die sich im Schutt hin verbreitet, und fanden unter der dreifachen Schichte von Jahrhunderten die römischen Cisternen auf, die der Zahn der Zeit verschont hatte; wieder andere bildeten vom Ufer bis an das obere Lager eine lange Kette, und trugen auf ihren Schultern die Abtheilungen eines Blockhauses, das innerhalb zwei Stunden fertig dastehen sollte; noch andere endlich begannen, als die ersten Vollzieher eines großen Plans, am Fuße des mit Schießscharten versehenen Hauses die große Straße, die einst in gerader Linie bis zu den Thoren Algier's führen wird. Alle diese, sowohl Soldaten als Vorgesetzte, arbeiteten, beseelt von dem gleichen Wunsch und dem gleichen Eifer, daran, die Macht der alten numidischen Stadt wieder herzustellen, und ihr den schönsten Schmuck, den sie je getragen, einen französischen Schmuck, zu verleihen . . . . .

Inmitten dieser thätigen und eifrigen Menschenmassen nährte ein Mann, während er sich von den Uebrigen absonderte, im Geheimen einen unedlen Entschluß. Dieser Mann allein konnte nicht begreifen, wie heilig für einen Soldaten der Glaube an seine Fahne ist, und in seinem Herzen, wenn er eins hatte, wohnte offenbar nichts als bedeutende Thorheit oder schändliche Entwürdigung . . . . . Unter dem Vorwand, er habe an die äußere Redoute der Ebene eine Meldung zu überbringen, verließ er durch das Thor der Casauba die Stadt und gelangte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ohne Schwierigkeit durch das Lager der Reiterei und die Wache der Zuaven. Bei dem äußersten Vorposten angekommen, hielt er einen Augenblick, gleichsam um zu überlegen, was jedoch nicht lange dauerte; er warf einen letzten Blick, ohne Zweifel einen Angstblick, auf seine Cameraden zurück, die mit dem Gewehr im Arm Wache hielten, und ging über die Linie hinaus. Der Unglückliche! im vollen Lauf eilte er einem Beduinen-Dorfe zu. Sobald man seine Absicht erkannte, gab die Wache vom großen Blockhause Feuer auf ihn; zwanzig Kugeln pfiffen ihm um die Ohren, aber keine traf ihn; er lief fortwährend, und bald sah man ihn nicht mehr.

Was hatte ihn nun wohl zu dieser Flucht vermocht? Niemand wußte es. Welchen Zweck konnte der Ueberläufer dabei vor Augen haben? Eigentlich wußte er dies vielleicht selbst nicht. Dennoch desertirte er bei hellem Tag im Angesicht des ganzen Lagers. Dieser Mann, dessen Namen man wohl nennen kann, denn der Name der Schändlichen soll stets an den Pranger der Oeffentlichkeit geheftet werden, dieser Mann war der Corporal Chapet.

Das Verschwinden des Corporals erregte im Lager große Bewegung; Abends unterhielt man sich in den Zelten und in den Barracken von nichts Anderem; allgemein war der Unwille und die Verwünschungen, die man dem Flüchtling nachsendete, waren schrecklich. Man hatte in Afrika wohl schon einige Eingeborne gesehen, die unter unsern Fahnen dienten, ihr rohes und starrsinniges Wesen nicht in unsere Gebräuche zu fügen wußten, und heimlich das Lager wieder verließen, um in den Bergen ihr unabhängiges und wildes Leben wieder zu beginnen, allein dießmal war ein Franzose zum Feind übergegangen; es gab in der Sprache unserer Soldaten keinen Ausdruck, der kräftig genug war, die durch die Frechheit eines solchen Abfalls erregten Gefühle auszudrucken.

Am folgenden Tage tummelten sich ein Dutzend Araber zwischen den großen Bäumen und den Gebüschen, die sich in Menge hier befinden, vor unsern Vorwachen herum, und feuerten einige Schüsse, jedoch ohne Wirkung, ab. Nach dieser Art von Uebung, die bei ihnen übrigens sehr gewöhnlich ist, versammelten sich die Beduinen auf dem Hügel bei der alten Mühle zur Stunde ihres Gebetes oder ihres Mittagmahles. Auf der Spitze des Berges stehend, unterschied man sie deutlich, man konnte sie zählen, und unter ihnen gewahrte man, zur Hälfte unter einem weißen Burnus versteckt, das rothe Beinkleid des Deserteurs. Mit Hülfe eines Fernglases erkannte man den Corporal selbst, man sah sogar, wie er sein Gewehr anschlug und gegen das Blockhaus feuerte. Sogleich wurden einige Geschütze gegen die Mühle gerichtet, wovon eines, von einem alten Artilleristen gerichtet, einen Haufen Eingeborner niederwarf, unglücklicher Weise aber blieb der Deserteur verschont, und man sah ihn noch immer aufrecht, sein langes Gewehr zum letztenmal abfeuern, und dann mit seinen neuen Gefährten den Weg nach den Wohnungen des Stammes einschlagen.

Es lag in diesem Ereigniß etwas so Sonderbares, daß jeder sich fragte, warum die Kabylen, die bisher immer alle einzelnen Menschen, die sie ergreifen konnten, enthauptet hatten, und die sogar immer auf Mittel sannen, dieselben neue Qualen erdulden zu lassen, warum diese im gegenwärtigen Fall einen Christen, den sie in ihrer Gewalt hatten, und bei welchem sie gewiß den Wunsch hegten, ihn nach ihrem Geschmack zu quälen, leben ließen. Jedenfalls mußte, um sie zu einer großen Milde zu stimmen, ihr Scheikh großen Werth auf den Gefangenen legen und die Hoffnung haben, denselben an den ihn zurückfordernden General um eine hohe Summe zu verkaufen. Dieser Meinung gab man sich hin, auch schien diese Annahme ziemlich richtig, indem die Kabylen als die Auslieferung des Ueberläufers gefordert wurde, einen übermäßigen Preis verlangt haben sollen.

Indessen sah man den Corporal nicht mehr, und fing an zu glauben, es habe ihn wohl irgend ein Beduine im Geheimen ermordet, als eines Morgens ein Zettel von seiner Hand, der in der Nacht an einen Absteckpfahl der großen Redoute gegenüber befestigt ward, von einer Patrouille gefunden wurde. In diesem an einen Soldaten gerichteten Zettel wurde diesem eifrigst zugesprochen, zu desertiren. „Ich bin glücklich, sagte Chapet unter Anderem, man hat mir ein Pferd, eine Hütte und ein Weib gegeben.“

In einem der Bataillone des Expeditionscorps von Budschia diente ein Trommler, ein junger Mensch von sorglosem und abenteuerlichem Gemüth, der, als er den Inhalt des Zettels vernahm, zu sich selbst sagte: „ich möchte nur wissen, ob er nicht lügt, dieser Beduine!“ Lebhaft erfüllt von dem Gedanken, das Pferd und die Frau des Deserteurs selbst in Augenschein zu nehmen, meldete er sich um die Erlaubniß auch zum Feinde überzugehen, aber natürlich nur aus Liebhaberei... Er wußte wohl, welch ein gewagtes Spiel dies war, auch sagte man ihm dies, allein er ließ sich dadurch nicht zurückhalten; er wettete, daß er wieder zurückkommen werde, und trat seinen Weg rasch, munter und froh, mit stolzem Gesichte, voller Flasche und die Pfeife im Mund an.

Eine ganze Woche lang hörte man weder von dem Trommler noch von dem Corporal ein Wort; hundert Ferngläser, die von Morgens bis Abends nach der Ebene gerichtet waren, verschaften den Neugierigen auch nicht die geringste Nachweisung. Die Beduinen feuerten fortwährend auf unsere Vorposten; es war dies eine unschuldige Zerstreuung, die man ihnen wohl gestatten konnte, und sie thaten hinreichend, was eines unserer Sprüchwörter sagt: kleines Gewehrfeuer unterhält den Krieg. Fortwährend versammelten sich die Burnus auf der Anhöhe bei der Mühle, man sah sie hin und wieder gehen, allein man bemerkte unter ihnen keine Grapphosen mehr, und schon ward man über das Schicksal des muthigen Trommlers nicht ohne Grund mit Besorgniß erfüllt.

Eines Tages erschienen die Araber zahlreicher als gewöhnlich; Feuer, welche Nachts auf allen Bergen angezündet waren, hatten die entfernten Stämme zum Kampfe herbeigerufen, und einzelne Reiter, die weißer waren, als die übrigen, sprengten im Galopp an der Plänklerlinie hin, die in den Gebüschen niedergekauert waren. Die Beduinen begannen ein ziemlich lebhaftes Gewehrfeuer, und ziemlich regelmäßiges Pfeifen der Kugeln begann um die Köpfe unserer Soldaten, aber einige Haubizen und Pelotonfeuer beantworteten den Angriff der Eingebornen so richtig, auch machte eine einzige Truppenbewegung ihre Plane so sehr zu nichte, daß sie sich gegen den Marabut wendeten, in Erwartung einer bessern Gelegenheit; auch ihre Reiter zogen sich eilig vor der Fronte der Fußgänger zurück, die sich hinter sie auf die Pferde setzten und mit ihnen flohen. Einige blieben noch zürück, die Schüsse aber wurden selten, und wie gewöhnlich beantworteten bloß unsere Vorposten dieselben noch.

Auf einmal wandten einige gleichzeitige Schüsse die Aufmerksamkeit im großen Blockhause nach der Seite des Meeres hin. Alle noch im Hinterhalte gelegenen Beduinen eilten im Laufe dahin, vor ihnen aber kam ein anderer Beduine auf uns

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu, er lief, so schnell seine Beine in dem Gesträuch es vermochten, und hielt ein abgerissenes Stück seines Burnus als Zeichen der Freundschaft in die Luft. Nach einigen abermaligen Schüssen sah man ihn fallen und glaubte ihn verwundet; man wollte schon zu ihm hingehen, als man ihn in geringer Entfernung aufrecht stehen sah; der Unglückliche war, um zu vermeiden, daß der französische Posten auf ihn schösse, gekrochen; nun aber rief und hüpfte er, und alle seine Cameraden erkannten ihn . . . Es war der Trommler, der athemlos und blutend von seinem Ausfluge zurückkam.

Man drückte ihm die Hände und überhäufte ihn anfangs mit Fragen, allein ein bedachtsamerer Freund eilte davon, um Wasser und Branntwein zu holen. „Nimm zuerst Branntwein, sprach er, denn man muß immer zuerst den Muth befeuchten, ehe man die Wunden befeuchtet."

Nachdem die doppelte Waschung vor sich gegangen war, machte sich die Neugierde Luft. Die Umstehenden bildeten einen Kreis. Was ist es mit den Beduinen, frugen sie durcheinander; und mit Chapet? . . . Wie verhält es sich mit der Beschneidung? . . . Und die Maurinnen . . . Alle diese zu gleicher Zeit gestellten Fragen betäubten den Trommler, der nicht wußte, wem er antworten sollte, und der es auch kaum konnte, indem er vor Anstrengung noch nicht recht zu Athem gekommen und vor Freude beinahe stumm war . . .

Einige Stunden später jedoch wußte man zu Budschia alle Begebenheiten seiner achttägigen Abwesenheit, und beinahe alle diese Episoden lieferten in Betreff des Lebens unter den Eingebornen interessante Aufklärungen.

„Was den Corporal betrifft, sagte der Trommler, so hat er uns einen Bären aufgebunden; er hat so wenig ein Pferd und ein Weib, als ich in meinem Auge; er bekömmt mehr Schläge als zu essen, was ich aus eigner Erfahrung sagen kann, denn ich habe selbst meinen Theil bekommen. In den nächsten Tagen werden sie ihn nach Constantine schicken, und wenn man unterwegs keine Halsoperation mit ihm vornimmt, so darf er sich bei meiner Ehre gratuliren . . ."

Der Trommler wurde wegen seines Muthes und seiner Erzählungen von allen Seiten mit Glückwünschen überhäuft und aufs Beste gepflegt; an den Tischen der Officiere, wohin er eingeladen wurde, in der Soldatenschenke, wo ihm der Ehrenplatz eingeräumt ward, des Tages bei der Arbeit, Abends im Zelt, erzählte er, mit welcher Rohheit die Beduinen ihn aufgenommen, wie sie ihn gezwungen, ihnen in den Kampf zu folgen, wobei sie ihm mit dem Tode drohten, wenn er einen schiefen Tritt machen würde, vor Allem aber setzte er auseinander, wie viel List er habe anwenden müssen, um sich von ihnen zu entfernen, und den stets auf ihn gerichteten Flintenröhren zu entkommen.

Revue africaine.

Briefe über Paraguay und den Dr. Francia.

Der Verfasser der Briefe über Paraguay ist ein Kaufmann, der England verließ, um sein Glück in Paraguay zu suchen und der seine Mußestunden rühmlich benutzte, die Sitten und den Charakter der Bewohner dieses interessanten Landes zu studiren. Der Aufenthalt des Verfassers umfaßt eine Periode von zwanzig Jahren und wir haben versucht, seine Mittheilungen in diesem Artikel zu resumiren, wie folgt:

Ich reiste von Rio Janeiro ab, um mich nach Paraguay zu begeben. Dieses Land seufzte damals noch nicht unter dem eisernen Joche Francias; aber schon hatte es sich gegen die spanische Tyrannei aufgelehnt und die Bahn der inneren Zwietracht betreten, die es zu einer passiven Unterwerfung unter die Gesetze seines schrecklichen Dictators führen sollte. Eine Reise durch die Pampas war damals noch keine gewöhnliche Reise: auch konnte ich mich, obgleich mit Handels-Angelegenheiten beschäftigt und den Kopf voll Berechnungen und Entwürfen, eines lebhaften Gefühls des Erstaunens beim Anblick des neuen Schauspiels, das sich meinen Blicken darbot, nicht enthalten.

Die Pampas sind mit Niederlassungen übersäet, die den Estanceros, Eigenthümern von Vieh gehören. Estancia's, deren Umfang zwischen 500 bis 2000 Acres wechselt, sind mit unzähligen Heerden Hornvieh und wilden Pferden bedeckt: da und dort entdeckt das Auge, mitten in diesen weiten Ebenen, ein kleines schlechtgebautes Häuschen. Das ist die Wohnung des Eigenthümers unermeßlicher Heerden, die in der Ebene weiden: ein Feldbett, einige Stühle, ein schwankender Tisch und, an den Mauern hängend, Sättel und Zäume, mit allen zur Erziehung des Viehes nöthigen Werkzeugen, daraus besteht das Mobiliar. Einige dieser, etwas reicheren, Wohnungen sind mit kleinen Spiegeln geschmückt: man trinkt da aus silbernen Bechern und am Ende der Mahlzeit ladet man euch ein, die Hände in einem silbernen Becken zu waschen; die Einladung ist nicht zu verachten, da man weder Gabeln noch Messer bekommt. Die Männer dieser Gegenden haben ein männliches Gesicht; ihre wohlgeformten Glieder zeugen von Kraft; sie erinnern ein wenig an den Arriero oder spanischen Maulthiertreiber, ihre Kleider sind von hellen Farben und die Knöpfe der Weste von Silber; ihre großen, schwarzen Augen sprühen Feuer, ihre Zähne sind weiß, wie Elfenbein, und ein Lächeln der Selbstzufriedenheit schwebt fortwährend auf ihren Lippen.

Eines Abends, nach der Stunde der Sieste, hatte ich mich an die Thür Aldaos, meines Wirthes, gesetzt, um frische Luft einzuathmen. Hinsichtlich der Sitten war ich schon fast ein santa fecino geworden; ich hatte meine Jacke abgelegt, um bequemer zu sein, und koste vertraulich mit Aldao und seiner Familie, als wir einen schönen Greis auf uns zukommen sahen, der mit der größten Geschicklichkeit ein wildes Pferd handhabte. — Holla! rief mein Wirth, da ist der Oheim Candiote.

Dieser Candiote, Fürst der Gauchos genannt, war Herr von einem Gebiet von dreihundert Quadrat-Stunden, Eigenthümer von zweimalhunderttundfunfzigtausend Stück Rindvieh, Herr von dreimalhunderttausend Pferden und Maulthieren und besaß in seinen Geldkisten mehr als eine halbe Million Piaster die von Peru in Goldbarren eingeführt waren. Es würde schwer seyn, sich einen edleren Kopf eines Greises, der mehr Würde athmete, vorzustellen: sein Mund war klein, seine Nase griechisch, seine Stirn hoch und frei; sein Haupt war mit Silberhaaren bedeckt, die in Locken auf seine Schultern niederfielen; er hatte blaue, aber dabei durchdringende Augen. Was den Ausdruck seiner Züge betrifft, so hätte man ihn für einen der Patriarchen des Alterthums halten können, wovon uns die Maler das Musterbild hinterlassen haben. Sein Costume, nach der Mode des Landes, war prächtig: sein Pancho, in Peru fabricirt und auf weißem Grunde gestickt, war von dem reichsten Stoffe; darunter bedeckte eine Weste ein Gilet von weißer Seide, gestickt, wie der Pancho, und mit kleinen goldenen Knöpfen geziert, deren jeder durch eine goldene Kette an der Weste befestigt war. Er trug keine Halsbinde; sein Hemd von Percale war am Halse und auf der Brust gestickt; seine Beinkleider von schwarzem Sammet standen am Knie offen; sie waren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wie das Gilet, mit goldenen Knöpfen besetzt, welche gleichfalls kleine goldene Ketten hielten. Vom Knie aus lief ein Stoff, weiß wie Schnee, welcher das Bein in tausend Falten umgab, und an der Wade aufhörte, um ein Paar, in Peru fabricirte, schwarze wollene Strümpfe zu zeigen. Die Stiefeln lagen am Fuße so an, wie ein französischer Handschuh sich an die Hand schmiegt; sie hatten die Form von Halbstiefeln, an welchen ein paar Sporen von polirtem Silber befestigt waren; ein breiter peruanischer Strohhut, um welchen ein schwarzes Band geschlungen war, und ein reicher seidener Gürtel, an welchem ein großes Messer mit silbernem Griffe in einer Scheide von Maroquin hing, vollendeten das Costume.

Nach den Begrüßungen der Familie wurde ich dem Senhor Condiote vorgestellt und ich bezeugte ihm alle die Achtung, die ich einer so hohen Person schuldig zu sein glaubte; seine Manieren waren sehr fein; er empfing mich mit entgegenkommender Freundlichkeit und mit edler Einfachheit: man hätte sagen mögen, daß er zu erhaben in seiner eignen Sphäre sey um Nebenbuhler zu fürchten, zu unabhängig, um sich zu Höflichkeiten aus persönlichem Interesse herabzulassen, zu unbefangen und offen, um zu heucheln. Auf seinem Pferde sitzend plauderte er vertraulich mit seinen Umgebungen; von Zeit zu Zeit, zündete er seine Cigarre an, indem er Feuer anschlug und dazu den Schwamm aus einer silberverzierten Büchse von polirtem Horn zog, die durch eine goldene Kette an seiner Weste hing.

Seine Manieren gefielen mir und es hatte einen gewissen Reiz für mich, ihn plaudern zu hören. Ich hatte übrigens einen der größten Charaktere der Epoche vor Augen, oder mindestens einen der Männer, welche dem Lande die größten Dienste erwiesen haben, denn ihm, dem Candiote, verdankt Santa-Fé den blühenden Zustand seines Ackerbaues: seine Estancias erstreckten sich über die ganze Fläche der Pampas und jede derselben besaß unzählige Viehheerden. Er glich übrigens den Patriarchen auch noch in einer andern Beziehung: er hatte eine Nachkommenschaft, die, mit Ausnahme einer Tochter, nur aus natürlichen Kindern bestand; aber in einer Gegend wie die der Pampas, wo die Bevölkernng nicht bedeutend ist, wird eine zahlreiche Familie eine große Quelle von Reichthümern; niemand fragt indiscret nach der Legitimität oder Illegitimität der Geburt; und vielleicht verdankt Candiote seiner zahlreichen Familie fast eben so sehr als seiner Sorgfalt und persönlichen Thätigkeit sein unermeßliches Vermögen.

Als ich weiter im Lande vorwärts kam, bemerkte ich, daß ich eine Gegend betrat, die von der sehr verschieden ist, welche Buenos-Ayres von Santa-Fé trennt. Da war eine flache und eintönige Ebene, bedeckt mit acht Fuß hohen Disteln, die kaum für ein Pferd den Durchgang lassen. Die Gegend, in welche ich kam, war dagegen mit kleinen Hügeln bedeckt, deren Thäler, von klaren Bächen benetzt, eine üppige Vegetation darboten. In einigen Theilen füllten ungeheuere Wälder von Algarroben die Luft mit angenehmer Kühlung. Ich fand da bedeutendere Heerden, schönere Pferde auf dem westlichen Ufer des Parana: das Land bietet noch kein Zeichen der Industrie dar, die Wohnungen sind sparsam gesäet und ihre halbnackten Bewohner scheinen noch ganz im Zustande der Wildheit zu leben; aber es ist leicht vorauszusehen, daß in Kurzem die Industrie diese noch jetzt verlassenen Orte beleben, und daß man bald zahlreiche Dörfer und große Städte sich erheben sehen wird. Was mich betrifft, so mußte ich, als ich diese unermeßliche Fläche unbebauten Landes sah, bei mir selbst über die Theorieen der Oekonomisten aus der Schule von Malthus lächeln, welche glauben, daß die Vorsehung den Menschen nicht hinreichende Mittel der Subsistenz gegeben habe und daß, in einer bestimmten Zeit, sie genöthigt seyn würden, ein regelmäßiges System der Ausrottung anzunehmen, damit das Menschengeschlecht fortbestehen und sich erhalten könne.

Auf der Seite des Parana findet man eine Reihefolge der reizendsten Aussichtspunkte. Nirgends sind die beiden Ufer zugleich zu sehen; Inseln von allen Formen und allen Größen liegen zwischen dem Reisenden und dem Ufer. Diese Inseln folgen sich ohne Unterbrechung längs des Flusses und liegen meistens parallel mit einander, die mehrsten in Form langer Bänder, so daß man es eine fortlaufende Barriere von Inseln und Inselchen nennen möchte. Der Hauptstrom des Flusses wendet sich bald zur Rechten, bald zur Linken zwischen immer grünenden Ufern. Die Bäume, welche diese Gruppen von Inseln decken, sind klein, aber sie bleiben das ganze Jahr grün; sie sind vermischt mit einer Menge blühender Gesträuche, wilder Blumen und Schlingpflanzen, die sich bis zum Gipfel der Bäume ranken und sie mit ihren vielfarbigen Zweigen umgeben. Die meisten dieser herrlichen Inseln liegen mit dem Wasser horizontal und sind folglich, bei dem periodischen Steigen des Flusses, Ueberschwemmungen ausgesetzt. Dieser Umstand, der sie für den Menschen unbewohnbar macht, hindert doch nicht, daß sie der Zufluchtsort aller Gattungen von Reptilien, Vögeln und wilden Thieren sind, die im Lande leben. Der Yaguar (oder Unze), der Cuguar (oder Puma, zuweilen der Löwe von Amerika genannt), der Caiman, eine große Anzahl Affen, Eichhörnchen und eine unendliche Menge kleiner Thiere, so wie die mannigfaltigsten Vögel, bewohnen diese Inseln und zeigen sich gewöhnlich furchtlos dem Blicke der Vorüberfahrenden. Bisweilen, wenn der Parana plötzlich steigt, lösen sich bedeutende Theile der Inseln ab und schwimmen längs des Flusses fort. Die Verflechtung, welche die Wurzeln der Vegetabilien bilden, die da wachsen, verhindern sie, sich zu zerstückeln, und man sieht diese Camelottes (das ist der Name, den man ihnen im Lande giebt) mehrere Meilen weit, dem Strome abwärts folgen. Die Thiere, die sich im Augenblicke der Katastrophe darauf befinden, schwimmen mit dem Boden, der ihnen zur Zuflucht diente, fort und der Schrecken macht sie gewöhnlich unbeweglich. Man erzählt, daß ein Camelotte, so wie ich sie eben beschrieben, vor einigen Jahren, drei Yaguars bis nach Monte-Video trieb; sie kamen bei Tagesanbruch in die Stadt. Ein Liqueurhändler, der seinen Laden sehr früh aufgemacht hatte, hatte sich, im Begriff, seine Waaren zu ordnen und aufzustellen, hinter seinem Schreibtisch gebückt. Als er aufstand, sah er einen der Yaguars vor sich, der sich mit einem Sprunge auf ihn warf. Ich weiß nicht, ob der Mann starb, aber ich weiß, daß viele Personen verwundet wurden, bevor es gelang, diese drei Thiere zu tödten.

Ich kam in Assumpcion (Assomtion) an; da wurde ich verdächtig: man beschuldigte mich, einen zu großartigen, ausgebreiteten Handel treiben und so ein Monopol gründen zu wollen, das die Kaufleute des Landes ruiniren würde. Meine Waaren und ich wurden unter die Aufsicht der hohen Polizei gestellt, und es bedurfte langer Auseinandersetzungen, um zu beweisen, daß meine Absichten friedlich seyen. Das war übrigens der einzige willkührliche Act, worüber ich mich, während meines langen Aufenthaltens in Paraguay, zu beklagen hatte und ich muß hinzufügen, daß, während der ganzen Dauer der Revolution und der Unruhen, die so viele Bewohner von Süd-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Amerika zu Grunde richteten, meine Landsleute und ihr Eigenthum respectirt wurden. Welchen Ursachen ich diesen Vorzug zuschreiben soll, weiß ich nicht; gewiß ist aber, daß die Engländer in Paraguay in großem Ansehen stehen. Die ein wenig rohen Manieren, die Grundsätze von John Bull sagen dem Bewohner dieser Gegenden zu; er sucht eifrig seine Freundschaft; aber man muß auch gestehen, daß die Engländer niemals einen unmittelbaren Antheil an den Discussionen des Landes genommen und sich mindestens nur hineingemischt haben, um den Chefs aller Parteien, wenn ihre Personen in Gefahr waren, ohne Unterschied eine Zuflucht zu gewähren. John Bull ist überdies schon seit langer Zeit im Lande; er ist der Zahl nach den anderen Fremden überlegen; sein Handel ist ausgedehnter und vortheilhafter. Er ist redlich in seinen Verträgen, und viele Engländer haben eingeborene Frauen geheirathet.

Ich konnte nicht verkennen, wie sehr der Bewohner von Paraguay die Neigungen und den Geschmack des Volkes beibehalten hat, von welchem er abstammt. Man glaubt sich oft in Spanien: es sind dieselben Leidenschaften, dieselbe Anlage zur Galanterie. Ich selbst wurde der Held einer kleinen Geschichte, welche, obgleich einerseits lächerlich, doch nicht minder charakteristisch ist.

Ich suchte seit langer Zeit ein Landhaus; einer meiner Freunde, der dies erfahren, beschloß, mich im dem Hause von Dona Juana von Ysquebel einzumiethen, einer guten Matrone von vier und achtzig Jahren, die, trotz ihres hohen Alters, noch wie ein Gambas ritt und dreimal wöchentlich zu Fuße zur Stadt ging. Er wurde mit der alten Dame einig und einige Tage nachher empfing ich von Dona Ysquebel folgenden Brief:

„Mein Gevatter Lacerda sagt mir, daß Sie ein Landhaus suchen. Obgleich das meinige nicht zu den schönsten gehört (was nicht wahr war), so beeile ich mich doch, es Ihnen anzubieten; kommen Sie, es mit mir zu theilen. Ich erwarte Sie und werde keine Entschuldigung annehmen, wenn Sie es nicht anderswo besser finden. Ich habe drei Zimmer zu Ihrer Verfügung und Sie werden bei mir alles finden was Sie bedürfen.

„Juana de Ysquebel."

Zwei Tage darauf war ich bei Dona Juana, in Campo Grande, eingezogen. Das Haus lag mitten in einem kleinen Orangenwäldchen, in einem reizenden Thale, an einem klaren Bach. Man fand in dieser Gegend Wild im Ueberflusse. Ich hatte die besten Pferde und die thätigsten Diener des Hauses zu meiner Verfügung. Die ausgesuchtesten Schüsseln, die schönsten Früchte wurden mir aufgespart, und der Koch steckte keinen Braten an den Spieß, ohne meinen Geschmack zu Rathe gezogen zu haben. Wenn meine Blicke wohlgefällig auf einem schönen Pferde oder schönem Maulthiere verweilten, wenn meinen Lippen ein Wort des Lobes über eine schöne Vase entschlüpften, so bot sie mir meine gute Wirthin augenblicklich auf eine Weise an, die jede Weigerung unmöglich machte.

Trotz des Zutrauens, das mir mein Verdienst einflößte, wußte ich mir doch dieses Wohlwollen gar nicht zu erklären, als einst, nachdem ich der Dona Juana gesagt, wieviel Vergnügen ich an Musik fände, ich am folgenden Tage bemerkte, wie sie sich quälte, einer Guitarre Töne zu entlocken und Romanzen zu singen. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren. Ein schmachtender Blick, den die Sängerin auf mich richtete, offenbarte mir bald die Ursache ihrer Zuvorkommenheiten. Dona Juana hatte sich, trotz ihrer vier und achtzig Jahre, in mich verliebt. „Senhor," rief sie aus, „als sie mich verlegen sah und indem sie sich mit einer stolzen Miene, die ich nicht an ihr kannte, erhob, ich war weit entfernt, eine solche Beleidigung von Ihnen, den ich liebe, zu erwarten und dem ich mein Vermögen und meine Hand anzubieten die Absicht hatte. Senhor, wenn ich Guitarre spielen lerne, wenn ich Ihnen meine ganze Seele, alle meine Gedanken und Gefühle geweiht habe, ist das die Erwiederung, die ich erwarten durfte?" Glücklicherweise trat in diesem Augenblicke ein Diener ins Zimmer. „Verlaß uns," rief sie zornig, „geh!" Ich aber, ein neuer Joseph, eilte, da ich die Thür offen sah, die Flucht zu nehmen und mich in meinem Zimmer zu verschanzen, wo mein erstes Geschäft war, meine Koffer zu packen. Inzwischen konnte ich doch nicht umhin, der Einladung zu folgen, die mir Dona Juana für den folgenden Morgen zusendete. Die arme Frau hatte während der Nacht viel geweint, ihre Augen waren noch ganz roth; sie ließ mich neben sich sezen, nahm mich bei der Hand, seufzte tief und bat mich mit bewegter Stimme bei ihr zu bleiben. „Senhora," antwortete ich ihr, „das würde Ihr Wohlwollen mißbrauchen heißen. Nach dem, was zwischen uns vorgefallen, ist mein längerer Aufenthalt unmöglich; mein Herz kann Ihre Liebe nicht erwiedern; aber nehmen Sie die Versicherung der innigsten Freundschaft eines Mannes an, der nicht aufhören wird, Gebete für Ihr Glück zum Himmel zu senden." Ich nahm von meiner Eroberung ehrfurchtsvoll Abschied und verließ Ihr Landhaus auf der Stelle. —

In Hinsicht auf den Aberglauben hat sich der Bewohner von Paraguay eben so wenig verändert. Er glaubt an den Teufel und an Gespenster, wie in den schönsten Tagen des Mittelalters. Der Einfluß der Geistlichkeit ist unermeßlich. Ich hatte einen gewissen Pater, Namens M'battu, zum Nachbar. Der ehrwürdige Vater hatte des Klosterlebens müde, die Kutte abgelegt, um ein mehr weltliches Leben zu führen; da er aber zugleich seinen Geschmack der Indolenz nicht abgelegt hatte, so litt er bald Mangel an den nöthigen Bedürfnissen. Unter diesen Umständen hatte sich der Pater eine sinnreiche List ausgedacht, wobei er seinen Geschmack nicht aufzugeben brauchte. Jeden Tag, mit der Morgenröthe, ging er auf den Markt, und sammelte da ein. Das ging anfangs recht gut; die Aussicht, in den Himmel zu kommen, indem man dem Pater die besten Bissen und die schönsten Früchte gab, that Wunder; aber eines Tages erschien Se. Ehrwürden bei seinen Lieferanten, begleitet von einem untersetzten Indianer, der auf seinem Kopfe einen großen Korb trug, bestimmt, eine größere Quantität von Eßwaaren zu sammeln; da wurde Lärm auf dem Markte und die unwilligen Geber verweigerten ihren gewöhnlichen Tribut. „Wie, riefen sie aus, wir haben selbst keine Diener, müssen arbeiten um zu leben, und der Pater M'battu kann einen Diener halten, den er auch ernähren muß?" Der Pater mußte zurückkehren, wie er gekommen war. Er erhielt an diesem Tage keine Lebensmittel; aber zu durchdrungen von der Heiligkeit des Berufs, welchem er angehört hatte, um von solchen Schwierigkeiten sich schrecken zu lassen, begab er sich am nächsten Tage von neuem auf den Markt, wieder begleitet von seinem Diener, der, wie Tags zuvor, einen großen Korb trug, während er selbst, außer seinem gewöhnlichen Bettelsack, sich mit einem langen Stock versehen hatte, dessen unteres Ende mit einem spitzigen Nagel beschlagen war. Angekommen auf dem Markte bei seinen Lieferanten, bezeugte er ihnen seine Indignation darüber, daß sie einem Manne von seinem Berufe Fleisch verweigerten; er machte dann mehrere Zeichen des Kreuzes, die er mit kabalistischen Worten begleitete, zog dann einen Zauberkreis und bedrohete jeden mit dem Teufel, der ihm den Tribut verwei-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gern würde. Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor: die Hände öffneten sich, wie durch Zauber: Schildkröten, Früchte, Cigarren, Ochsenfleisch, Licht ꝛc. wurden in den Zauberkreis geworfen und spazierten in den Korb des Indianers. Der Pater ging befriedigt nach Hause; er kam am andern Morgen wieder und nach Verlauf eines Monats waren die Lieferanten an dieses Plünderungs-System gewöhnt, als wenn es immer existirt hätte.

Was dem Einwohner von Paraguay fehlt, das ist die Feinheit in den Sitten, die Spanien so berühmt machte. Seine Vergnügungen sind roher oder doch plumper Art und diese Bemerkung gilt von den reichsten wie von den ärmsten Classen. Ich wohnte einst einem Mittagsmahle bei dem Gouverneur bei: es waren da an vierzig Gäste, unter welchen man die ausgezeichnetsten Männer der Armee, des Richter- und Advocatenstandes und der Kanzel zählte. Mehrere Damen und ihre Töchter, so wie mein alter Freund Candiote und sein Neffe, Aldao, waren gleichfalls eingeladen. Das Diner war reich an Luxus und, trotz des allgemeinen Mangels, der damals herrschte, hatten wir Schüsseln aller Art im Ueberflusse: die Weine waren trefflich; nichts endlich würde dieses Mahl von den aristokratischen Diners von West-End (in London) unterschieden haben, ohne die Freiheit der Sprache, die in der Unterhaltung herrschte. Die Frauen selbst nahmen Antheil an der Conversation und junge und alte redeten mit einer Freiheit, die mehr als einmal meine englischen Ohren verletzte. Merkwürdig genug, daß sich dabei meine Tischgenossen mit der größten Beredsamkeit ausdruckten, wenn sie wollten; einige improvisirten selbst mit großer Leichtigkeit hübsche Verse. Die Toasts wurden mit großer Genauigkeit ausgebracht und erwidert. Zwischen diesen Toasts fand eine Belustigung eigener Art statt: jeder Gast hatte sich mit Pelotitas oder Kügelchen von der Größe einer Erbse bewaffnet und warf sie den andern Gästen an den Kopf. Dieser Scherz dauerte fast eine ganze Stunde und der Boden war bald mit Brodkugeln bedeckt; nach dieser Schlacht erlaubten sich die, wahrscheinlich vom Wein am meisten erhitzten, Gäste Gesten, die man selbst in diesem Lande für nicht anständig zu halten schien; man hörte murren und die Gesellschaft ging in den Saal, wo bis Mitternacht beim Schalle trefflicher Musik getanzt wurde.

Die Zügellosigkeit der Sitten (die aber doch der Verfasser etwas näher hätte bezeichnen sollen, selbst die angeblichen Unarten bei Tische, wovon selbst das Werfen mit Brod mindestens nichts Unmoralisches, wenn auch unter solchen Umständen Unschickliches, ist) war das Vorspiel der Uebel, die Paraguay erwarteten: wie alle Länder, die den höchsten Grad der Demoralisation erreicht haben, sollte Paraguay unter das Joch des unumschränktesten Tyrannen fallen, der nur jemals existirt hat. Eine Junta war errichtet worden, um die Autorität Spaniens zu ersetzen, und die Frage wurde verhandelt, ob die Regierung im Namen Ferdinands VII. geführt werden sollte. Francia, der in seinem Herzen einen tiefen Haß gegen den König nährte, trat in den Saal der Berathungen in dem Moment ein, wo die Discussion am lebhaftesten war; er ging zum Tische, setzte sich an die Seite eines der höchsten Beamten und rief, ein Paar geladene Pistolen vor sich hinlegend: „Das sind die Argumente, die ich gegen die Oberherrschaft Ferdinands VII. mitbringe.“ Dieser energische Act entschied die erste unmittelbare Unabhängigkeits-Erklärung.

Mein erstes Zusammentreffen mit diesem außerordentlichen Menschen fand auf dem Lande statt. Es war einer der Abende, wo der Südwestwind die Atmosphäre gereinigt und erfrischt hat; ich war auf der Jagd in ein einsames Thal gekommen, das eben so sehr durch die pittoreske Lage der Hügel, die es einschlossen, als durch die wechselnden Schönheiten, die seine Tiefe schmückten, überraschte. Plötzlich befand ich mich bei einer Hütte, deren Bau sehr einfach war, aber mir sehr bequem schien. Ein Rebhuhn steigt auf. Ich schieße und der Vogel fällt. Da höre ich eine Stimme hinter mir: „Das war ein guter Schuß.“ Ich kehre mich um und sehe einen Mann von ungefähr funfzig Jahren, schwarz gekleidet, mit einem großen, rothen, über die Schultern geworfenen Mantel. Er hielt in der einen Hand eine Tasse mit Caffee, in der andern eine Cigarre. Ein kleiner Neger mit klugem Gesicht und untergeschlagenen Armen folgte ihm. Die braune Gesichtsfarbe des Fremden, seine lebhaften, forschenden Augen, sein schwarzes, gelocktes Haar, nach hinten gekämmt und die breite, imponirende Stirn freilassend — das alles trug dazu bei, ihm ein zugleich frappantes und würdiges Ansehen zu geben. Ich entschuldigte mich, so nah bei seinem Hause geschossen zu haben; er antwortete mir mit ausgezeichneter Höflichkeit, daß ich nicht nöthig hätte mich zu rechtfertigen: daß sein Haus und dessen Umkreis, so oft ich wünsche mir offen stehe. Dann lud er mich ein, mich in seiner Vorhalle niederzusetzen und mit ihm Caffee und Cigarre zu theilen. Ein Himmels-Globus, ein großes Teleskop und ein Theodolit, die ich unter dem Porticus erblickte, ließen mich sogleich vermuthen, daß ich mich bei dem Doctor Francia befand, denn diese Instrumente stimmten mit dem überein, was ich von dem Geschmacke dieses, schon wegen seiner geheimen Wissenschaften berühmten Mannes gehört hatte.

Meine Vermuthung wurde bald bestätigt: der Doctor Francia nannte mir selbst seinen Namen. „Und Sie,“ fuhr er fort, „sind Sie nicht ein Cavallero ingles?“ Auf meine bejahende Antwort sagte er mir, daß er mir einen Besuch gemacht haben würde, wenn der politische Zustand Paraguays ihm nicht die Pflicht aufgelegt hätte, in der tiefsten Zurückgezogenheit zu leben. Nur auf diese Weise könne er die verläumderischen Auslegungen vermeiden, deren Gegenstand seine unbedeutendsten Handlungen wären.

Hierauf ging er auf das Detail der Beschäftigungen über, die die Freude seiner Mußestunden ausmachten: er führte mich in seine Bibliothek; es war ein abgelegenes Zimmer, das ein einziges, sehr kleines und von dem Dache des Vorplatzes bedecktes Fenster hatte, so daß nur ein schwaches Licht hineindrang, das kaum möglich machte, dabei zu arbeiten. Die Bücher standen in drei Reihen auf Bücherbrettern, die eine ganze Seite des Zimmers einnahmen, und welche ungefähr dreihundert Bände enthielten. Darunter waren unter andern viele große Folio-Bände, juristischen Inhalts, einige andere wissenschaftliche, mehrere aus der französischen und lateinischen Literatur, die Elemente des Euklides und einige Elementar-Abhandlungen über die Algebra. Papiere und Acten waren auf einem großen Tische aufgehäuft; einige in Pergament gebundene Bände lagen aufgeschlagen da; ein kleines Licht, welches dastand, um Cigarren daran anzustecken, gesellte seinen schwachen Schein zu dem, welchen das Fenster durchließ. Eine Tasse von Silber und ein Schreibzeug von demselben Metall figurirten gleichfalls auf diesem Tische. Es war weder Matte noch Teppich auf den gebrannten Steinen, woraus der Fußboden des Zimmer bestand; die Stühle waren von alterthümlicher Form und so schwer, daß man sie nur mit einer gewissen Anstrengung aufheben konnte; sie waren mit alten, von der Zeit geschwärz-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

tem Leder überzogen, und ihre geraden, geschnitzten Lehnen gingen weit über den Kopf der Personen hinaus, die Platz darauf nahmen. Der Boden war übrigens mit zerrissenen Papieren und Umschlägen bedeckt. Ein Krug Wasser stand, in einem Winkel des Zimmers, auf einem dreibeinigen hölzernen Tische: das ganze Pferdegeschirr des Doctors zierte den entgegengesetzten Winkel. Pantoffeln, Stiefeln, Schuhe lagen hier und da herum; die Unordnung, die Verwirrung und die Dunkelheit, die in dem Zimmer herrschten, überraschten um so mehr, als sie mit der friedlichen und pittoresken Lage der Hütte, mit ihrem reinlichen und Ordnung verkündigenden Aeußern unvereinbar erschienen.

Es wäre sicherlich schwer gewesen, in der Unterhaltung Francias irgend eine Spur des blutgierigen Geschmackes oder der unbegreiflichen Launen zu entdecken, die ihm später eine so schreckliche Celebrität erworben haben. Seine Manieren waren einfach, ohne Affectation; er hatte, wie man fast glauben mußte, strenge, aber rechtliche Grundsätze; und es ist mindestens gewiß, daß sein Ruf der Integrität, als Richter und Advocat, nie bestritten worden ist. Zuweilen selbst opferte er die Freundschaft der Liebe zur Gerechtigkeit. Er hatte in Assumpcion einen Freund, Namens Domingo Rodriguez, der sich des Gutes eines gewissen Estanislao Machain, eines persönlichen Feindes von Francia, bemächtigen wollte. Nicht zweifelnd, das der Doktor wie alle seine Collegen gethan haben würden, seine Sache übernehmen werde, kam er zu Francia, setzte ihm seine Sache auseinander und bot ihm eine bedeutende Summe wenn er sich damit befassen wollte. Die Prätentionen von Rodriguez waren ungerecht. Francia wies nicht nur die ihm gemachte Anerbietung zurück, sondern er erklärte auch, daß er, trotz seines Hasses gegen Machain, seine Sache vertheidigen und alles anwenden werde, um ihr den Sieg zu verschaffen. An demselben Abend begab er sich, in seinen Mantel gehüllt, in das Haus seines Feindes. Der Sklave, der ihm die Thür öffnete, verweigerte ihm den Eintritt. „Sage Deinem Herrn," sprach Francia, „daß ich ihn sprechen will." Machain schwankte; die Besorgniß vor irgend einem Fallstrick ließ ihn eine solche Zusammenkunft fürchten, als Francia, der dem Sclaven gefolgt war, schon vor ihm stand, „Machain," sagte er ihm, „ich weiß, daß mein Freund Rodriguez einen ungerechten Proceß gegen Sie erhoben hat und daß er ihn gewinnen wird, wenn ich Ihnen nicht zu Hülfe komme. Ich biete Ihnen meine Dienste an. Nehmen Sie sie an und betrachten Sie mich in dieser Angelegenheit als Ihren besten Freund."

Am folgenden Tage schrieb Francia wirklich an den juez de Alzada (Richter des Appellationshofes), daß er die Sache Machains übernehme und that wirksame Schritte zu Gunsten seines Clienten. Rodriguez erschrak darüber und der juez de Alzada, der ihn begünstigte, ließ unter der Hand Francia eine Summe von 100 Dublonen anbieten, wenn er die übernommene Sache aufgeben wollte. Francia war empört über eine solche Anerbietung und ging sogleich selbst zum Richter: „Mein Herr," rief er aus, „Sie entehren das Kleid, das Sie tragen; aber Sie sind in meiner Gewalt und wenn ich morgen nicht eine günstige Entscheidung erhalte, so werden die Insignien Ihres Amtes die Embleme Ihrer Schande werden. „Die Sache Machains wurde gewonnen, der Richter verlor seinen Ruf und der des jungen Doctors fing an in seinem schönsten Lichte zu glänzen.

Die politische Laufbahn Francias eröffnete sich unter der Regierung der Junta; er wurde Secretair derselben; aber da seine Collegen ihm seine Ueberlegenheit nicht verzeihen konnten, so erhoben sich im Schooße der Junta selbst Discussionen, und er war genöthigt, sich zurückzuziehen. Er ging auf sein Landhaus, welches ein Feuerheerd der Intriguen wurde; da fing er an seine ehr- und rachsüchtigen Pläne zur Reife zu bringen. Der günstige Augenblick nahte sich: als nämlich ein National-Convent ernannt worden war, wurde er berufen, das Amt eines Consuls zu übernehmen, eine Function, die er mit Yegros, einem Mitgliede der alten Junta, einer Art von Cambaceres, der nur den Namen des Consuls führte, theilen mußte. Sogleich wendete Francia die größte Sorgfalt auf die Bekleidung und Disciplin seiner Truppen. Das Vergnügen, das er darin fand, in die kleinsten Details dieses Departements einzugehen, war in der That kindisch. Einmal brachte ihm, in meiner Gegenwart, sein Waffenschmidt drei alte Flinten, die er reparirt hatte. Francia nahm eine, legte an, drückte das Schloß ab und sagte, sich mit Heiterkeit zu mir wendend: „Was meinen Sie, Herr Robertson? sollten nicht meine Kugeln das Herz meiner Feinde erreichen?" In demselben Augenblicke trat der Schneidermeister ein und legte ihm eine Grenadier-Uniform vor. Das Kleid wurde anprobirt; es saß sehr schön und Francia machte dem Schneider Complimente; dann wendete er sich an den Grenadier, der den Rock angezogen und sagte mit Würde zu ihm: „Dieser Rock muß immer ohne Flecken bleiben." Darauf winkte er mir lächelnd und sagte auf Französisch: **C'est un calembourg, Monsieur Robertson; mais ils ne le comprennent pas."**

In jener Epoche zeigte Francia noch die Milde des Charakters und die Mäßigung, die ihm den Weg zum Glücke gebahnt hatten: er war höflich und herablassend gegen jedermann; seine Toilette war ausgesucht, voll Eleganz und Geschmack; er sprach gern französisch, ein Talent, das unter den Bewohnern von Paraguay nicht sehr gewöhnlich ist. Aber nach Verhältniß, wie die Gewalt in seinen Händen sich consolidirte, verzichtete er auf diese Kunstgriffe und überließ sich ohne Furcht und ohne Reue seinen grausamen Neigungen. Ich war Zeuge eines empörenden Actes, den ich nie vergessen werde. Ich hatte mich seit meiner Ankunft an einen Spanier vom alten Schlage angeschlossen, dem die Bewohner den Spißnamen „der kahle Mann" gegeben hatten. El Pelado war ein Mann von einem reizbaren Charackter und hegte einen tiefen Haß gegen die Creolen; nichts desto weniger war er ein ruhiger Mensch, von welchem man vielleicht am wenigsten ein Complott fürchten durfte. Als Francia die Mönchs-Orden aufhob und aus ihren Klöstern Kasernen machte, ließ Pelado, gereizt, die unvorsichtigen Worte fallen: „Wir haben keine Franziskaner mehr, gut; aber die Reihe wird auch an Francia kommen." Diese Worte wurden Francia hinterbracht und der arme Pelado vor ihn geführt. „Ich weiß nicht," sagte ihm Francia, „wenn die Reihe an mich kommen wird; aber gewiß ist, daß sie eher an Sie als an mich kommen wird." Am andern Morgen wurde Pelado zum Richtplatz geführt und in Francias Gegenwart hingerichtet: dieser theilte selbst die Patronen an die Soldaten aus und da das Schießen nicht seine ganze Wirkung hatte, so befahl er, daß man den Leidenden mit Bayonnetstichen vollends tödte, „indem er," sagte er, „nicht wollte, daß man unnützerweise Pulver verbrauche.

Da das Einschüchterungs-System das Hauptmittel der Regierung und Herrschaft Francias geworden war, so wendete er es ohne Unterschied auf Reiche und Arme, selbst auf Leute an, die er zu guten Handwerkern und Arbeitern machen wollte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der Galgen der Kaufleute" und die Wunder, die er hervorbrachte, sind noch im frischen Andenken bei den Bewohnern von Paraguay. Ein armer Schuhmacher, der Francia zwei schlechte Degenkoppel geliefert hatte, machte davon die erste Erfahrung. Wache, rief Francia, nimm diesen Bribonazo (Galgenstrick), ein Lieblingswort des Dictators, und lasse ihn fünf- oder sechsmal unter dem Galgen auf- und abgehen." Dann wendete er sich zu dem Verurtheilten, der mehr todt als lebendig war, und sagte: „Wenn Du mir noch einmal solche Degengehänge bringst, werde ich Dich, statt unter dem Galgen spazieren gehen, daran hängen lassen." Als der Schuster versicherte, er habe sein Möglichstes gethan, erwiederte Francia: „Du hast Dein Möglichstes gethan; nun gut! ich werde das Meinige thun, damit Du nicht ferner das Leder des Staates verdirbst: diese Koppel kann ich nicht brauchen, aber sie können dazu dienen, Dich zu hängen. Grenadier, führe ihn fort." — „Senhor excellentissimo," rief der Schuster, noch diese Nacht werde ich Degengehänge machen, wie Sie sie nur wünschen können. Haben Sie Mitleiden del alma de un triste zapatero (mit der Seele eines armen Schuhflickers)." — „Es sei! ich gebe Dir Frist bis morgen früh; aber Du wirst dennoch unter den Galgen gehen: das ist ein gutes Mittel, das wird Dich schneller und besser arbeiten lehren." Der Schuster wurde zum Galgen geführt und, nachdem er fünf- oder sechsmal hin und wieder gegangen, losgelassen, und am andern Morgen brachte er, wie Francia vorausgesagt, wunderschöne Gürtel. Es ist überflüssig, zu sagen, daß der Galgen der Kaufleute der Schrecken aller Industriellen wurde, und daß der erschütternde Anblick desselben ihre Industrie ganz besonders spornte.

Indem er das System der Wählbarkeit modificirte und ihm die höchste Ausdehnung gab, gelang es Francia, sich zum unumschränkten Herrn der höchsten Gewalt zu machen. Zu der Zeit, wo sein Consulat zu Ende ging, schlug Francia seinen Collegen vor, einen neuen, aus tausend Deputirten bestehenden Congreß zusammenzurufen: das hieß, der Demokratie über die vornehmsten Einwohner den Vorzug geben; aber da die aristokratische Partei seines Nebenbuhlers Yegros schon entmuthigt war, so siegte der Wille Francias. Was die klugen Leute vorausgesehen hatten, ging in Erfüllung: die Hälfte der Mitglieder, die in den Flecken und kleinen Städten gewählt worden waren, konnten weder lesen noch schreiben und die mehrsten hatten weder Strümpfe noch Schuhe; eine sehr kurze Jacke von Barchent (?), eng um den Leib schließend, ein Gilet mit Goldflittern, kurze Beinkleider von rothem Sammet, gestickte Unterhosen, die bis auf die Knorren reichten, ein Gürtel von blauer Seide, Halbstiefeln und silberne Sporen und ein kleiner Hut, der kaum den obern Theil des Kopfes bedeckte: das war das Costume der größten Anzahl. An dem zur Eröffnung des Congresses der tausend Gesetzgeber bestimmten Tage fanden sich nur sechs bis siebenhundert in der Kirche San Fernando ein, um an den Berathungen Theil zu nehmen. Nachdem Form und Wahl gehörig untersucht waren, fingen die Debatten an. Die Dienste und die Geschicklichkeit Francias wurden in den kräftigsten Ausdrücken auseinander gesetzt, die übertriebensten Lobsprüche seinem Charakter ertheilt, und einer seiner Freunde schlug vor, ihn zum Dictator zu ernennen. Ich befand mich in diesem Augenblicke in der Nähe der Kirche, deren Thüren verschlossen waren; aber an dem Lärm, der an mein Ohr schlug, war leicht zu errathen, was im Innern vorging. Bald kam ein Mitglied, das ich kannte, heraus. „Nun, fragte ich, wie gehen die Geschäfte?" — Ich bekenne, antwortete er, daß ich nichts davon verstehe; aber wenn ich nach dem Geräusch urtheilen darf, so geht alles gut." Mittlerweile ließ Francia, den die Länge der Debatten ungeduldig machte, die Kirche durch seine Garde einschließen. Er wollte, sagte er, die Versammlung beschützen. Die Schreier wurden alsobald still und die Deputirten, auf welche schon die Stunde des Mittagsessens wirkte, wurden nachgiebiger. In diesem Moment erhob sich einer der wärmsten Anhänger Francias und gebot mit einer Stentorstimme Schweigen. „Meine Herren, rief er aus, warum sollen wir auf diese Weise unsere Zeit verlieren? Der Caro (Herr) Francia wünscht unumschränkt zu sein; er soll es sein und ich erkläre (der Redner schlug mit der Faust auf den vor ihm stehenden Tisch, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben), ich erkläre, daß er es sein wird." Die Frage kam nun unmittelbar zur Abstimmung und Francia wurde mit der Dictatur auf drei Jahre bekleidet, ohne daß eine einzige schwarze Kugel gegen diese Ernennung protestirte.

Zur höchsten Gewalt gelangt verstellte sich Francia nicht mehr. Wie die meisten Despoten hielt er sich für ein Muster der Gesetzgeber. Einräumen muß man, daß es seiner auswärtigen Politik nicht an einer gewissen Großartigkeit fehlte. Einer seiner Entwürfe, auf welchen er die größte Wichtigkeit legte, war, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Großbritannien und der Republik Paraguay. Nachdem er erfahren, daß ich Willens sei, Assumpcion zu verlassen, um nach England zurückzukehren, ließ er mich rufen. Ich fand ihn in seinem Cabinet. Sein Gesicht sprach an diesem Tage mehr Zufriedenheit aus, als ich bemerkt; er ließ mich setzen und mit seinem Stuhle näher rückend eröffnete er die Conferenz mit folgenden Worten:

„Senhor, Sie kennen den Zustand von Paraguay; Sie wissen, wie blühend er ist, während die Nachbarstaaten in Anarchie versunken sind. Die Ursache dieses Unterschiedes liegt darin, daß kein Mensch in Süd-Amerika den Charakter des Volkes begriffen und, wie ich, zu regieren verstanden hat. Alle verlangen liberale Institutionen; aber die Schreier haben dabei keinen andern Zweck, als eine Vergrößerung des Gebietes und öffentliche Plünderungen. Die Bewohner von Buenos-Ayres sind leichtsinnig, es sind die zügellosesten, die in den ehemaligen Besitzungen Spaniens in Amerika leben; ich werde nichts mit den Partenos machen. Mein Wunsch ist in directe Verbindung mit England zu treten, damit, welches auch die Spaltungen seien, die andere Staaten bewegen, welches auch die Hindernisse seien, die sie dem Handel und der Schiffahrt in den Weg legen wollen, wir darunter nicht leiden mögen: die Schiffe Großbritanniens werden, nach der Schiffahrt durch das atlantische Meer, in die Häfen Paraguays einlaufen und, im Verein mit unsern Flotten, jeder Störung des Handels von der Mündung des Plata bis zum See Farages, sich widersetzen. Ihre Regierung wird einen Minister hier haben und ich den meinigen am Hofe zu St. James. Ihre Landsleute werden uns endlich die Producte ihrer Manufacturen schicken und dagegen die Erzeugnisse unsers Bodens und unserer Fabriken empfangen."

Bei diesen Worten rief der Dictator einen Diensthuenden, dem er ein Zeichen gab und einen Augenblick nachher legte dieser zu meinen Füßen einen enormen Ballen von Tabacksblättern, einen andern Ballen von Thee, und ein Gefäß voll in Paraguay fabricirter Spirituosen, ein Brod raffinirten Zucker, Pakete von Cigarren und mehrere schöne Proben eines in Paraguay verfertigten baumwollenen Stoffes nieder.

„Senhor," begann der Dictator wieder, „Sie sehen hier nur einen Theil der Producte des Bodens und der Industrie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

THIERS.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Bewohner des schönen Landes, das ich beherrsche. Diese Producte können noch eine bedeutende Entwickelung erhalten. Ich wünsche mithin, daß wenn sie in London sein werden, Sie selbst vor den Schranken der Kammer der Gemeinen erscheinen und den Mitgliedern diese Gegenstände vorlegen mögen; sagen Sie Ihnen, daß Sie gesendet sind von Gaspard Rodriguez de Francia und daß ich Sie autorisirt habe, einen politischen und Handels-Tractat zu schließen und daß ich mit Vergnügen in meiner Hauptstadt den Repräsentanten empfangen werde, welchen mir zu senden Ihnen gefallen wird, so wie daß ich meinerseits einen Gesandten an den Hof von St. James schicken werde. Dieser Offensiv- und Defensiv-Allianztractat wird in einem Geiste abgefaßt werden, welcher der Würde und den Interessen der contrahirenden Theile entspricht, und dann wird Paraguay, ich bin davon überzeugt, die erste Republik von Süd-Amerika werden, wie Großbritannien schon die erste der europäischen Nationen ist."

Ich machte dem Dictator ein Zeichen der Beistimmung. Eine solche Mission ausschlagen hätte seine Ungnade zur Folge gehabt, eine Perspective, die nichts Angenehmes hatte. Indem ich es dem Zufall überließ, mich zu entschuldigen, daß ich meinen Auftrag nicht erfüllt, wenn ich Rechenschaft darüber ablegen sollte, nahm ich Abschied von dem Dictator und verließ den Palast.

Tait's Magazine.

Ein Weihnachtsmährchen.

Von Dickens (Boz).

In einer alten Abteistadt, vor langen, langen Jahren — so vielen, daß die Geschichte wahr seyn muß, weil unsere Urahnen sie unbedingt glaubten, functionirte als Küster und Todtengräber auf dem Kirchhof ein Mann mit Namen Gabriel Grub. Es folgt keinesweges, daß einer, weil er ein Todtengräber und daher beständig von den Zeichen und Bildern der Sterblichkeit umgeben ist, darum ein mürrischer und trübseliger Mann sein muß; die Leichenbesorger sind die lustigsten Leute von der Welt, und ich hatte einmal die Ehre, genau bekannt zu sein mit einem solchen Leichenbeamten, der im Privatleben und außerhalb seiner amtlichen Verrichtungen solch ein komischer und spaßhafter kleiner Kerl war, wie nur je Einer ein Lied „der Teufel hol' die Sorgen!" pfiff und sang, ohne daß ihm ein Wörtchen fehlte, oder ein tüchtiges Glas Grog ausleerte, ohne dazwischen Athem zu holen. Aber trotz solcher Beispiele vom Gegentheil war Gabriel Grub ein ungemüthlicher, griesgrämiger, finstrer Gesell — ein mürrischer und einsamer Mann, der mit Niemand verkehrte, als mit sich selbst und einer alten Weidenflasche, welche gerade in seine große, tiefe Westentasche paßte; und der jedes lustige Angesicht, das an ihm vorbeikam, mit solchem mißlaunigen und boshaften und sauren Gesicht ansah, daß man ihm gar nicht begegnen konnte, ohne daß es einem Wind und Weh wurde.

An einem Weihnachtabend, ein wenig vor Dämmerung, schulterte Gabriel seinen Spaten, zündete seine Laterne an, und machte sich auf den Weg, dem alten Kirchhof zu, denn er hatte bis zum nächsten Morgen ein Grab fertig zu machen; und da es ihm sehr schwächlich zu Muthe war, dachte er, es würde vielleicht seine Laune und Lebensgeister etwas heben, wenn er sein Werk sogleich vollendete. Wie er nun durch die alte Straße hinschritt, sah er das fröhliche Licht der glänzenden Feuer durch die alten Fenster schimmern und hörte das laute Lachen und fröhliche Lärmen der darum Versammelten; er bemerkte die geschäftigen Vorbereitungen zu der Lustbarkeit des nächsten Tages, und roch die zahlreichen schmackhaften Gerüche, die sich darauf bezogen, wie sie in Wolken aus den Küchenfenstern emporströmten. All dies war für das Herz von Gabriel Grub wie Galle und Wermuth; und als Truppen von Kindern aus den Häusern hüpften, über die Straße trippelten, und ehe sie an der Thüre gegenüber anpochen konnten, von einem halben Dutzend krauslockiger kleiner Schelme verstärkt wurden, welche um sie her sich drängten, als sie die Treppen hinauf stürmten, um den Abend mit Weihnachtspielen sich zu vertreiben, da lächelte Gabriel grimmig, und packte die Handhabe seines Spatens mit festerem Griff, indem er an Masern, Scharlachfieber, Mundfäule, Keuchhusten und manche andere Krankheiten zu seinem Trost dachte.

In dieser glücklichen Gemüthsstimmung wandelte Gabriel weiter, die gutmüthigen Begrüßungen seiner Nachbarn, die dann und wann vorübergingen, mit einem kurzen, mürrischen Brummen erwiedernd, bis er in das dunkle Gäßchen einbog, das zum Kirchhof führte. Nun hatte sich Gabriel recht gesehnt, das dunkle Gäßchen zu erreichen, das die Stadtleute nicht gar gern betraten, außer beim hellen Tag, wenn die Sonne schien, weil es ein gar düstrer, trauriger Platz war; es verdroß ihn daher nicht wenig, als er einen jungen Zottelbären ein muntres Lied von einer fröhlichen Weihnacht in diesem Heiligthum brüllen hörte, welches das Sarggäßchen hieß, seit den Tagen der alten Abtei und der kahlgeschornen Mönche. Als Gabriel zuschritt und die Stimme näher kam, entdeckte er, daß sie einem kleinen Knaben gehörte, welcher daherssprang, um sich einer der kleinen Gesellschaften in der alten Straße anzuschließen, und der, theils um sich selbst Gesellschaft zu leisten, theils um sich würdig vorzubereiten, mit der höchsten Anstrengung seiner Lungen das Lied sang. So wartete Gabriel, bis der Knabe heran kam, drückte ihn dann in eine Ecke, und puffte ihn fünf oder sechsmal mit seiner Laterne auf den Kopf, um ihn zu lehren, seiner Stimme mehr Modulation zu geben. Und als der Knabe weiter eilte, die Hand an den Kopf haltend und einen ganz andern Ton anstimmend, da lachte Gabriel Grub ganz herzlich in sich hinein und trat in den Kirchhof, das Thor hinter sich schließend.

Er zog seinen Rock aus, setzte seine Laterne nieder, trat in das angefangene Grab und arbeitete daran etwa eine Stunde mit dem besten Eifer. Aber die Erde war hart vom Frost, und es war nicht gar leicht, sie aufzuwühlen und herauszuschaufeln; und obgleich der Mond schien, war er doch noch sehr jung und goß wenig Licht aus über das Grab, das im Schatten der Kirche lag. Zu jeder andern Zeit hätten diese Hindernisse den Gabriel Grub sehr mißmuthig und unglückselig gemacht; aber er hatte eine solche Freude, daß er dem kleinen Knaben das Singen vertrieben hatte, daß ihn die geringen Fortschritte seines Werks wenig bekümmerten, und er, als er mit seiner Arbeit für diese Nacht zu Ende war, mit grimmiger Zufriedenheit in das Grab hinabblickte, und als er seine Sachen zusammenraffte vor sich hin summte:

Ein braves Quartier dies, ein stattliches Haus,
Ein paar Fuß kalte Erde, wenn's Leben ist aus;
Ein Stein zu Häupten, ein Stein zu Füßen,
Ein Mahl, dran die Lust die Würmer büßen,
Ueberm Haupt faules Gras, feuchter Lehm in der Runde
Ein braves Quartier das in geweihtem Grunde!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ho, ho!“ lachte Gabriel Grub, indem er sich auf einen flachen Grabstein setzte, der ein Lieblingsruheplatz von ihm war, und zog seine Weidenflasche heraus. „Ein Sarg um Weihnachten — ein Weihnachtshäuschen. Ho, ho, ho!“ — Ho, ho, ho!“ wiederholte eine Stimme, die dicht hinter ihm erscholl. Gabriel hielt einigermaßen erschrocken inne, wie er gerade im Begriff war die Weidenflasche an den Mund zu führen, und sah sich um. Der Grund des ältesten Grabes in der Runde war nicht stiller und ruhiger, als der Kirchhof in dem blassen Mondlicht. Der kalte Reif glitzerte auf den Grabsteinen und funkelte wie Reihen Edelsteine an den künstlich gemeißelten Steinen der alten Kirche. Der Schnee lag hart und spröd auf dem Boden und breitete über die dichtgedrängten Erdhügel eine so weiße und glatte Hülle, daß es war, als ob Leichname hier lägen, nur von ihren Leintüchern bedeckt. Nicht das leiseste Knistern unterbrach die tiefe Stille der feierlich ernsten Scene. Der Ton selbst schien wie eingefroren, so kalt und still war Alles.

„Es war das Echo,“ sagte Gabriel Grub, die Flasche wieder zum Mund erhebend. „Es war es nicht!“ sagte eine tiefe Stimme. Gabriel fuhr auf und stand wie angewurzelt vor Erstaunen und Schrecken auf dem Platz, denn sein Auge haftete auf einer Gestalt, die ihm das Blut erstarren machte. Auf einem aufrechten Grabstein, ganz nahe bei ihm, saß eine seltsame, unirdische Gestalt, die, wie Gabriel sogleich empfand, kein Wesen von dieser Welt war. Seine langen phantastischen Beine, welche wohl den Boden erreicht hätten, waren hinaufgezogen und in curioser, phantastischer Weise übereinandergeschlagen, seine sehnigten Arme waren nackt und seine Hände ruhten auf seinen Knieen. An seinem kurzen, runden Leib trug er ein enganliegendes Kleid, mit kleinen Schlitzen geziert, und ein kurzer Mantel baumelte um seinen Rücken; der Kragen war in sonderbare Spitzen geschnitten, welche dem Gespenst statt Krausen oder Halstuch dienten, und seine Schuhe krümmten sich an den Zehen in lange Schnäbel. Auf dem Kopf trug er einen breitkrämpigen Zuckerhut, mit einer einzigen Feder geschmückt. Der Hut war von weißem Reif bedeckt, und das Gespenst sah aus, als ob es auf diesem Grabstein seit zwei oder dreihundert Jahren ganz gemächlich säße. Es saß ganz ruhig; seine Zunge war, wie im Hohn, hervorgereckt, und er schaute den Gabriel Grub mit einem Grinsen an, wie es nur einem Kobold zu Gebot stand. „Es war nicht das Echo,“ sagte der Kobold. Gabriel Grub war wie gelähmt und konnte nicht antworten. „Was macht Ihr hier am Weihnachtabend?“ sagte das Gespenst finster. „Ich kam hieher, um ein Grab zu graben, Sir,“ stammelte Gabriel Grub. — „Welcher Mensch wandelt unter Gräbern und auf Kirchhöfen herum in einer Nacht wie diese?“ sagte das Gespenst. — „Gabriel Grub! Gabriel Grub!“ kreischte ein wilder Chor von Stimmen, welche den Kirchhof zu erfüllen schienen. Gabriel sah sich furchtsam um — nichts war zu sehen. — „Was habt Ihr in dieser Flasche?“ — fragte das Gespenst. — „Holländer, Sir,“ versetzte der Todtengräber, mehr als je zitternd, denn er hatte ihn von den Schmugglern gekauft, und dachte, der Frager könnte leicht dem Accise-Departement in der Gespensterwelt angehören. „Wer trinkt Holländer, allein und auf einem Kirchhof, in einer Nacht wie diese?“ sagte das Gespennst — „Gabriel Grub, Gabriel Grub!“ riefen wieder die wilden Stimmen. Der Kobold schaute den geängsteten Todtengräber mit einem boshaften Blick an und rief: „Und wer ist denn nun unsere rechtmäßige Beute?“ — Auf diese Frage antwortete der unsichtbare Chor in einer Weise, welche ertönte wie die Stimmen von vielen Sängern, die zu dem mächtigen Brausen der alten Kirchenorgel sangen — einer Weise, die dem Ohr des Todtengräbers schien von einem sanften Lüftchen zugetragen zu werden, und dahinzusterben, als sein sanfter Hauch sich verlor — aber der Inhalt der Antwort war derselbe wie zuvor: „Gabriel Grub, Gabriel Grub!“

Das Gespenst grinste mit noch ärger gefletschtem Mund als zuvor, als es sagte: „Nun, Gabriel, was sagt Ihr hiezu?“ Der Todtengräber schnappte nach Athem. — „Was denkt Ihr hiezu, Gabriel!“ sagte das Gespenst, seine Füße in der Luft zu beiden Seiten des Grabsteins in die Höhe schleudernd, und die gekrümmten Schnäbel seiner Schuhe mit solchem Wohlgefallen betrachtend, als ob es das modischste Paar von Wellingtonsstiefeln in der ganzen Bondstreet vor sich hätte. — „Es ist — es ist — sehr sonderbar, Sir,“ erwiederte der Todtengräber, halb todt vor Angst, — „sehr sonderbar, und sehr artig, aber ich glaube ich will zurückgehen und mein Werk vollenden, Sir, wenn Ihr es erlaubt,“ — „Werk!“ sagte der Kobold, „was für ein Werk?“ — „Das Grab, Sir, das Grab zurecht zu machen,“ stammelte der Todtengräber. — „Oh! das Grab, he?“ sagte der Kobold, „wer macht denn Gräber zu einer Zeit, wo alle andern Menschen fröhlich sind, und hat sogar eine Freude daran?“ — und wieder antworteten die geheimnißvollen Stimmen: „Gabriel Grub! Gabriel Grub!“

„Ich fürchte, meine Freunde haben ein Verlangen nach Euch, Gabriel,“ sagte der Kobald, seine Zunge noch weiter als je herausstreckend — und eine entsetzliche Zunge war es — „ich fürchte, meine Freunde haben ein Verlangen nach Euch, Gabriel,“ sagte der Kobold.

„Mit Vergunst, Sir,“ sagte der von Entsetzen gefaßte Todtengräber, „ich glaube und hoffe das nicht, Sir; sie kennen mich nicht, Sir; ich glaube, die Herren haben mich nie gesehen, Sir.“

„Oh, ja! sie haben,“ versetzte das Gespenst, „wir kennen wohl den Mann mit dem grämlichen Gesicht und dem grimmigen Grinsen, der heut Nacht die Straße herab kam, und seine bösen Blicke auf die Kinder warf, und seinen Todtengräberspaten fester anpackte. Wir kennen den Mann, der den Knaben schlug in der neidischen Bosheit seines Herzens, weil der Knabe fröhlich sein konnte, und er konnte es nicht. Wir kennen ihn, wir kennen ihn.“

Hier stieß das Gespenst ein lautes, gellendes Gelächter aus, das vom Echo zwanzigmal wiederholt wurde, warf seine Beine in die Luft hinauf und stand auf seinem Kopf, oder vielmehr auf der äußersten Spitze seines Zuckerhuts, auf der schmalen Fläche des Grabsteins, von wo er dann mit außerordentlicher Behendigkeit einen Burzelbaum schoß, rechts zu den Füßen des Todtengräbers, wo er sich dann hinpflanzte in der Stellung, in welcher die Schneider gewöhnlich auf dem Werkstattlisch sitzen.

„Es thut — thut — mir leid, ich muß Euch verlassen, Sir,“ sagte der Todtengräber indem er einen Versuch machte wegzukommen. — „Uns verlassen!“ sagte der Kobold, „Gabriel Grub will uns verlassen. Ho, ho, ho!“ Als der Kobold so lachte, bemerkte der Todtengräber einen Augenblick eine glänzende Illumination hinter den Fenstern der Kirche, als ob der ganze Bau erleuchtet wäre: sie verschwand, die Orgel stimmte eine lebhafte Melodie an, und ganze Schaaren von Kobolden, alle dem ersten ähnlich, strömten auf den Kirchhof und fingen an, Bocksprungens mit den Grabsteinen zu spielen; keinen Augenblick blieben sie ruhig stehen, um Athem zu schöpfen, sondern über die höchsten, einen um den andern, sprangen sie mit der wunderbarsten Behendigkeit weg. Der erste Kobold war

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein ganz erstaunlicher Springer, und keiner von den andern konnte es ihm gleich thun; selbst in seinem unmäßigen Schrecken konnte der Todtengräber nicht umhin zu bemerken, daß während seine Gesellen sich begnügten, über die gewöhnlichen Grabsteine wegzuspringen, der erste über die Familiengrabnisse, eisernen Gelände und Alles mit solcher Bequemlichkeit hinübersetzte, als wären es bloße Straßenpfosten und Eckstein. Zuletzt gedieh das Spiel zu höchst aufgeregter Lebendigkeit; die Orgel spielte schneller und schneller, und die Kobolde sprangen rascher und rascher, wickelten sich auf, kugelten kopfüber auf dem Boden hin und hüpften über die Grabsteine hin wie Bälle. Des Todtengräbers Hirn begann auch zu wirbeln beim Anblick dieser unerhörten Beweglichkeit und seine Beine schwankten unter ihm, wie die Geister vor seinen Augen vorbeiflogen, als der Koboldkönig plötzlich auf ihn los kam, ihm die Hand auf den Kragen legte, und mit ihm durch die Erde verschwand.

Als Gabriel Grub Zeit gefunden, wieder Athem zu holen, der ihm bei der Schnelligkeit seiner Niederfahrt einen Augenblick abhanden gekommen war, befand er sich, wie es schien, in einer Art von geräumiger Höhle, auf allen Seiten von Schaaren häßlicher und grimmig aussehender Kobolde umgeben; im Mittelpunkt des Gemachs, auf einem erhöhten Sitz, saß sein Bekannter vom Kirchhof; und dicht neben ihm stand Gabriel Grub selbst, unfähig sich zu rühren.

„Eine kalte Nacht heut," sagte der König der Kobolde, „sehr kalt. Ein Glas warmes Getränk her!" — Auf diesen Befehl hin verschwanden hastig ein halbdutzend dienstbeflissener Kobolde, mit einem beständigen Lächeln auf dem Gesicht, welche Gabriel Grub aus diesem Grund für Hofleute hielt, und kehrten augenblicklich wieder zurück mit einem Pocal flüssigen Feuers, den sie dem König reichten. „Ha!" sagte der Kobold, dessen Wangen und Kehle ganz durchsichtig wurden, wie er die Gluth hinunter schüttete, „das wärmt Einen! wahrhaftig! bringt einen Becher vom gleichen für Herrn Grub." Umsonst betheuerte der unglückliche Todtengräber, daß er des Nachts nie etwas Warmes zu sich zu nehmen pflege; denn einer der Kobolde hielt ihn fest, während ein anderer das flammende Naß ihm den Hals hinunter goß, und die ganze Versammlung kreischte vor Lachen, wie er hustete und stickte und sich die Thränen abwischte, die ihm reichlich aus den Augen strömten, nachdem er den brennenden Trank hinuntergeschlungen.

„Und jetzt," sagte der König, indem er mit einer phantastischen Bewegung das spitzzulaufende Ende seines Zuckerhutes dem Todtengräber ins Aug bohrte und ihm damit einen Höllenschmerz verursachte — „und nun zeigt dem Mann des Jammers und Mißmuths einige Bilder aus unsrem großen Schatzhaus." — Wie der Kobold dies sagte, rollte eine dicke Wolke welche den hintern Theil der Höhle verdunkelte, allmählich zurück, und ließ, dem Anschein nach in großer Entfernung, ein kleines und armselig eingerichtetes, aber sauberes und nettes Gemach sehen. Ein Haufen kleiner Kinder war versammelt um ein fröhlich loderndes Feuer, die sich an ihrer Mutter Rock klammerten und um ihren Stuhl herum sich drängten. Die Mutter stand von Zeit zu Zeit auf und zog den Fenstervorhang zurück, als ob sie nach Jemand Erwartetem hinausschaute; eine frugale Mahlzeit war schon auf dem Tisch aufgestellt und ein Lehnstuhl stand neben dem Feuer. Ein Pochen an der Thüre ward gehört; die Mutter öffnete, und die Kinder drängten sich um sie her und klatschten in die Hände vor Freude, als der Vater eintrat. Er war durchnäßt und müde, und schüttelte den Schnee von seinen Kleidern, als die Kindern ihn umringten, und seinen Mantel, Hut, Stock, Handschuhe mit geschäftigem Eifer ergriffen, und damit aus dem Zimmer rannten. Dann als er sich zu seinem Essen ans Feuer setzte, kletterten die Kinder ihm an den Knieen herum, und die Mutter saß neben ihm und alles schien lauter Glück und Zufriedenheit.

Aber der Anblick verwandelte sich beinahe unmerklich, die Scene veränderte sich zu einem kleinen Schlafzimmer, wo das schönste und jüngste Kind sterbend da lag; die Rosen waren von seinen Wangen und das Licht aus seinem Auge geflohen; und während der Todtengräber mit einer Theilnahme, wie er noch nie gefühlt und gekannt hatte, nach ihm hinsah, starb es. Seine kleinen Brüder und Schwestern wimmelten um sein kleines Bett herum, und faßten sein Händchen, so kalt und schwer; aber sie schauderten zurück, sobald sie es berührt, und schauten ihm mit Grauen in sein Kindergesicht: denn so ruhig und friedlich es war, und obgleich das schöne Kind in tiefem Frieden harmlos zu schlummern schien, sahen sie doch daß es todt war und wußten, daß es ein Engel war und von einem seligen und glänzenden Himmel auf sie herabsah und sie segnete.

Wieder zog sich jetzt eine leichte Wolke über das Bild und der Anblick änderte sich, Vater und Mutter waren jetzt alt und hülflos, und die Zahl derer, die um sie waren, war um mehr als die Hälfte vermindert; aber Zufriedenheit und Heiterkeit thronte auf jedem Angesicht und strahlte in jedem Auge, wie sie um den Herd sich sammelten und alte Geschichten aus frühern entschwundenen Tagen erzählten und anhörten. Allmählich und friedlich sank der Vater ins Grab, und bald darauf folgte ihm die Genossin aller seiner Sorgen und Mühen an den Ort der Rast und des Friedens. Die Wenigen, die sie überlebten, knieten an ihrem Grab und befeuchteten den grünen Rasen, der sie deckte, mit ihren Thränen; dann standen sie auf und entfernten sich traurig und wehmuthsvoll, aber nicht mit bitteren Klagen oder verzweiflungsvollen Geschrei, denn sie wußten, daß sie sich einst wiedersehen sollten; und sie mischten sich wieder unter die geschäftige Welt, und ihre Zufriedenheit und Heiterkeit kamen ihnen wieder. Die Wolke zog sich über das Bild und verhüllte es den Blicken des Todtengräbers.

„Was denkt Ihr dazu?" fragte der Kobold, sein breites Gesicht gegen Gabriel Grub wendend. — Gabriel brummte etwas, es sei sehr artig und hübsch, und sah etwas beschämt aus, als der Kobold seine feurigen Augen auf ihn richtete. „Ihr, seid ein jammervoller Mann!" sagte der Kobold im Tone der äußersten Verachtung; „Ihr!" er schien Lust zu haben, noch mehr zu sagen, aber die Entrüstung hemmte seine Worte, und so erhob er eines seiner sehr biegsamen Beine, schwang es über seinem Kopf eine kleine Weile, um gut und sicher zu zielen, und versetzte damit dem Gabriel Grub einen ganzen guten, tüchtigen Streich; worauf alsofort sämmtliche Kobolde um den unseligen Todtengräber sich drängten, und ihn ohne Erbarmen puffen und schlugen, nach der herkömmlichen, unabänderlichen Gewohnheit der Höflinge auf Erden, die auch schlagen wo der König schlägt, und streicheln, wo er streichelt.

„Zeigt ihm noch mehr!" sagte der König zu den Koboldem. Auf diese Worte theilte sich wieder die Wolke, und eine reiche schöne Landschaft enthüllte sich dem Blick — gerade wie bis auf den heutigen Tag eine ist, nur eine halbe Meile entfernt von der Abteistadt. Die Sonne schien von dem klaren, blauen Himmel herab, das Wasser funkelte unter ihren Strahlen, und die Bäume sahen grüner, die Blumen lustiger aus unter ihrem belebenden Einfluß. Das Wasser rieselte dahin mit lieblichem Ton, die Bäume rauschten im leichten Winde, der durch ihre

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Blätter säuselte, die Vögel sangen auf den Zweigen, und die Lerche jubilirte in der Höhe und rief dem Morgen ihren Willkomm zu. Es war Morgen, ein leuchtender, balsamischer Sommermorgen; das kleinste Blatt, der geringste Grashalm war mit Leben getränkt. Die Ameise kroch ihrem täglichen Geschäft nach, der Falter flatterte und wärmte sich in den Strahlen der Sonne; Myriaden Insecten spannten ihre durchsichtigen Flügel aus und schwelgten in ihrem kurzen aber glücklichen Dasein. Menschen wandelten herum, entzückt von dem Schauspiel, und Alles war Lieblichkeit und Glanz.

„Ihr ein jammervoller Mann!“ sagte der König der Kobolde mit einem noch verächtlicheren Ton als zuvor. Und wieder schwang der König der Kobolde sein Bein, und wieder sank es herab auf die Schultern des Todtengräbers; und wieder ahmten die dienstthuenden Kobolde das Beispiel ihres Gebieters nach.

Oft noch kam und verschwand die Wolke, und manche Lehre schärfte sie dem Gabriel Grub ein, der, obwohl ihm die Schultern feuerten von den häufigen Heimsuchungen der Füße der Kobolde, doch mit unvermindertem Interesse hinschaute. Er sah, daß Menschen, welche hart arbeiteten und ihr dürftiges Brod mit Mühe und Schweiß verdienten, fröhlich und glücklich waren, und daß für die Unwissendsten das holde Antlitz der Natur eine nie versiegende Quelle der Freude und des Genusses war. Er sah, wie solche, die zärtlich und sorgsam auferzogen und gepflegt worden, mit heiterm Muth Entbehrungen ertrugen und Leiden überwanden, welche manchen Mann von gröberem Korn würden erdrückt haben, weil sie in ihrer Brust einen unerschöpflichen Quell der Liebe und Ergebung trugen. Besonders aber sah er, daß Menschen wie er, welche die Freude und Heiterkeit Anderer verhöhnten und vergällten, das nichtswürdigste Unkraut auf der schönen Erde seien; und wenn er alles Gute der Welt gegen alles Schlimme setzte, kam er zu dem Schluß, daß es eigentlich doch eine ganz anständige und ordentliche Welt sei. Sobald er diesen Schluß gemacht hatte, schien die Wolke, welche das letzte Bild bedeckt hatte, sich auf seine Sinne zu senken und ihn in Schlaf zu lullen. Die Kobolde entschwanden einer um den Andern seinem Auge, und als der letzte verschwand, sank er in Schlaf.

Der Tag war angebrochen, als Gabriel Grub aufwachte und sich der Länge nach auf dem flachen Grabstein des Kirchhofs ausgestreckt liegen fand, die Weidenflasche leer an seiner Seite, und seinen Rock, Spaten und Laterne auf dem Boden herumzerstreut, Alles von dem Frost der Nacht weiß überpudert. Der Stein, auf dem er zuerst den Kobold hatte sitzen sehen, stand kerzengrade vor ihm, und das Grab an dem er die Nacht zuvor gearbeitet hatte, nicht weit davon. Zuerst zweifelte er an der Wirklichkeit der erlebten Abenteuer; aber der empfindliche Schmerz in seinen Schultern, als er versuchte aufzustehen, überzeugte ihn, daß die Püffe und Stöße der Kobolde nichts Ideales gewesen. Er ward wieder irre gemacht dadurch, daß er keine Spuren von Fußtapfen in dem Schnee entdeckte, wo die Kobolde Bockspringens mit den Grabsteinen gespielt hatten; aber er erklärte sich dies bald durch die Ueberlegung, daß sie als Geister keine sichtbaren Eindrücke zurücklassen konnten. So machte sich denn Gabriel Grub auf die Füße, so gut es ihm der Schmerz in seinem Rücken gestattete, bürstete den Reif von seinem Rock, zog ihn an und wandte sich der Stadt zu.

Aber er war ein umgewandelter Mann, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, in einen Ort zurückzukehren, wo man seine Reue verhöhnen und an seine Besserung nicht glauben würde. Er bedachte sich einige Augenblicke; und dann wandte er sich um, entschlossen, auf die Wanderschaft zu gehen und sein Brod anderswo zu suchen.

Man fand an jenem Tag die Laterne, den Spaten und die Weidenflasche auf dem Kirchhof. Anfänglich wurden viele Vermuthungen über das Schicksal des Todtengräbers auf die Bahn gebracht, aber bald kam man zu dem Schluß: er müsse von den Kobolden gestohlen worden sein; und es fehlte nicht an sehr glaubwürdigen Zeugen, welche ihn hatten durch die Lüfte sausen sehen auf einem kastanienbraunen Pferd, blind auf Einem Auge, mit dem hintern Leib eines Löwen und dem Schwanz eines Bären. Zuletzt ward dieß alles pflichtlich geglaubt; und der neue Todtengräber pflegte den Neugierigen gegen eine geringe Erkenntlichkeit ein tüchtiges Stück von dem Wetterhahn der Kirche zu zeigen, welches von besagtem Pferd, auf seinem Flug durch die Luft war weggeschlagen und von ihm vor ein paar Jahren auf dem Kirchhof aufgelesen worden.

Leider wurden diese Erzählungen einigermaßen entkräftet durch die unverhoffte Wiederkunft Gabriel Grubs selbst, der nach etwa zehn Jahren als ein zerfallener, zufriedener, rheumatischer alter Mann wieder erschien. Er erzählte seine Geschichte dem Geistlichen und auch dem Mayor, und im Verlauf der Zeit wurde sie als etwas ganz Beglaubigtes angenommen und vererbte sich so bis auf diesen Tag. Die an die Wetterhahngeschichte Glaubenden, die einmal mit ihrem Glauben eine falsche Position eingenommen, ließen sich nicht leicht dazu bringen, eine andre einzunehmen; so machten sie eben ein so kluges Gesicht als möglich, zuckten die Achseln, berührten ihre Stirne und murmelten etwas davon, daß Gabriel Grub sämmtlichen Holländer getrunken habe und dann auf dem platten Grabstein eingeschlafen sei; und sie bestrebten sich, das, was er in der Höhle der Kobolde gesehen haben wollte, dadurch zu erklären, daß sie sagten, er habe die Welt gesehen und sei klüger geworden. Diese Meinung aber, die zu keiner Zeit populär war, verlor sich allmählich; und sei dem wie ihm wolle, da Gabriel Grub bis ans Ende seiner Tage von Rheumatismen heimgesucht war, so enthält seine Geschichte wenigstens Eine Moral, falls sie keine bessere lehrt, nämlich die, daß wenn einer sauertöpfisch ist und allein für sich trinkt um Weihnachten, er darauf zählen kann, daß es ihm nicht gut bekommen wird, seien die Geister auch noch so gut und seien sie auch eben so unerweisbar, als die, welche Gabriel Grub in der Koboldshöhle sah.

Thiers.

Kein vornehmes Knie schaukelte Herrn Thiers in seiner Kindheit. Arm geboren, bedurfte er des Glücks; in Dunkelheit zur Welt gekommen, bedurfte er eines Namens. Von Begierden verzehrt, wie alle lebhaft Empfindenden, verdankt er den Anfang seiner Wohlhabenheit dem Herrn Laffitte, seinen Ruf aber seinem eigenen Talent. Indeß ohne die Revolution von 1830 würde Herr Thiers noch heute weder Wähler noch wählbar, weder Deputirter, noch Minister sein, ja nicht einmal Akademiker; er wäre in der Achtung einer litterarischen Coterie ergraut.

Es fehlt Herrn Thiers an Figur, an Schnitt, an Eleganz.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Seine näselnde Stimme zerreißt das Ohr. Der Marmor der Rednerbühne reicht ihm bis zur Schulter und verbirgt ihn fast den Zuhörern. Dazu kömmt, daß Niemand an ihn glaubt, er selbst nicht einmal, und seine sprüchwörtlich gewordene Durchtriebenheit müßte das Bischen moralische Täuschung vollends vernichten, wovon man sich einnehmen lassen könnte, wenn man ihn hört. Stiefmütterlich von der Natur behandelt, von Feinden und Freunden mit Mißtrauen betrachtet, hat er Alles gegen sich, und doch, wenn dieser kleine Mann sich der Rednerbühne bemächtigt, ist er dort so zu Hause und entwickelt so viel Geist, daß man sich, in Ermangelung eines anderen Eindrucks, bloß daran ergötzt, ihn zu hören. Nicht daß er sich in schlagenden Witzworten erginge, wie Dupin, nicht daß er den gewichtigen Ausdruck Odilon Barrot's, oder Mauguin's scharfen Spott, oder Sauzet's sanft wallende Beredsamkeit, oder Guizot's hohe, logische Denkkraft besäße; nein, er ist ein Talent für sich, das weder von nah' noch von fern irgend Jemanden gleicht. Seine Vorträge sind keine Reden, es ist ein bloßes Plaudern, aber lebhaft, glänzend, leicht, beweglich, voll Feuer, mit geschichtlichen Erinnerungen, mit Anekdoten und feinen Betrachtungen durchwebt, und das Alles wird mit einer unvergleichlichen Sprachgewandtheit vorgetragen, abgebrochen, verbunden, aufgelöst und wieder angeknüpft. Der Gedanke entspringt in diesem Kopfe so schnell, das man glauben sollte, er sei schon geboren, ehe er noch empfangen worden. Die ungeheuren Lungen eines Riesen würden nicht ausreichen, die Worte dieses geistreichen Zwerges von sich zu geben. Es scheint, die Natur, stets mitleidsvoll auf Entschädigung bedacht, wollte bei ihm die ganze Kraft der Mannheit in das zarte Organ der Luftröhre zusammendrängen. Sein Wort fliegt mit einer Leichtigkeit dahin, wie der Flügel des Kolibri, und dringt so rasch ins Mark, daß man sich verwundet fühlt, ehe man noch weiß, woher der Streich kömmt. Zuweilen hält er plötzlich inne, um auf Unterbrechungen zu antworten, und dann schießt er seine Entgegnung mit verblüffender Sicherheit ab. Bietet eine Theorie mehrere Gesichtspunkte dar, falsche und richtige, so gruppirt er sie, mischt sie unter einander und läßt sie mit so geschickter Hand vor Euch spielen und hin und wieder strahlen, daß Ihr nicht Zeit habt, im schnellen Vorübergaukeln den Sophismus gewahr zu werden. Ich weiß nicht, ob die Regellosigkeit seiner Improvisirungen, die unzusammenhängende Anhäufung so vieler heterogener Sätze, das wunderliche Gemisch all' dieser Gedanken und Töne ein Erzeugniß der Kunst ist; aber von allen Rednern ist er derjenige, der am leichtesten zu widerlegen, wenn man ihn liest, und am schwersten, wenn man ihn hört. Er ist der unterhaltendste unserer politischen Taugenichtse, der scharfsinnigste unserer Sophisten, der gewandteste und blendendste unserer Gaukler.

Thiers liebt den Besitz der Gewalt, nicht um der Gewalt selbst, sondern um des Wohlstandes willen, den sie gewährt. Guizot findet seinen Stolz, Thiers sein Behagen darin. Da er zwei Drittheile seines Lebens hindurch die Genüsse des Reichthums entbehrt hat, so weidet er sich jetzt daran mit der Gier und Ichsucht eines Nimmersatt. Thiers ist ein geistreicher Dämon. Der Geist sitzt ihm, möchte man sagen, in allen Winkeln des Mundes und bis in die Nägelspitzen hinauf. In seinem Wesen hat er viel Aehnliches mit Voltaire, gebrechlich, nervös, flüchtig, für jeden Eindruck empfänglich. Er ist eigensinnig und störrisch wie ein Kind und will doch gravitätisch sein wie ein Philosoph. Mehr Literat, als Staatsmann, und wiederum mehr Kunstfreund als Literat, enthusiasmirt er sich gewaltig für ein etrurisches Gefäß, wenig für die Freiheit. Seine ehemalige Begeisterung für unsere großen Revolutionsmänner war nur die Aufwallung des Jünglings und Schülers, worin sich, ihm unbewußt, der Aerger, damals noch nichts zu sein, mit dem unbestimmten Drange, eine bedeutende Person zu werden, durch einander mischte. Aber der Mißbrauch der Genüsse, welche die Monarchie bietet, verweichlichte bald sein Blut; er stieg in Absätzen von vier zu vier Stufen die Treppe von der Dachstube zum Salon hinab und wiegte sich auf den schönen golddurchwirkten Sophas, als hätte er nie anders gesessen; ein großer Herr aus Instinkt, wie Andere es durch Geburt und Gewohnheit sind.

Aus Leichtsinn ein Zweifler in der Moral, in der Religion, in der Politik, in der Literatur und fast in Allem, wird er durch keine Wahrheit tief ergriffen und lacht über jede aufrichtige, gründliche Hingebung an die Sache des Volks. Er gleicht einem Wandelstoff, der an der Sonne in allen Farben schillert, ohne daß eine einzige ihm eigen ist, und dessen lockeres Gewebe ihn durchsichtig macht. Man frage ihn nicht nach seinen Ueberzeugungen; er zweifelt an Allem; man verlange nicht Proben der Mannhaftigkeit von ihm; sein Temperament sträubt sich dagegen. Ihr wollt nicht, daß er spaße; aber wenn ihm nun Alles spaßhaft scheint! Ihr wollt nicht, daß er über Euch spotte; aber spottet er doch über sich selbst! Man vertraue ihm, wenn man will, die Marine an, oder den Krieg, das Innere, die Justiz, die Diplomatie; nur lasse man keine Millionen zu seiner Verfügung, und besonders keine Hunderte von Millionen, denn sie würden wie Wasser durch seine Finger rinnen. Mit der Leichtfertigkeit im Geldausgeben verbindet er eine eigne Art, darüber Rechenschaft abzulegen, die nicht für Jeden ist; er nennt dies sehr artig, die Kunst, die Ziffern zu gruppiren.

Bei alledem habe ich ihn gern, diesen natürlichen lebhaften, ungezwungenen Plauderer. Er spricht mit mir aber predigt nicht; es ist nicht ewig derselbe salbungsreiche Ton, wie bei den Brüdern der Doktrin. Auf die Länge betäubt er mich allerdings auch durch sein Geschwätz, aber gegen die oratorische Eintönigkeit, diese unaufhörliche Langeweile, die größte aller Qualen für einen Zuhörer, für einen parlamentarischen Märtyrer, der sie von Mittag bis sechs Uhr Abends zu erdulden hat, ist sein Gezwitscher immer noch eine Art von Erleichterung.

Thiers denkt, ohne sich anzustrengen, er produzirt, ohne sich zu erschöpfen, er schreitet vorwärts, ohne zu ermüden, und er ist der schnellste Reisende im Reiche der Gedanken, den ich kenne. Die Zeiten fliegen an ihm vorüber in ihrer Reihefolge und nach ihrer verschiedenen Gestalt, und die Natur, die sich von Anderen aufsuchen läßt, kömmt ihm entgegen, ohne daß er sie ruft, mit allem Glanze ihrer Herrlichkeit und mit aller Anmuth ihres Lächelns. Habt ihr auf den Dampfböten, die unsere Ströme durchfurchen, das Glas besehen, in welchem die Ufer sich abspiegeln? Pfeilschnell sieht es die zurückgestrahlten Dörfer, Kirchen, grünenden Wiesen, waldigen Gebirge, schäumenden Segel, die gelben Aehren der ruhigen Fluren, die Herden des Thals, das Gewölk des Himmels, die Thiere und Menschen vorübersliegen. So auch Herr Thiers, dieser parlamentarische Spiegel, der die Leidenschaften der anderen zurückstrahlt und selbst keine hat, der weint und keine Thräne im Auge fühlt, der sich mit Dolchstichen durchbort und keinen Tropfen Blutes verliert. Alles eine bloße Komödie, aber welch' ein Schauspiel und welcher Schauspieler! Welches Naturell! Welche Geschmeidigkeit! Welche Nachahmungskraft! Welch' unerwartete Tonbiegungen! Welch' durchsichtiger, glänzender Styl! Welch' reizende Nachlässigkeit der Rede! Du täuschest mich, Schauspie-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ler, und willst mich täuschen; Du spielst Deine Rolle herrlich, doch ist es nur eine Rolle; ich weiß das Alles, und dennoch lasse ich mich von Deiner Verführung hinreißen, ich kann nicht anders; so lange Du sprichst, bin ich wie bezaubert, und ich höre den Irrthum aus Deinem Munde lieber, als die Wahrheit aus dem Munde eines Anderen.

Oft ist mir Thiers vorgekommen wie eine gebildete, geistreiche Frau, die auf der Rednerbühne sitzend, nicht stehend, über tausenderlei Dinge zierlich hin und her schwatzte, mit leichter Anmuth von einem Gegenstande zum anderen überspringend, ohne daß man die Arbeit ihres Geistes auf ihren in ewiger Bewegung bleibenden Lippen gewahr würde. Er ist elastischer als die feinste Sprungfeder. Mit seinem Thema dehnt er sich aus oder zieht sich zusammen, läßt sich herab oder schwingt sich empor. Wie eine Spirale windet er sich um jegliche Frage, von der niedrigsten bis zur höchsten. Er steigt hinan, herunter, wieder hinauf, klammert sich an die Aeste, verkriecht sich im dichtesten Laubwerk, kömmt zum Vorschein, verschwindet und macht tausend Gaukelsprünge mit der behenden Leichtigkeit eines Eichhörnchens.

Ich weiß es zwar nicht, aber ich möchte es behaupten, daß Herr Thiers, wenn man ihm nur nach Tische eine kleine Weile zur Vorbereitung gönnt, sehr im Stande ist, drei Stunden hinter einander über Baukunst, Poesie, Rechtswesen, Marine und Strategie zu sprechen, obgleich er weder Baumeister, noch Dichter, noch Rechtsgelehrter, noch Seeman, noch Krieger ist. Er hat seine ältesten Büreau-Chefs in Erstaunen gesetzt, wenn er mit ihnen über Verwaltungssachen diskurirte. Ich übertreibe nicht; welches Thema man auch behandeln mag, nie wird man ihn in Verlegenheit sehen. Schöne Kunst, Kanäle, Landstraßen, Finanzen, Handel, Geschichte, Presse, Transcendental-Politik, Straßen-Angelegenheiten, Theater, Krieg, Literatur, Religion, Städtewesen, Sitten, Vergnügungen, große und kleine Dinge, Alles ist ihm gleich. Er ist auf Alles vorbereitet, weil er es auf Nichts ist. Er spricht nicht wie die anderen Redner, denn er spricht wie Jedermann. Die Redner bereiten sich mehr oder weniger vor, er aber spricht aus dem Stegreif. Die anderen Redner deklamiren, er aber plaudert, und wie soll man auf der Hut sein vor Einem, der wie wir spricht und besser als wir und irgend Jemand! Die anderen Redner lassen ein Stückchen Kothurn hinter der Coulisse zurück, und im Spiegel sieht man die Federn ihres Helmbusches flattern. Zu Herrn Thiers aber kann man kommen, wenn er eben aus dem Bett springt, und zu ihm sagen: „Machen sie schnell, der Saal füllt sich, das Publikum wird ungeduldig und wartet auf Sie; nehmen Sie Ihre Maske und spielen Sie, was Ihnen beliebt, den Minister, den General, den Künstler, den Puritaner, nur spielen Sie.“ Er wird sich nicht so viel Zeit lassen, sich die Stirn zu trocknen und ein Glas Wasser zu trinken; er bringt nicht einmal seinen Anzug in Ordnung; er betritt die Bühne, kleidet sich an, schminkt oder maskirt sich vor den Zuschauern, er improvisirt die Charaktere, spinnt den Dialog an, löst die Knoten und lernt seine Rolle im Spielen; oft giebt er auch zwei Rollen zugleich, wendet sich um, wirft seine Maske fort und greift nach einer anderen; und stets derselbe, ist er doch stets ein Anderer, stets in einer Rolle, stets ein vollendeter Schauspieler.

Herr Thiers ist im Stande, vierzehn Stunden hinter einander ununterbrochen zu arbeiten, dann kann man wieder einen Monat lang seiner Bequemlichkeit auch nicht einmal eine Unterzeichnung abgewinnen. Er mag ein guter Minister für das Parlament seyn, für die Verwaltung aber ist er es nicht. Selten sind solche Mundhelden auch große Staatsmänner. Oft begegnet es ihnen, daß sie etwas sagen, was sie nicht hätten sagen sollen, oder umgekehrt. Sie sind gewöhnlich eitel, unbesonnen vorschnell und hochfahrend. Treibt man sie zum Sprechen, was sie nie ablehnen, so gerathen sie in die Schlingen der Indiscretion. Für Staatsmänner ist größere Zurückhaltung erforderlich.

Jede Regierungsform hat ihre Mängel. Unter einer Repräsentativ-Regierung werden die Majoritäten nur von den Rednern geleitet, und durch die Majoritäten allein werden die Minister geschaffen. Jeder einflußreiche Minister muß reden können, aber nicht jeder beredte Minister kann auch zugleich Staatsmann seyn. Colbert und Sully waren keine Redner, sie hätten in unserer Zeit nicht Minister sein können. J. J. Rousseau vermochte vor einer Versammlung nicht zwei Sätze ordentlich zu Stande zu bringen. Talleyrand wäre in Verlegenheit gewesen, hätte er länger als eine Viertelstunde in den Kammern sprechen sollen. Chateaubriand stottert, und Montesquieu würde es in der Debatte gewiß mit dem untersten Advokatenschreiber nicht haben aufnehmen können. Dupin giebt doch einen tüchtigen Präsidenten ab und versteht es prächtig, das Wort zu führen und zu räsonniren; aber um den grünen Ministerteppich würde er nicht zwei zusammenhängende Gedanken vorzubringen wissen, er würde in fünfundvierzig Minuten fünfundvierzigmal anderer Meinnng seyn. Thiers hat mehr Haltung; er ist nicht so schwankend, nicht so kaustisch, nicht so wetterwendisch. Er wird nicht Epigramme aus seinen Maximen machen. Er wird seine Kollegen nicht mit einem Witzwort tödten. Besitzt er aber den für die Leitung der Staatsangelegenheiten so nothwendigen Sinn für organischen Zusammenhang, für Ordnung Ausdauer und Weisheit? Würde er nicht gar zu leicht der Herrschaft eines Systems, der Grille einer Idee weichen? Würde er nicht bald zu unentschlossen, zu wankend, bald zu ungestüm und zu entschieden seyn? Ueberflügelt seine Hitze nicht sein Urtheil? Würde er sich nicht eher durch die Größe der Dinge anziehen lassen, als durch ihren Nutzen, durch das Abenteuerliche mehr als durch das Mögliche? Er glaubt nicht an die Hingebung der Tugend, nicht an die Wunderwerke der Ehre; sein Glaube beschränkt sich auf die Macht des Goldes; dies Gold vergeudet er tonnenweise, wenn es gilt, irgend einen Triumphbogen zu bauen oder eine thörichte Eroberung zu machen. Er weiß nicht, daß ein voller Schatz der Lebenssaft und das Blut des Volkes ist, daß dieses kostbare Blut geschont werden muß, daß die Sparsamkeit die erste der öffentlichen Tugenden und daß, Alles in Allem genommen, die beste Regierung diejenige ist, welche am wenigsten kostet. Guizot und seine Schule haben unsere Seelen ausgetrocknet, Thiers und seine Schule würden unsere Taschen leeren. Der Eine würde uns das Bischen Tugend, der Andere das Bischen Geld, welches uns geblieben, noch vollends rauben.

(Etudes sur les orateurs parlementaires.)

(Magazin f. L. d. Auslandes.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ja ich bins Du Unglückseelge bin der Räuber Jaromir."

Herr Beckmann als Windmüller

in der Posse: Der Vater der Debitantin. (1ste Scene.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt

des ersten Bandes der Tutti Frutti.

Seite:

Der himmelblaue Domino, (Marryat.) 1
Napoleon in Flandern, (Souvenirs du Duc de Vicense.) 5
Das Veilchen unter der Brust, (Précurseur.) 7
Murat's Tod, (Marmont.) 8
Die Souverains des Nordens, (Marquis von Londonderry.) 11
Das Courier- und Postwesen in der Türkei, (Camille Callier.) 13
Reiter's Abschied, (Gruppe.) 16
Historische Studien. Murillo und Cervantes, (Musée des Familles.) 17
Eine spanische Diligence, ((L'auteur de Nathalie.) 21
Das rothe Siegel, (Alfred de Vigny.) 25
Lord Byron in Pisa, (Quotidienne.) 31
Tanka. 34
Perditus Mutton, (Douglas Jerrold.) 36
Das verlassene Dorf, (Lady Blessington.) 43
Des Juden letzte Nacht im Leben, (Boz-Dickens.) 46
Ein Duell ohne Zeugen, (Voleur.) 49
Abenteuer des spanischen Renegaten Ali-Ben-Abdallah, (Commerce.) 52
Eine Restauration auf hoher See, (Léon Gozlan.) 61
Skokloster, (Marmier.) 65
Das Album von Waterloo, (Naval and Military Magazine) 69
Perlen und Korallen, (Voleur.) 71

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite:

Niederländische Genrebilder, (Marryat.) 73
Der Deserteur und der Trommler, (Revue africaine.) 81
Briefe über Paraguay und den Dr. Francia, (Tait's Magazine.) 83
Weihnachts-Mährchen, (Boz-Dickens.) 89
Thiers, (Cormenin.) 92

Zwölf artistische Beilagen

zum ersten Bande

der

TUTTI FRUTTI.

1. Unverhoffte Störung, *[colorirt.]*
2. Herzog von Nemours.
3. Abd-el-Kader.
4. Herr und Diener.
5. Victoria, Königin von England, *[colorirt.]*
6. Advocat und Client.
7. Die schlimmen Miether.
8. Familienscene.
9. Plock (in „die Reise auf gemeinschaftliche Kosten,") *[colorirt.]*
10. Marschall Soult.
11. Thiers.
12. Beckmann (in „der Vater der Debütantin,") *[colorirt.]*

Druck von D. Friedländer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf